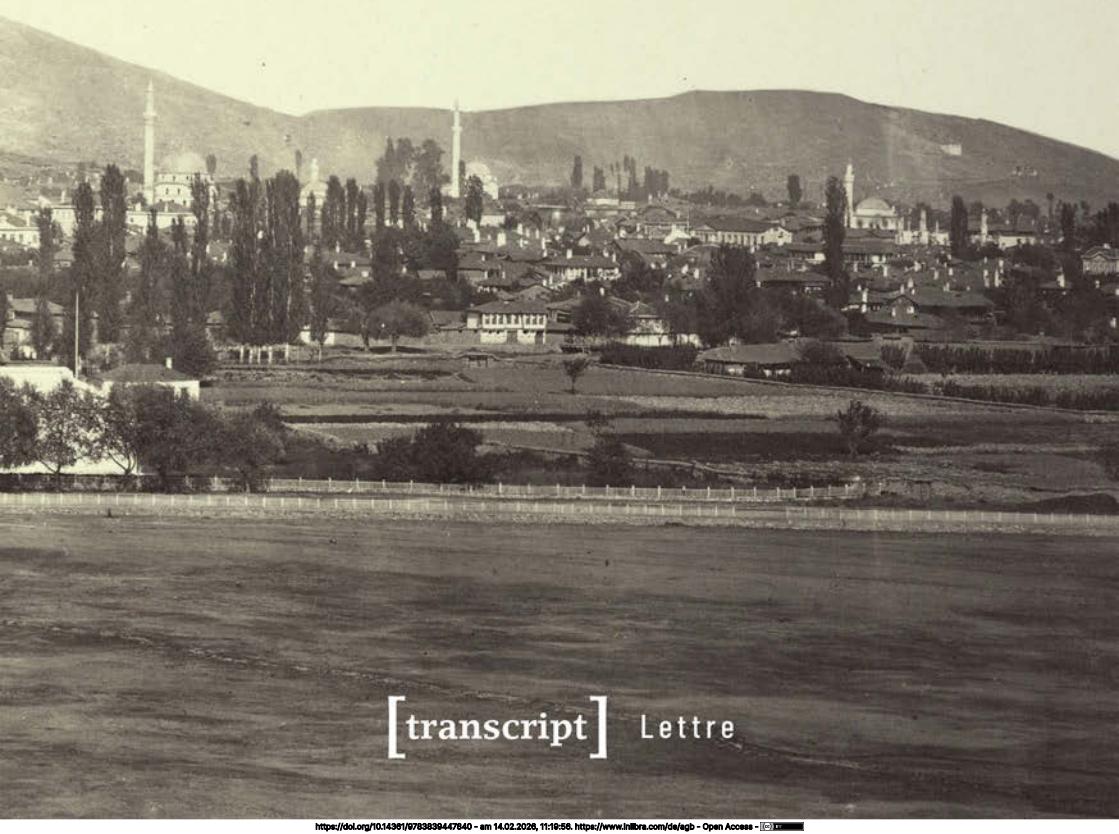


Benjamin Langer

»FREMDE, FERNE WELT«

Mazedonienimaginationen
in der deutschsprachigen Literatur
seit dem 19. Jahrhundert



[transcript] Lettre

Benjamin Langer
»Fremde, ferne Welt«

Lettre

Benjamin Langer, geb. 1976, promovierte in deutscher Philologie und ist an der Freien Universität Berlin tätig. Er hat eine Reihe von literarischen Übersetzungen aus dem Mazedonischen vorgelegt, für die er 2017 von der Mazedonischen Akademie der Wissenschaften und Künste ausgezeichnet wurde.

BENJAMIN LANGER

»Fremde, ferne Welt«

**Mazedonienimaginationen in der deutschsprachigen Literatur
seit dem 19. Jahrhundert**

[transcript]

Die vorliegende Arbeit wurde 2018 als Dissertation an der Freien Universität Berlin eingereicht.

Die Open-Access-Publikation dieses Bandes wurde von der Freien Universität Berlin gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2019 im transcript Verlag, Bielefeld

© Benjamin Langer

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: »Monastir (Südansicht)« von Josef Székely. Österreichische Nationalbibliothek, Inventarnummer VUES IV 41084

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-4784-6

PDF-ISBN 978-3-8394-4784-0

<https://doi.org/10.14361/9783839447840>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

Vorbemerkung	7
1 Mazedonien – ein umstrittener Raum. Forschungszugänge	9
2 Von Pistolen, Luftmatratzen und Flöhen. Prägungen einer bisherigen <i>terra incognita</i> im deutschsprachigen Diskurs des 19. Jahrhunderts	27
2.1 <i>Terra incognita</i> in Europa. Reiseberichte aus einer unbekannten Region.....	30
2.2 Die Fiktionalisierung des Raumes. Karl May und Mazedonien	51
3 ›Mazedonien‹ und die ›Mazedonier‹ und ihre Etablierung auf den <i>mental maps</i> deutschsprachiger Autoren	69
3.1 Der ›Hexenkessel des europäischen Orientes‹	70
3.2 ›Finstere Gesichter, hohe, schlanke Gestalten‹. Die Herausbildung des ›Heroismus-Stereotyps‹.....	84
4 Die Vereinnahmung des Raums. Kolonialdiskurs und Erster Weltkrieg	109
4.1 Koloniale Ambitionen in Mazedonien	110
4.2 Die Arbeit der ›Mazedonischen Landeskundlichen Kommission (Malako)‹	117
4.3 Der Erste Weltkrieg. Berichte vom Kriegsschauplatz.....	127
5 Die ›mazedonische Front‹ als literarischer Topos	147
5.1 Ideologische Zuschreibungen	149
5.2 ›Nur arme Panjes‹. ›Antikriegsgeschichten‹ von der ›mazedonischen Front‹	166
5.3 ›In vergessener Mission‹. Die Bundeswehr in Mazedonien.....	172
6 <i>Macedonia heroica sed inferiora. Freiheitskämpfer und Germanen</i>	177
6.1 Goten in Mazedonien.....	179
6.2 Schmutzige Helden.....	193

6.3	Bündische Jugend und Hajducken	208
7	Das ferne Land.....	217
7.1	Im Morgenland.....	218
7.2	Wildes Grenzland für harte Männer	233
8	»All das schöne Undsoweiter«. Mazedonien bei Peter Handke.....	245
9	»Ein unentdecktes Land«. Mazedonien als Reisedestination	255
10	»Skopje liegt im Vardartal«. Resümee und Ausblick	273
	Dank	283
	Literaturverzeichnis	285

Vorbemerkung

Die Berichterstattung deutschsprachiger Medien über Mazedonien unterliegt deutlichen Aufmerksamkeitskonjunkturen. Nun, während ich Mitte Januar 2019 die letzten Korrekturen in das Manuskript dieser Arbeit einpflege, ist es gerade in allen Medien präsent. Allerdings erschließt sich einmal mehr nicht in jedem Fall auf den ersten Blick, was genau mit »Mazedonien« gemeint ist. Bezeichnet dieser Begriff nur den Staat, der seit 1991 unter dem Namen »Republik Mazedonien« firmiert? Oder die gleichnamige nordgriechische Provinz? Oder die historische Region, die beides und noch etwas mehr umfasst? Ein Video auf der Webseite der *Tagesschau* titelt etwas verwirrend: »Aus Mazedonien wird Nord-Mazedonien«, die Online-Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* verkündet nicht weniger paradox: »Mazedonien für Nordmazedonien«. Beide Überschriften insinuieren, dass die Republik Mazedonien als *pars pro toto* für die gesamte Region steht bzw. eben diese Region ist; dass sie sich nun in einen geographisch definierten Teil verwandelt, erscheint in dieser Sichtweise absurd. Vorausgegangen war am 11. Januar 2019 eine Abstimmung im Parlament der Republik Mazedonien, aufgrund des ›Namensstreits‹ mit Griechenland in transnationalen Organisationen wie den Vereinten Nationen »Ehemalige jugoslawische Republik Mazedonien«, die mit denkbar knappem Ausgang den Weg für eine Verfassungs- und Namensänderung freimachte. Stimmt auch das griechische Parlament dafür, soll die bisherige Republik Mazedonien schon bald offiziell »Republik Nordmazedonien« heißen. Im Gegenzug will die griechische Regierung unter Alexis Tsipras ihre Blockadehaltung aufgeben und dem nördlichen Nachbarland die Mitgliedschaft in der NATO und perspektivisch auch der EU zumindest nicht mehr verstellen. Auf diesen Kompromiss hatten sich die beiden Regierungschefs Alexis Tsipras und Zoran Zaev im Sommer 2018 geeinigt, um den jahrzehntelang währenden und in der Republik Mazedonien teilweise lähmend wirkenden ›Namensstreit‹ zu beenden. Allerdings muss die Vereinbarung nun auch im griechischen Parlament eine Mehrheit finden; ob dies gelingt, ist noch fraglich. Die Regierungskoalition ist gerade an der ›Mazedonienfrage‹ zerbrochen, Tsipras muss sich neue Mehrheiten suchen, und der Gegenwind ist groß – wie übrigens auch in der Republik Mazedonien, wo nicht wenige Menschen fürchten, mit einer Namensänderung des Staates ihre ›Identität‹ zu verlieren.

Immerhin sieht der Kompromiss u.a. vor, dass die Landessprache weiterhin »Mazedonisch« heißen soll. Schmerhaft ist die Namensänderung jedoch allemal. Die weitere Entwicklung in dieser Angelegenheit bleibt abzuwarten. Ebenso ist offen, ob eine Namensänderung auch den alltäglichen Sprachgebrauch verändert oder ob im deutschen Sprachraum in Bezug auf eine »Republik Nordmazedonien« nicht eher weiterhin schlicht von »Mazedonien« gesprochen wird, wie es sich – die oben zitierten Überschriften führen es eindrucksvoll vor – auch in Hinblick auf die »Republik Mazedonien« eingebürgert hat. Zu vermuten ist es, ebenso wie wohl davon auszugehen ist, dass sich die Zuschreibungen, die seit dem 19. Jahrhundert mit »Mazedonien« verbunden sind und die in dieser Arbeit analysiert werden, auch in Bezug auf ein »Nordmazedonien« halten werden. Die Zukunft wird es weisen. Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass bei Erscheinen dieses Buches die Republik Mazedonien möglicherweise schon einen neuen Namen trägt. Darüber, dass dann in meinem Text weiterhin der bisherige Name verwendet wird, bitte ich in diesem Falle hinwegzusehen.

1 Mazedonien – ein umstrittener Raum. Forschungszugänge

Als 2013 erstmals ein Roman des mazedonischen Schriftstellers Vlada Urošević in deutscher Übersetzung erscheint, veröffentlicht die Schriftstellerin und Journalistin Elke Schmitter im Feuilleton des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* ein Porträt des Autors. In ihrer einfühlsamen Würdigung des damals beinahe achtzigjährigen Urošević nimmt sie mehrmals Bezug auf die abseitige Lage seines Landes: ein »kosmopolitischer Surrealist hinter den sieben Bergen« sei er, der im »toten Winkel Europas [...] ein großes Werk erschaffen« habe (Schmitter 2013: 100), in einer »abgehängten, winzigen Volkswirtschaft am Rande der westlichen Welt« (Schmitter 2013: 101). Es ist eine mehrfache Peripherie, an der die Republik Mazedonien hier verortet wird: eine geographische, politische und wirtschaftliche. Zugleich erscheint das Land so abgelegen, dass es bereits Teil einer imaginären Geographie des Märchens wird, dort, »hinter den sieben Bergen«, wo sich auf »dem verbuckelten Kopfsteinpflaster [...] eiserne Kettenglieder mit Dornen [türmen], so lang und gebogen wie der von Gicht gekrümmte Finger eines Hünen«, und aus dem »Schornstein der engen Schmiede [...] Dampf in die graue Morgenluft von Skopje [steigt]; der Gehilfe hämmert die Halsbänder für die Hirtenhunde, die in den Bergen Mazedoniens die Schafe vor den Wölfen verteidigen« (Schmitter 2013: 100). Der Charakter des Imaginären, den das Land hier annimmt, mag allerdings auch der städtebaulichen Politik der damaligen mazedonischen Regierung unter Nikola Gruevski geschuldet sein:

»Die national gesinnte Regierung – deren Minister sich gern von der Konrad-Adenauer-Stiftung schulen lassen – siedelt die Hauptstadt dieses balkanischen Landes gleich im Reich des Imaginären an: Große bärtige Kerle auf glattpolierten Schlachträssern zielen mit Pistolen auf unsichtbare Feinde, riesige Löwen reißen bedrohlich das Maul auf, und im Zorn erstarrte Recken in Prinz-Eisenherzmänteln halten die Faust in die abgasbelastete Luft. Einer Horde entfesselter Jungriesen gleich, bestückt die Regierung die Halbmillionenstadt Skopje mit Denkmälern wie aus dem Playmobilkatalog, um eine Vergangenheit zu erfinden, die so ehrenvoll wie ruhmreich ist, und mit Regierungsgebäuden, deren groteske Übergröße von imperialen Träumen erzählt.« (Schmitter 2013: 101)

Nun ist spätestens seit Benedict Andersons Studie über die ›Erfindung der Nation‹ als *imagined community* der konstruierte Charakter jedwedes *nation-building* ins allgemeine Bewusstsein gerückt (vgl. Anderson 1988). Und als – wenn auch im europäischen Kontext verspäteter – Akt des *nation-building* oder auch *nation branding* kann das Projekt »Skopje 2014« der Regierung Gruevski, auf das hier angespielt wird, durchaus betrachtet werden (vgl. dazu etwa Dimova 2013, Graan 2013, Boškovska 2016 und Džihić 2017: 15). Die Kritik an Art und Durchführung dieses »nationalen Disneyland[s]«, an dieser »Hauptstadt des Kitschs« (Knüppel 2017), die auch von zahlreichen Mazedoniern¹ geteilt wird (vgl. Boškovska 2016: 189–190), ist zweifelsohne berechtigt. So vertieft der »neue[] Ethno-Nationalismus« (Džihić 2017: 15), dessen Ausdruck das Projekt ist, die Gräben zwischen den unterschiedlichen Ethnien im Land und entzweit auch die slawischsprachigen Mazedonier in Befürworter und Gegner. Finanzierung und Durchführung sind ausgesprochen transparent (Boškovska 2016: 186). Und nicht zuletzt ist der Stil der ausgeführten Baumaßnahmen »im Verhältnis zur Region identitäts- und traditionslos«. Sie negieren in einem »respektlosen Umgang mit dem *genius loci*« das gewachsene Palimpsest der Stadt:² »Durch diese ahistorische Geste stellt sich der Archaismus als ein Pseudo-Historismus bloß, der in Wahrheit die Tradition und Historizität missachtet.« (Zimmermann 2016: 140)

Allerdings scheint in der deutschsprachigen Berichterstattung zum Teil, etwa wenn »Skopje 2014« als »grotesker Operettenstadel« (Stier 2018) (dis-)qualifiziert wird, ein Gestus der kulturellen Überlegenheit durch, den es bereits um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Texten über die Region Mazedonien gab. Von kolonialistischen Ambitionen, wie sie damals in Bezug auf diese Region verbreitet waren, ist man heute sicherlich weit entfernt. Doch die Haltung, die in den jeweiligen Texten durchscheint, ist möglicherweise nicht immer so anders. Wohl zu Recht beklagt die aus der heutigen Republik Mazedonien stammende Schweizer Historikerin Nada Boškovska den »überhebliche[n] Spott der Welt [...], die sich über das kleine, arme Land lustig macht, das seine Ressourcen auf unsinnige Art verschleudert. Es ist für Außenstehende ein Leichtes, von Disneyland zu sprechen, vernichtende Urteile zu fällen und womöglich die Dinge zu verkehren.« (Boškovska 2016: 190)³ Ihrer Meinung nach hätte sich das Land nach seiner Unabhängigkeit

¹ Mit Nennung der männlichen Funktionsbezeichnung ist in diesem Buch, sofern nicht anders gekennzeichnet, immer auch die weibliche Form mitgemeint.

² Zur »Stadt als Palimpsest« vgl. Assmann 2009.

³ Boškovska weist etwa darauf hin, dass die Umgestaltung Skopjes und die damit einhergehende Zerstörung eines u.a. in der Zeit des Sozialismus gewachsenen Stadtbildes zumindest teilweise auch als Reaktion auf Forderungen des Europaparlaments gesehen werden kann, sich des sozialistischen Erbes der Republik Mazedonien zu entledigen (vgl. Boškovska 2016: 188) – auch Schmitter erwähnt in ihrem einführend zitierten Text die Beratung der VMRO-Regierung durch die CDU-nahe Konrad-Adenauer-Stiftung. In eine ähnliche Richtung zielt Stefan Troebst

im Jahr 1991 völlig anders entwickelt, wäre es von Anfang an »ohne weiteres in die Staatengemeinschaft aufgenommen und sein Existenzrecht nicht in Frage gestellt worden« (Boškovska 2016: 190).⁴ Damit bezieht sie sich insbesondere auf den sogenannten ›Namensstreit‹ mit Griechenland, der seit der mazedonischen Unabhängigkeit den Weg des jungen Staates in NATO und EU blockiert und bereits zahlreiche Einschränkungen seiner Selbstbestimmung mit sich gebracht hat (vgl. zusammenfassend etwa Sundhaussen 2012: 473–476, auch Boškovska 2016: 176). Im Kern des Problems liegt die Tatsache, dass Griechenlands nördlichste Provinz denselben Namen trägt und es der Republik Mazedonien (in transnationalen Organisationen wie den Vereinten Nationen aufgrund des Streites mit Griechenland immer noch offiziell »Ehemalige jugoslawische Republik Mazedonien«) – teilweise durchaus von dieser geschürte – ›großmazedonische‹ Ambitionen unterstellt (vgl. Voß 2003), und dass Griechenland meint, den alleinigen historischen Anspruch auf das ›Erbe Alexanders des Großen‹ zu haben.⁵ Doch auch mit anderen Nachbar-

in seiner Rezension des Bandes *Macedonia and the Macedonians* von 2008, in dem der kanadische, aus dem nach den Balkankriegen zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Griechenland gefallenen ›Ägäis-Mazedonien‹ stammende Osteuropahistoriker Andrew W. Rossos eine von der Antike bis in die Gegenwart reichende ›Nationalgeschichte der Mazedonier vorgelegt hat. Troebst bescheinigt dieser ›großen Erzählung‹ zahlreiche Inkongruenzen sowie eine ›Fixierung‹ auf die Vorstellung einer ›makedonischen Nation‹, mit der bereits die mazedonische Unabhängigkeitsbewegung um 1900 operiert habe, unter gleichzeitigem Ausschluss der ›Möglichkeit nationaler Indifferenz, ethnonational uneindeutiger Begriffe (wie z.B. ›Hiesige‹, ›Unsrige‹ u.a.), gar temporären Zuordnungen zu anderen Identifikationsmustern (›Bulgare‹, ›Rechtgläubiger‹, ›Slaw‹, ›Christ‹ oder ›Makedonier‹ in einem regionalen, d.h. Nicht-Slaven miteinschließendem Sinne)‹ (Troebst 2008: 2). Die ›historische Meistererzählung vom ethnonational definierten ›makedonischen Volk‹ sei jedoch, so Troebst, wenn auch für die geschichtswissenschaftliche Forschung aufgrund ihrer ›streckenweisen Nicht-Historizität‹ von beschränktem Nutzen, für die Republik Mazedonien von unbestreitbarem geschichtspolitischen Wert. Und dies auch vor dem Hintergrund der EU-Integration des Landes: »Denn auch und gerade aus der EU-Perspektive ist die ›Vollwertigkeit‹ der in Warteschleife befindlichen Beitrittskandidaten ein zwar nicht formales, aber doch wichtiges Kriterium. Und dazu gehört im Europa der Vaterländer auch weiterhin eine plausible Herleitung der eigenen Nation und ihres Nationalstaats.« (Troebst 2008: 4) Die ›Antikisierung‹ mazedonischer ›Nationalgeschichte‹ und der damit einhergehende neue ›Ethno-Nationalismus‹, die in dem Projekt »Skopje 2014« zum Ausdruck kommen, könnten also gleich in zweifacher Hinsicht als Antwort auf eine bestimmte Erwartungshaltung der Europäischen Union ausgelegt werden – auch wenn sie das Land, das seit 2005 Beitrittskandidat ist, im Ergebnis eher weiter von der Beitrittsperspektive entfernt haben.

4 In einem Artikel der *Süddeutschen Zeitung* vom 12./13. Mai 2018 führt auch die Skopjer Philosophie-Professorin Katerina Kolozova »Skopje 2014« und die sogenannte »Antikisierung«, die sie »komplett idiotisch« findet, auf die Frustration durch die Blockade der EU-Perspektive durch Griechenland zurück: »Das ist die Kompensation für Demütigungen«, sagt sie, »so zeigt man der Außenwelt den Mittelfinger.« (Münch 2018: 14)

5 Einen gut lesbaren Beitrag über den griechisch-mazedonischen Streit und die allgemeine Situation in der Republik Mazedonien zum Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts bieten

staaten befindet sich die Republik Mazedonien im Konflikt, etwa mit Bulgarien, das beklagt, sie wolle ihm seine Geschichte stehlen, und sie zugleich kulturell und sprachlich kurzerhand als bulgarisch betrachtet (vgl. Boškovska 2016: 172, 174-175).⁶ Dass Nationen bzw. Ethnien im modernen Sinne aus wissenschaftlicher Sicht nicht mit antiken oder mittelalterlichen Reichen und ihren Bevölkerungen gleichgesetzt werden können, ficht dabei keine der beteiligten Parteien an (vgl. Boškovska 2016: 174-175).

Die Frage nach dem Existenzrecht ›Mazedoniens‹ bzw. überhaupt seiner Existenz – was ist ›Mazedonien‹ (bzw. ›Makedonien‹ oder ›Macedonien‹) eigentlich, wo sind seine Grenzen, welchen Ethnien bzw. ›Nationen‹ gehören seine Einwohner an etc. – ist ebenso wie der herablassende Blick und die Verortung an der Peripherie bereits seit dem 19. Jahrhundert auch im deutschsprachigen Diskurs virulent. So konstatiert der Publizist Richard von Mach im Jahr 1895 ein »Chaos« unterschiedlichster Verlautbarungen über die Region und ihre Bevölkerung, »in welchem Wahres von Falschem selbst dem schwer zu unterscheiden wird, der sich berufsmässig oder aus Neigung mit der Balkanhalbinsel beschäftigt hat« (Mach 1895: 24), und hält fest: »Macedonien ist mehr eine historische Erinnerung als ein geographischer Begriff.« (Mach 1895: 22) Will man sich heute über ›Mazedonien‹ informieren, wirken nicht nur weiterhin die oft sehr subjektiv vertretenen unterschiedlichen Einschätzungen verwirrend (insbesondere, wenn man mittels Internetrecherche Aufschluss sucht), auch die im Deutschen parallel verwendeten Schreibweisen Mazedonien/Makedonien tragen nicht zur besseren Übersichtlichkeit bei.⁷ Selbst in Publikationen mit wissenschaftlichem Anspruch fällt auf, wie emotional – und für wissenschaftliche Diskurse erstaunlich subjektiv – auch der deutschsprachige Mazedoniendiskurs teils geführt wird, wenn sich manche Autoren explizit zum Fürsprecher der ihrer Darstellung nach von Griechen, Bulgaren, Albanern etc. in ihrem Existenz- und Selbstbestimmungsrecht bedrohten »Mazedoni-

Ihlau und Mayr 2009: 235-249. Zur jüngsten Volte im Disput – siehe die Vorbemerkung – bietet sich ein Blick in die aktuelle Presseberichterstattung an.

6 Zu den mazedonisch-griechischen, mazedonisch-bulgarischen und auch mazedonisch-albanischen »Identitätskonflikten« vgl. auch Riedel 2005: 105-158.

7 Mittlerweile hat es sich zumindest in den Medien eingebürgert, dass die Schreibweise »Mazedonien« (die auch das Auswärtige Amt verwendet) überwiegend für die seit 1991 unabhängige Republik Mazedonien, »Makedonien« hingegen für das antike Reich Alexanders des Großen und häufig auch die nordgriechische Provinz verwendet wird. Durchgängig ist das aber nicht so, und für die historische Region, die sich im 19. Jahrhundert unter dem latinisierten Namen »Macedonien« in den europäischen Besitzungen des Osmanischen Reichs herausbildete, sind ohnehin beide Varianten in Gebrauch. In der vorliegenden Arbeit wird die Bezeichnung »Mazedonien« sowohl für die historische Region als auch den seit 1991 bestehenden Staat (der hier als »Republik Mazedonien« firmiert) verwendet; in Zitaten allerdings kommen alle Varianten gleichermaßen vor.

er« bzw. »Makedonen«⁸ machen und in ihrer Verteidigung einer ›mazedonischen Identität‹ nicht nur jegliche wissenschaftliche Neutralität und Objektivität vermis sen lassen, sondern Ressentiments schüren (etwa Steppan 2004 und Oschlies 2004; zu Steppan vgl. auch die kritische Rezension des Berliner Slawisten Voß 2005), oder umgekehrt wie der österreichische Slawist Otto Kronsteiner noch 1995 eine eigenständige mazedonische Nationalidentität und –sprache kurzerhand als Erfindungen bzw. Fälschungen abtun (vgl. Kronsteiner 1995).⁹ Ansonsten ist der Mazedoniendiskurs weithin von geradezu reflexhaft wiederkehrenden klischeehaften Zuschreibungen wie »Pulverfass« – wahlweise »Pulverfass am Rande Europas« (etwa Kálnoky 2017) oder »Pulverfass des Balkans« (etwa Lendvai 2017)¹⁰ – geprägt. Ganz offensichtlich gilt weiterhin, was Hans Hartl bereits 1973 in seiner Untersuchung der »Nationalitätenprobleme im heutigen Südosteuropa« festgehalten hat:

»Das Stichwort Mazedonien weckt Assoziationen. Man denkt an den berühmten ›Zankapfel auf dem Balkan‹, von dem vor und nach der Jahrhundertwende die Gazetten schrieben, daß er zugleich auch das ›Pulverfaß Europas‹ sei, man denkt an Guerillakrieg, Komitadschibanden und verschwörerische Geheimbünde mit Pistole und Dolch. Diese Klischeevorstellungen haben das Mazedonien- und Balkanbild von Generationen europäischer Zeitungsleser geprägt; das mazedonische Problem selbst blieb – und bleibt auch heute wieder – für die meisten ein undurch-

8 Da der Begriff »Mazedonier« bzw. »Makedonier« unscharf ist – er kann alle Einwohner der historischen Region Mazedonien ebenso wie alle Staatsbürger der Republik Mazedonien oder auch lediglich diejenige Bevölkerung Mazedoniens, die sich zur südslawischen Sprache »Mazedonisch« und einer ebensolchen Nation bekennt, bezeichnen –, verwenden manche Autoren insbesondere in der Slawistik »Makedonen« für letztgenannte Gruppe. Im allgemeinen deutschsprachigen Diskurs üblicher ist aber der Begriff »Mazedonier«, er wird daher in all seiner Uneindeutigkeit auch in vorliegender Arbeit verwendet.

9 Andere, wie der Journalist Wolfgang Libal in seinem Buch mit dem programmatischen Titel *Mazedonien zwischen den Fronten. Junger Staat mit alten Konflikten* von 1993, äußern sich vage, nehmen aber mit ihrer offensichtlichen Unkenntnis kokettierend – »so will es mir scheinen« – doch eine bestimmte Position ein: »Sind aber die Mazedonier, wo immer sie auch leben, ein eigenes Volk im ethnischen Sinn, mit eigenen Bräuchen, eigener Volkspoesie, eigener Sprache, unverwechselbar unterschieden von ihrer sonstigen slawischen Umgebung, von Serben und Bulgaren? Über diese Frage sind schon ganze Bibliotheken geschrieben worden, und so wird man von mir, der ich weder Ethnologe noch Sprachwissenschaftler bin, wohl keine definitive Antwort erwarten. Wenn ich Revue passieren lasse, was ich alles über diesen Komplex gelesen habe, so will es mir scheinen, daß die Mehrzahl der Experten doch meint, die Mazedonier seien Teil der größeren bulgarischen Kulturgemeinschaft, und ihre Sprache sei ein westbulgarischer Dialekt.« (Libal 1993: 140)

10 Angesichts der Tatsache, dass der ›Balkan‹ seit dem Attentat von Sarajevo 1914 gemeinhin metaphorisch als »Pulverfass Europas« bezeichnet wird (vgl. Baleva und Previšić 2016: 19), gerät Mazedonien hier zu einer Art von ›doppeltem Pulverfass‹ oder ›Pulverfass im Pulverfass‹.

sichtiges Knäuel verwickelter Tatbestände. Einige Schwierigkeiten bereitet schon die topographische Identifikation.« (Hartl 1973: 111)

Angesichts dieser Gemengelage erscheint es naheliegend, ›Mazedonien‹ als vielfach diskursiv geformten und überformten Raum zu betrachten, statt – wie seit dem Aufkommen der ›mazedonischen Frage‹ am Ende des 19. Jahrhunderts bis heute immer wieder geschehen – eine wie auch immer geartete essentialistische und eindeutige »Wahrheit über Mazedonien«¹¹ feststellen zu wollen. Hat sich doch in den Sozial- und Kulturwissenschaften spätestens seit dem sogenannten *spatial turn* (vgl. Bachmann-Medick 2006: 284–328)¹² gegen Ende des 20. Jahrhunderts ausgehend von postmodernen und postkolonialistischen Ansätzen insbesondere in der *New Cultural Geography* transdisziplinär die Einsicht durchgesetzt, dass auch ein geographischer Raum niemals nur eine ontologische Gegebenheit verkörpert, sondern ebenso von – wandelbaren und oft heterogenen – Projektionen, Imaginationen, symbolischen Zuschreibungen etc. geformt wird. In einer griffigen Formulierung des Berliner Geographie-Historikers Hans-Dietrich Schultz: »Räume sind nicht, Räume werden gemacht.« (Schultz 1997)

Der Humangeograph Edward Soja, einer der bekanntesten Vertreter des *spatial turn*, spricht von *real-and-imagined places* (Soja 1996, 2014), um die Mehrdeutigkeit von Räumen zu bezeichnen. In seiner am Beispiel von Los Angeles entwickelten Raumtheorie geht er davon aus, dass hergebrachte Raumkonzepte auf einer binären Logik von realem, empirisch belegbarem und vermessbarem Raum (*firstspace*) und mentalem, von diskursiv vermittelten Repräsentationen konstituiertem Raum (*secondspace*) basieren und damit wechselseitig jeweils relevante Aspekte des Raumes ausschließen. Dies greift Soja zu kurz. In seiner theoretischen Annäherung an die Verfasstheit von Räumen möchte er »ein anderes Denken über Raum« (Rau 2017: 78) etablieren, bipolare Konzepte wie »subject-object, body-mind, male-female, black-white, core-periphery, socialism-capitalism, city-countryside, perceived and conceived space« (Soja 2014: 119) bzw. »Historizität/Sozialität oder Realität/Repräsentation überwinden und eine epistemologische Offenheit herstellen« (Rau 2017: 78). Die Frage, die er zugleich zugrundelegt und die konstitutiv für die neueren Raumtheorien ist: »why is it we think of time (and its concrete and configured extension as history) as dynamic and developmental, involving process and change, while space (and its concrete configuration as human geography) tends to

¹¹ So der Titel einer Schrift Spiridon Gopčevićs aus dem Jahr 1890, die polemisch den Standpunkt vertritt, die Slawen Mazedoniens seien Serben, und ebenso eines Buches aus dem Jahr 1918, in dem ein D. Mischeff, »Mitglied der bulgarischen Akademie der Wissenschaften«, für die ›Wahrheit‹ bulgarischer Ansprüche auf Mazedonien eintritt; vgl. Gopčević 1890 und Mischeff 1918. Heute ein insbesondere in einschlägigen Internetforen gerne verwendeteter Topos.

¹² Zum *spatial turn* in den Literatur- und Kulturwissenschaften vgl. auch Winkler/Seifert/Detering 2012, Döring und Thielmann 2009, Hallet und Neumann 2009, Czáký und Leitgeb 2009.

be seen as naively given, fixed, inert – merely background, container, stage, environment.« (Soja 2014: 117)

In seiner Beschäftigung mit dem Raum bezieht sich Soja auf Foucaults Vorstellung der ›Heterotopien‹, die dieser 1966 in einem Radiobeitrag entwickelt hat. Foucault geht davon aus, dass es in jeder Gesellschaft »vollkommen andere[] Räume« (Foucault 2013: 11) gibt, »Utopien [...], die einen genau bestimmbaren, realen, auf der Karte zu findenden Ort besitzen und auch eine genau bestimmbare Zeit« (Foucault 2013: 9). Bei diesen von ihm so genannten »Heterotopien« handelt es sich um »Orte, die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar ausschließen, ersetzen, neutralisieren oder reinigen sollen. Es sind gleichsam Gegenräume.« (Foucault 2013: 10) Als Beispiele für solche »realen Orte jenseits aller Orte« nennt Foucault etwa »Gärten, Friedhöfe, Irrenanstalten, Bordelle, Gefängnisse, die Dörfer des Club Méditerranée« (Foucault 2013: 11), aber auch Kolonien (vgl. Foucault 2013: 20-21) und Schiffe (vgl. Foucault 2013: 21-22). Kennzeichen der Heterotopien sind neben ihrer Vielfalt und Wandelbarkeit (vgl. Foucault 2013: 11-14) und ihrer häufigen »Verbindung mit besonderen zeitlichen Brüchen« (Foucault 2013: 16) ein »System der Öffnung und Abschließung [...], welches sie von der Umgebung isoliert.« (Foucault 2013: 18)

Soja nimmt Foucaults Konzept als »a way of looking, with maximum breadth and scope, at any space one chooses« (Soja 2014: 119) in seine Überlegungen über den Raum auf und entwickelt in Auseinandersetzung mit den Ideen des französischen Soziologen Henri Lefebvre, die dieser 1974 unter dem Titel *La production de l'espace* erstmals publiziert hatte, seine Theorie des *thirdspace*. Lefebvre, der die »Dichotomie von natürlichem Raum und sozialem Raum [bestreitet], indem er prinzipiell jeden Raum als Produkt menschlichen Handelns versteht«, unterscheidet in einem dreiteiligen Raummodell »(1) den wahrgenommenen Raum, (2) den konzipierten Raum des Wissens und der Zeichen und (3) den gelebten Raum der Akteure« (Winkler/Seifert/Detering 2012: 255). Diesen »gelebten Raum«, in dem die ersten beiden Raumtypen miteinander verschmelzen, nimmt Soja zum Ausgangspunkt für seine

»Annahme eines kulturell immerfort konstruierten ›Drittraums‹ (*thirdspace*), der die Perspektiven aus Erst- und Zweitraum in sich vereinen und darüber hinausgehen soll. Ziel ist ein räumliches Denken, das offen bleibt für das Nebeneinander des ›Realen-und-Imaginären‹ [...] in den gelebten Räumen, die sich nicht über den Gegensatz von Raum in seiner materiellen Form und begrifflich gefasstem Raum definieren lassen. Der Drittraum ist – und hier wird das Konzept anschlussfähig für die Literaturwissenschaften – immer gleichzeitig real-and-imagined« (Winkler/Seifert/Detering 2012: 263).

Zugleich enthält der *thirdspace* nach Soja stets etwas, das sich der Analyse entzieht und in geheimnisvollem Dunkel verbleibt. Raum lässt sich in diesem Verständnis

niemals vollständig ergründen: »From a *Thirdspace* perspective, no space is completely knowable; there is always something that is hidden, beyond any analytical point of view, shrouded in impenetrable mystery, like Borges's Aleph or, for that matter, Los Angeles or any other ›real-and-imagined‹ city anywhere.« (Soja 2014: 119)¹³ Dies fordert eine immer neue Beschäftigung mit den Implikationen des Raumes heraus, einen »intellectual nomadism«, wie Soja es nennt, der nicht hartnäckig auf einmal erreichten Erkenntnissen beharrt, sondern sich seinem Untersuchungsgegenstand immer wieder neu annähert – unter der Prämisse, dass nur eine Annäherung möglich ist, dass nur Tendenzen und Eventualitäten festgehalten werden können, keine letztgültigen Ergebnisse (Soja 2014: 119). Soja lenkt so den Blick auf die »Verschiedenartigkeit der Räume, die je nach Betrachter und Zeitpunkt changieren«, und zeigt die »radikale Heterogenität des Raums« (Rau 2017: 78) auf – eine Herangehensweise, die sich auch in der analytischen literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ›Mazedonien‹ als *real-and-imagined place* als fruchtbar erweisen kann. Eine besondere Rolle vermag dabei auch dem Konzept der Heterotopie zuzukommen, insbesondere in seiner Anschlussfähigkeit an Liminalitätsentwürfe, die aus der symbolischen Anthropologie kommend Eingang in die Kulturwissenschaften gefunden haben.

Foucault unterteilt die Heterotopien in »Krisenheterotopien« und »Abweichungsheterotopien«. Erstere sind »in sogenannten primitiven Gesellschaften privilegierte oder heilige oder verbotene Orte« und »Menschen vorbehalten, die sich in einer biologischen Krisensituation befinden«, etwa für »Jugendliche in der Pubertät« (Foucault 2013: 11-12). Aber auch die Hochzeitsreise konnte laut Foucault als »Heterotopie und zugleich auch als Heterochronie« dienen, damit die Defloration »gleichsam in einem Nirgendwo« geschah (Foucault 2013: 12). Abweichungsheterotopien hingegen sind »Orte, welche die Gesellschaft an ihren Rändern unterhält«, und »eher für Menschen gedacht, die sich im Hinblick auf den Durchschnitt oder die geforderte Norm abweichend verhalten« (Foucault 2013: 12). Beide Konzepte entsprechen damit Schwellenorten, die – insbesondere bei den Krisenheterotopien – mit Schwellenzuständen verbunden sind, wie sie der Anthropologe Victor Turner in Initiationsprozessen ausgemacht hat. Turner zufolge können Initiationsprozesse in drei zu durchlaufende Phasen unterteilt werden: eine Phase der Krise, die zum Bruch oder auch der allmählichen Loslösung von gültigen Strukturen führt, eine Übergangsphase, in der sich Verhaltensmuster, Konventionen und soziale Differenzen auslösen, und zuletzt eine Phase, in der sich die Initiierten wieder in eine neue Struktur integrieren. Die Übergangsphase, die sogenannte Liminalität, beschreibt Turner so:

¹³ Zu Sojas Konzept des *third space* und seiner Auseinandersetzung mit Lefebvre vgl. auch Soja 2005.

»Die Eigenschaften des Schwellenzustands (der ›Liminalität‹) oder von Schwellenpersonen (›Grenzgängern‹) sind notwendigerweise unbestimmt, da dieser Zustand und diese Personen durch das Netz der Klassifikationen, die normalerweise Zustände und Positionen im kulturellen Raum fixieren, hindurchschlüpfen. Schwellenwesen sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetz, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Positionen.« (Turner 2000: 95)

Dass »aus dem Übergang ein permanenter Zustand« wird, ist laut Turner durchaus möglich; er stellt dieses Verharren in der Liminalität zum Beispiel beim Mönchsorden der Franziskaner fest (Turner 2000: 106).

Schwellen spielen für Imaginationen ›Mazedoniens‹ in der deutschsprachigen Literatur eine maßgebliche Rolle. Das – wie schon im einführenden Zitat gezeigt – in der Regel an der Peripherie Europas verortete Gebiet wird oft als Schwellenraum gezeichnet, als Raum, in dem sonst gültige Gesetzmäßigkeiten aufgehoben und die Protagonisten früherer Bindungen und Gewissheiten verlustig gegangen sind. Diese (häufig als deutsch entworfenen) Figuren können in der Regel selbst als ›Schwellenpersonen‹ oder ›Grenzgänger‹ bezeichnet werden, die sich in einem mehr oder weniger verstetigten Schwellenzustand befinden. Bei ihrer Untersuchung soll neben Turners Schwellenbegriff auch auf denjenigen Walter Benjamins rekuriert werden, bei dem Schwellen unter anderem »als Zeichen für räumlich-topographische Zonen der Unentschiedenheit bzw. des Übergangs jeglicher Art« (Parr 2008: 17) und für »›Schwellenzustände des Bewusstseins‹ einschließlich solcher der Überschreitung« (Parr 2008: 19) durch Rauschzustände fungieren.

In den Literaturwissenschaften hat der *spatial turn* bisher vielfache Resonanz erfahren. Dabei besteht allerdings, wie Kathrin Winkler, Kim Seifert und Heinrich Detering 2012 in ihrem aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt an der ETH Zürich hervorgegangenen »Versuch einer Positionsbestimmung« dargelegt haben, ein Nebeneinander von unterschiedlichen Zugängen und Bezeichnungen, die den »Eindruck einer besonders unübersichtlichen Forschungslage« (Winkler/Seifert/Detering 2012: 254) vermitteln. Gründe dafür könnten in der »Aktualität der Debatte, der Transdisziplinarität des Phänomens Raum oder am deutschen Unbehagen im Umgang mit diesem Begriff«, welches mit der »Vereinnahmung der Kategorie Raum im Zuge nationalsozialistischer Expansionsbestrebungen« zusammenhänge, zu finden sein (Winkler/Seifert/Detering 2012: 254). Hinzu komme die terminologische Unklarheit aufgrund der von Weigel (2002) geprägten Bezeichnung *topographical turn* für die aktuellen Raumforschungen in den Literatur- und Kulturwissenschaften, die zwar teilweise als »Unterströmung« des *spatial turn* oder auch seine »kulturwissenschaftliche Modifikation« definiert würden, laut Winkler/Seifert/Detering sich aber vom *spatial turn* Sojascher (bzw. Lefebvrescher) Prägung in ihrer Vernachlässigung der Perspektive des »Dritten Raumes« unterschei-

den (Winkler/Seifert/Detering 2012: 257-259). Sie zitieren Michael C. Frank, der in einem Aufsatz über die Literaturwissenschaften und den *spatial turn* konstatiert:

»Philosophie und Geographie debattieren normativ über eine angemessene Bestimmung des Raumbegriffs und nehmen vor diesem Hintergrund – gemeinsam mit der Soziologie – die Produktion des Raumes in den Blick, während sich die Literaturwissenschaften, ihrer fachlichen Kompetenz entsprechend, auf die deskriptive Analyse von Raumrepräsentationen beschränken.« (Frank 2009: 61-62)

Mit dieser »bemerkenswerten Arbeitsteilung«, so Winkler/Seifert/Detering, verbinde sich eine Absage an den im *spatial turn* ausgehend von Lefebvre formulierten Raumbegriff sowie eine nicht nachvollziehbare Beschränkung der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Raum, mit der eine Isolation innerhalb der internationalen Theoriebildung einhergehe:

»Implizit zeigt sich hier ein zweigeteiltes Raumdenken, das deutlich unterscheidet zwischen lebensweltlich ›vorgegebenen‹ Räumen und solchen, die ›durch topographische Kulturtechniken‹ erst hergestellt werden. Im Hinblick auf den geographischen Raum entspräche diese Differenz derjenigen zwischen einem realen Ort und seiner medialen Repräsentation. Die Literaturwissenschaften haben es unter dem Label des *topographical turn* allein mit dieser zweiten Gruppe zu tun. Diese Aufteilung aber folgt nicht jener von Lefebvre geforderten Abschaffung der Dichotomie der Raumbegriffe, die den Ausgangspunkt für die Raumdebatten im Zeichen des *spatial turn* markiert hatte.« (Winkler/Seifert/Detering 2012: 259)

Durch die Konzentration auf topographische Raumrepräsentationen, den *second space* im Sinne Sojas, schlössen die Literaturwissenschaften den *first space* aus ihren Untersuchungen aus und ignorierten damit den – im *spatial turn* als neu in die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Raum eingebrachten – Charakter des Raumes als *real-and-imagined*. Doch soll die Diskussion um die Bezeichnungen der »Wende hin zum Raum« hier nicht weiter ausgeführt werden. Für die vorliegende Arbeit ist ausschlaggebend, dass sie sich in der Annäherung an ihren Untersuchungsgegenstand ›Mazedonien‹ an Sojas Konzept des geographischen Raums als *real-and-imagined* und damit am Paradigma des *spatial turn* orientiert.

In Zusammenhang mit der Ausrufung des *spatial turn* in den Kulturwissenschaften und der damit verbundenen Aufforderung an die Literaturwissenschaften, sich »verstärkt mit den ›poietischen‹ Dimensionen von Erzählungen als Form der Raumerzeugung und des Raumwissens« (Neumann 2015: 97) zu beschäftigen, wurde häufig die bisherige Dominanz der ›Zeit‹ als Kategorie der Untersuchung von Narrationen über den ›Raum‹ beklagt. Dabei wurde vergessen, so Birgit Neumann in ihrem Beitrag über »Raum und Erzählung« zum *Handbuch Literatur und Raum*, dass die

»Theoretisierung der vielschichtigen Relation von Raum und Erzählung seit Beginn des 20. Jahrhunderts fester Bestandteil der Literaturwissenschaft ist. Michail Bachtin, Ernst Cassirer, Joseph Frank, Jurij Lotman und Michel de Certeau, um nur einige zu nennen, haben aus je unterschiedlichen theoretischen Perspektiven Formen, Strukturen und Funktionen der erzählerischen Raumkonstitution erforscht.« (Neumann 2015: 96)

Sie verweist des Weiteren auf erzähltheoretische Konzepte, in denen die Funktionen des erzählten Raums innerhalb der Narration analysiert werden, seine Rolle für Handlung und Figurencharakterisierung, als »Projektionsfläche für Stimmungen oder als Ausdrucksträger kultureller Vorstellungen« (Neumann 2015: 98), als Vorgabe von Handlungsspielräumen für einzelne Figuren.¹⁴ Derartige Fragen sind natürlich auch in einer Analyse des als *real-and-imagined* vorgestellten Raumes ›Mazedonien‹ in literarischen Texten zu stellen, so wie auch die nach der Perspektive des Erzählers – »auktorial vermittelt oder figural fokalisiert? –, die Auswirkungen auf die Verfasstheit des erzählten Raumes hat (vgl. Neumann 2015: 99).

Im Vordergrund der Analyse steht allerdings der ideologiekritische Impetus Sojas und der anderen Vertreter des *spatial turn*, die – mit ihrem an Foucault geschulten Diskursbegriff (vgl. Foucault 1996) – den »Raum als fundamentale Kategorie von Macht« (Bachmann-Medick 2006: 294) auffassen. Denn interpretiert man geographischen Raum als immer auch diskursiv produzierte Kategorie, bedingt das zugleich die Annahme, dass »Raum, Wissen und Macht verknüpft seien« (Rau 2017: 77). In den Worten Derek Gregorys, der mit *Imagined Geographies* ein weiteres Standardwerk des *spatial turn* vorgelegt hat: Es geht um »power, space, and representation and the discursive triangle they form« (Gregory 1994: 136-137). Diese ideologiekritischen Raumtheorien, die »Raum von Herrschaft und Macht durchzogen sehen und auf eurozentrismuskritische Umkartierungen von Zentrum und Peripherie hinarbeiten« (Bachmann-Medick 2006: 285), sind eng verwoben mit postkolonialen Ansätzen und deren Dekonstruktion der »konventionellen kolonialen Oppositionspaare von Herr und Sklave, ›weiß‹ und ›schwarz‹, Zentrum und Peripherie, Zivilisation und Barbarei« (Struve 2013: 105) sowie der durch diese binären Zuschreibungen ideologisch legitimierten Praktiken von Dominanz und Ausbeutung. Teilweise arbeiten Exponenten des Postkolonialismus selbst mit räumlichen Begriffen, so etwa Homi K. Bhabha mit seinem Entwurf eines *third space* im Sinne einer hybriden Zone kultureller Differenz (vgl. Bhabha 2000, Struve 2013: 121-128, Bachmann-Medick 2006: 203-206). Umgekehrt jedoch hat Edward Saids 1978 erstmal erschienenes Werk *Orientalism*, das von den Postkolonialen Studien als »Gründungsbuch« »adoptiert« wurde (Schäbler 2011: 289), großen Einfluss auf

14 Zu »Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung« vgl. auch Nünning 2009.

die Theorien des *spatial turn* ausgeübt und es darüber hinaus »in spektakulärer Weise geschafft [...], bis heute erfolgreich auf den intellektuellen Wellenkämmen der (Kultur)wissenschaften zu reiten und dabei über drei Jahrzehnte hinweg oben zu bleiben.« (Schäbler 2011: 281) Der palästinensisch-amerikanische Literaturwissenschaftler Said postuliert, der ›Orient‹ sei als solcher erst vom ›Westen‹ bzw. ›Europa‹ in Literatur und Wissenschaft als dessen Gegenbild entworfen worden, um ihn – der als unterlegen imaginiert wird – auf diese Weise zu beherrschen und imperialistische Aspirationen insbesondere der Kolonialmächte England und Frankreich ideologisch zu untermauern (bzw. überhaupt erst zu produzieren). Auch »Gegenden, Regionen, geographische Zonen wie ›Orient‹ und ›Okzident‹ seien als »geographische wie kulturelle – um nicht zu sagen historische – Konstrukte [...] bloßes Menschenwerk« (Said 2009: 13) und reflektierten im Falle des ›Orients‹ das »Hauptmerkmal der europäischen Kultur [...]: die Vorstellung einer allen anderen Völkern und Kulturen überlegenen europäischen Identität.« (Said 2009: 16).

»Damit wird der Orient zum einen als soziale Konstruktion mit genuin imaginärem Charakter analysiert, die hierarchische Strukturen produziert oder stützt. Eben weil der Orient dem Westen auf machtpolitischer Ebene unterlegen ist, eignet er sich als Projektionsfläche für westliche Imaginationen. Darüber hinaus ist der Orient auch ›das Andere‹ des Westens. Diese Alterisierung des Orients dient der Konstruktion westlicher Identitäten und produziert oder stützt damit ebenfalls hierarchische Strukturen.« (Schäbler 2011: 285)

Das Konzept der »imaginären Geographien als pure Triangulationen von Macht, Wissen und Geographie« (Gregory 1995: 381), wie es Said in *Orientalism* anhand zahlreicher Textbeispiele entwickelt hat, regte – trotz der nicht ausbleibenden Kritik¹⁵ – in zahlreichen Disziplinen die Dekonstruktion diskursiv produzierter und festgeschriebener hierarchischer Beziehungen und Herrschaftsmuster an. Für die Beschäftigung mit Mazedonien als »imaginierter Geographie« besonders relevant sind Fortführungen und Weiterentwicklungen des Saidschen Konzepts in Hinsicht auf den ›Balkan‹, die in den 1990er Jahren angesichts des Zerfalls Jugoslawiens, der ›Jugoslawienkriege‹ und des damit einhergehenden erneuten, allerdings stark von Stereotypen Zuschreibungen geprägten Interesses am ›Balkan‹ im ›Westen‹ entworfen wurden. 1995 operiert die Anthropologin Milica Bakić-Hayden noch mit Saids Terminologie, als sie den jugoslawischen Nachfolgestaaten *nesting orientalisms* – auf Deutsch etwa »ineinander verschachtelte Orientalismen« – attestiert:

¹⁵ Zur Kritik an Said vgl. die mit weiterführenden Literaturhinweisen versehene Übersicht von Birgit Schäbler, die selbst als Probleme von Saids Argumentation insbesondere »Ahistorizität, Essentialisierung, Totalisierung, Widersprüchlichkeiten in der Methodik, Intentionalismus und zu starke Eingrenzungen sowie zu starke Lücken des Phänomens Orientalismus ebenso wie ein zu moralischer, anklagender Impetus und Ton« (Schäbler 2011: 285) herausstellt.

»The gradation of ›Orients‹ that I call ›nesting orientalisms‹ is a pattern of reproduction of the original dichotomy upon which Orientalism is premised. In this pattern, Asia is more ›East‹ or ›other‹ than eastern Europe; within eastern Europe itself this gradation is reproduced with the Balkans perceived as most ›eastern‹; within the Balkans there are similarly constructed hierarchies.« (Bakić-Hayden 1995: 918)

Allerdings rekurriert sie in ihrem Text bereits auf die aus Bulgarien stammende amerikanische Historikerin Maria Todorova, die 1994 in einem »The Balkans: From Discovery to Invention« betitelten polemischen Aufsatz erstmals ihr ›Balkanismus-Konzept vorgestellt hatte.¹⁶ ›Balkanismus‹ versteht sie nicht als »sub-species of orientalism« (Todorova 1994: 454), sondern als eigenständiges Konzept. Gründe dafür sind laut Todorova unter anderem die Abwesenheit eines kolonialen Erbes, die christliche Prägung des Balkanraums und seine geographische Zugehörigkeit zu Europa – wenn auch die diskursive, grundsätzlich pejorative Konstruktion des ›Balkans‹ als Gegenpart zur ›westlichen Zivilisation‹ dem orientalistischen Schema entspreche. Bakić-Hayden jedoch sieht den ›Balkanismus‹ durchaus als »orientalist variation on a Balkan theme« (Todorova 1994: 455), wie es Todorova in Anspielung auf einen früheren Aufsatztitel von Bakić-Hayden formuliert hatte. Trotz dieser frühen Kritik war es aber Todorovas ›Balkanismus-Konzept, das nach seiner weiteren Ausarbeitung und Veröffentlichung in Buchform 1997 unter dem Titel *Imagining the Balkans* (1999 auf Deutsch als *Die Erfindung des Balkans* erschienen) fortan die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Balkanraum prägen sollte.¹⁷

Todorovas Kernthese lautet, der ›Balkanismus‹ sei, anders als der ›Orientalismus‹ Saids, den man als »Diskurs über eine unterstellte Opposition« zwischen ›Europa‹ und dem ›Orient‹ betrachten könne, ein »Diskurs über eine unterstellte Mehrdeutigkeit« (Todorova 1999: 36). Der ›Balkan‹ habe »schon immer das Bild einer Brücke oder Kreuzung evoziert« (Todorova 1999: 34), einer »Brücke zwischen Ost und West, zwischen Europa und Asien« (Todorova 1999: 34), und sei daher mit »Etikettierungen wie halbentwickelt, semikolonial, halbzivilisiert, halborientalisch« (Todorova 1999: 34) versehen worden. Sie konstatiert: »Diese Zwischenhaftigkeit des Balkans, sein Übergangscharakter, könnte ihn schlicht zu etwas unvollkommen Anderem gemacht haben; stattdessen wird er nicht als etwas Anderes, sondern als etwas unvollkommenes Eigenes konstruiert.« (Todorova 1999: 37)

16 Todorova wie auch Bakić-Hayden beziehen sich in ihren Ausführungen u.a. auf den Historiker Larry Wolff, der ausgehend von Saids Orientalismus ›Osteuropa‹ – verstanden als binären Gegensatz zum zivilisierten ›Westeuropa‹ – als ›westliche‹ »Erfindung« analysiert (vgl. Wolff 1994).

17 An dieser Stelle zu erwähnen ist auch die Literaturwissenschaftlerin Vesna Goldsworthy, die in ihrer Analyse von Balkanimaginationen in englischer Literatur einen »Imperialismus der Imagination« feststellt. Vgl. Goldsworthy 2003 und 1998.

Die Verortung des ›Balkans‹ auf der »dunklen inneren Seite« Europas (Todorova 1999: 267) habe besonders stark zu seiner pejorativen Stereotypisierung als »Europas bequemes Vorurteil« (so der Untertitel der deutschsprachigen Ausgabe) geführt. Gleich dem ›Orient‹ habe er »als ein Müllplatz für negative Charakteristika gedient, gegen den ein positives und selbstbewirräucherndes Image des ›europäischen Europäers‹ und des ›Westens‹ konstruiert worden ist« (Todorova 1999: 267): ein Phänomen, das bis heute anhalte. So sei es dem ›Balkan‹ möglich geworden, »bequemerweise eine Anzahl externalisierter politischer, ideologischer und kultureller Frustrationen zu absorbieren, die von Spannungen und Gegensätzen herrühren, die den Regionen und Gesellschaften außerhalb des Balkans inhärent sind«, dem ›Westen‹ aber zugleich »Anschuldigungen des Rassismus, Kolonialismus, Erozentrismus und christlicher Intoleranz gegenüber dem Islam« zu ersparen, da auf dem ›Balkan‹ ja schließlich weiße, christliche Europäer lebten. (Todorova 1999: 267)

Einen grundsätzlichen Unterschied zwischen ›orientalistischen‹ und ›balkanistischen‹ Darstellungen sieht Todorova ansonsten auch in ihrer Gender-Prägung: »Im Gegensatz zur typischen orientalistischen Abhandlung, die für ihr Studienobjekt auf weibliche Metaphern zurückgreift, ist die balkanistische Abhandlung durchweg männlich.« (Todorova 1999: 33) Wenn ein Reiz vom ›Balkan‹ ausgehe, dann sei es ein »ausgesprochen männlicher Reiz« ohne die »offenkundig sexuellen Untertöne des Orientalismus« (Todorova 1999: 32).

In der Geschichtswissenschaft rief Todorovas dekonstruktivistische Sicht auf den ›Balkan‹ besonders heftige Kritik durch den Berliner Südosteuropahistoriker Holm Sundhaussen hervor, der ihrer Verortung des ›Balkans‹ als konstruierter ›imaginärer Geographie‹ auf einer *mental map* des ›Westens‹ sein Konzept des ›Balkans‹ als empirisch belegbarer »Geschichtsregion« mit gemeinsamen Charakteristiken entgegenseztes.¹⁸ Aufgrund seiner Definition dieser »Geschichtsregion« etwa anhand der Annahme einer spezifisch ›balkanischen‹, von Mythen geprägten Mentalität (Sundhaussen 1999: 649-650) allerdings warf ihm Todorova vor, selbst – in einem nur scheinbar ›objektiven‹ wissenschaftlichen Diskurs – ›balkanistische‹ Zuschreibungen zu tradieren und zu affirmieren (Todorova 2003: 489-490). Woraufhin Sundhaussen etwas verschnupft konstatierte, die Feststellung von Differenz sei infolge der Postmoderne »zur Zeit politisch inkorrekt« und tabuisiert; wer gegen das »Tabu« verstöße, sehe sich »mit dem Totschlag-Argument von den ›Mauern in den Köpfen‹« konfrontiert (Sundhaussen 2003: 624).

¹⁸ Zum aus der Kognitionspsychologie stammenden Konzept der *mental maps* bzw. »kognitiven Landkarten«, das in den Kulturwissenschaften insbesondere für »textlich und bildlich festgehaltene Raumvorstellungen einer Gemeinschaft« steht, vgl. Schenck 2002, zu »Geschichtsräumen« vgl. Troebst 2010. Zum Sundhaussen-Todorova-Disput vgl. Sundhaussen 1999, Todorova 2003, Sundhaussen 2003 und Sundhaussen 2005.

Die Todorova-Sundhaussen-Debatte wird in ihren epistemologischen Konsequenzen unterschiedlich bewertet. Der Südosteuropa-Historiker Stefan Troebst etwa sieht eine Annäherung der beiden Positionen im Verlauf der Debatte durch ein Entgegenkommen Todorovas:

»Während Sundhaussen weiterhin von einer ›Geschichtsregion Balkan‹ sprach, bot Todorova die Kompromissformel des ›historischen Vermächtnisses‹ an. Damit meinte sie mit Blick auf den Balkan Prägungen wie diejenigen durch Byzanz und das Osmanische Reich, welche die europäischen Territorien dieser versunkenen Imperien bis heute prägten und sie zu einer ›historischen Region‹ machen – quod erat demonstrandum.« (Troebst 2010)

Die Theologin Irena Zeltner Pavlović hingegen betrachtet beide Positionen als unvereinbar, wenn sie konstatiert: »In dem Streit reden zwei Historiker aus unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Positionen – einer aus positivistischer (Sundhausen [sic!]) und die Andere aus poststrukturalistischer (Todorova) – aneinander vorbei.« (Zeltner Pavlović 2018: 234) Deutlich konstruktiver und differenzierter ist die Auseinandersetzung des Schweizer Literaturwissenschaftlers Boris Previšić mit den Implikationen der Todorova-Sundhaussen-Debatte. Previšić, der sich in zwei Monographien mit deutschsprachigen Imaginatio-nen und Projektionen in Hinblick auf den (postjugoslawischen) Balkanraum beschäftigt hat (vgl. Previšić 2014 und 2017), fordert eine »Aufarbeitung der Todorova-Sundhaussen-Debatte, um einerseits das intrinsische Verhältnis zwischen der Macht des Diskurses und derjenigen der Faktizität, andererseits die Rolle der Literatur im Hinblick auf einen dritten imaginären Raum aufzuzeigen« (Previšić 2014: 18). Die in der Debatte durch Todorova vorgenommene »Umwer-tung eines essentialistischen Raumbildes in eine historisch bedingte und damit relative Diskursordnung« mache deutlich, »dass man sich, auch wenn man sich auf vermeintlich neutralem Boden topologischer Zuschreibung und Eingrenzung wähnt, bereits auf vermintem Gelände von Voreingenommenheit und Vorurteilen befindet«, zugleich sei der »Diskurs selbst [...] immer in eine historische Wirklich-keit eingebunden« (Previšić 2014: 60) Eine Lösungsmöglichkeit dieses Dilemmas erkennt Previšić in der wissenschaftlichen Analyse spatialer Narrationen des literarischen Diskurses:

»Umso mehr gilt die Aufmerksamkeit jener Diskursgattung, welche die unauf-lösbare Spannung zwischen Diskurs und ›Realia‹ nicht nur als Paradox formuliert, sondern gleichzeitig in ihrer genuinen Fähigkeit zu fiktionalisieren und zu narra-tivieren, neue Möglichkeitsräume schafft, welche die balkanisch-postjugoslawi-sche Landkarte neu topographiert.« (Previšić 2014: 69)

Dabei handle es sich um kein »anonymes und gesichtsloses Diskursnetz«, sondern aufgrund der »narrative[n] Verfasstheit der Literatur« seien sowohl »Handlungs-

als auch Erzählinstanz [...] in den meisten Fällen an individuelle Standpunkte gebunden«, wodurch der Diskurs im »literarischen Kontext [...] seine Individualität und seine Autorität« (Previšić 2014: 22-23) zurückgewinne:

»Zum einen positioniert sich – wie bereits bei Said – der einzelne Autor prominent im intertextuellen Geflecht einer bestimmten Diskursformation. Zum anderen erlaubt die diegetische Rahmung eine Relativierung und Perspektivierung der einzelnen Erzählstimmen. Selbst ein Ich-Erzähler wird in seinem literarischen Setting auf seine beschränkte allgemeine Aussageposition verwiesen.« (Previšić 2014: 23)

Vorliegende Arbeit knüpft in unterschiedlicher Hinsicht an diese Postulate Previšićs an. Mazedonien soll im Sinne eines *third space* – allerdings in der Sojaschen Definition als *real-and-imagined* – in den Blick genommen werden. Der einem weiten Literaturbegriff unterliegende intertextuelle Diskurs, der zu diesem Zweck analysiert wird, ist ebensowenig anonym wie bei Previšić; die einzelnen Autoren bzw. ihre Erzählstimmen bleiben in ihrer Individualität greifbar und zeigen die Heterogenität und Vielstimmigkeit des Diskurses auf. Allerdings wird durch den untersuchten Zeitraum von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Mazedonien als geographischer, kultureller und politischer Raum innerhalb der europäischen Besitzungen des Osmanischen Reichs Konturen herausbildete, bis heute deutlich gemacht, wie stark (imaginative) Prägungen sich innerhalb des Diskurses stereotyp verfestigen und in mehr oder weniger abgewandelten oder umgedeuteten Ausprägungen tradiert werden.

Dass Todorovas ›Balkanismus‹ die Folie darstellt, vor der eine solche Untersuchung der Formung Mazedoniens als zugleich realer und imaginärer Raum stattfinden kann, versteht sich wohl von selbst. Dennoch ist eine deutliche Abgrenzung vonnöten. Zwar ist die Region Mazedonien zweifelsohne ein Teil des geographischen und auch des imaginären (oder imaginierten) Balkans. Es gilt aber, mit Previšić festzuhalten, dass »der Balkan sowohl in topographischer als auch kultureller Hinsicht keine Einheit« bildet (Previšić 2014: 18), was sich sicherlich auch über seine diskursive Produktion sagen lässt. So ist Mazedonien am längsten im Gebiet des Osmanischen Reichs verblieben, erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde es infolge der Balkankriege zwischen seinen Anrainerstaaten Bulgarien, Serbien und Griechenland aufgeteilt. Dies hat – neben dem noch immer starken muslimischen Bevölkerungsanteil – zu seiner Wahrnehmung in ›orientalistischen‹ Paradigmen beigesteuert und teilweise dazu geführt, dass Mazedonien als das vollkommen ›andere‹, nicht ein ›unvollkommenes Eigenes‹ imaginiert wurde. Dazu mag auch beigetragen haben, dass die Region im deutschsprachigen Diskurs noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (und darüber hinaus) mit dem Etikett der *terra incognita* versehen wurde, angeblich noch unbekannter als manche Gegenden Afrikas oder Amerikas. Einhergehend mit der zunehmenden Erschließung des Landes, an der deutsche und österreichische Wissenschaftler maßgeblich beteiligt waren, prägte

eine kolonialistische Attitüde den Mazedoniendiskurs, die während der deutschen Besatzung des seit den Balkankriegen serbischen ›Vardar-Mazedoniens‹ im Ersten Weltkrieg ihren Höhepunkt und auch ihre zeitweilige Erfüllung fand, was sich mit dem von Todorova für den ›Balkan‹ geprägten Begriff »semikolonial« nicht mehr ausreichend bezeichnen lässt (vgl. Fuhrmann 2006). Die ›mazedonische Front‹, an der während des Ersten Weltkriegs über Jahre hinweg deutsche Soldaten in einem festgefahrenen Grabenkrieg eingesetzt waren, hat noch einen anderen spezifischen Mazedoniendiskurs ausgebildet, der in einer Reihe von Frontromanen ideologische und auch territoriale Ansprüche auf das Land erhebt. Begründet werden diese mit den erbrachten ›Opfern‹, insbesondere den zahlreichen deutschen Toten, die in Mazedonien geblieben sind und es buchstäblich ›besetzt halten‹. Damit wird das Land auf eine radikale Weise vereinnahmt, die eine Entsprechung darin findet, wie in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg der deutsche ›Heroismusdiskurs‹ hinsichtlich des ›mazedonischen Freiheitskampfes‹ gegen die serbische Besatzungspolitik in ›Vardar-Mazedonien‹ auf die Spitze getrieben wird, indem die ›mazedonischen Freiheitskämpfer‹ zu Nachfahren der ›Germanen‹ stilisiert werden. Diese Phase, in der die ›Mazedonier‹ – allerdings insbesondere im politisch rechten Spektrum – ausgesprochen positiv konnotiert werden (vgl. Troebst 2007d), ist jedoch temporal begrenzt, wenn sie auch etwa im Liedgut der Bündischen Jugend bis heute punktuell verankert bleibt. Hartnäckiger sind exotisierende und pejorierende Zuschreibungen. Seit dem Aufkommen der ›mazedonischen Frage‹ im ausgehenden 19. Jahrhundert hält sich außerdem der Streit um die ethnisch-nationale Zugehörigkeit der slawischen Mazedonier auch in deutschsprachigen Diskursen; wie eingangs aufgezeigt, bis heute.

Wie ›Mazedonien‹ als moderne südosteuropäische Region¹⁹ in deutschsprachigen Diskursen repräsentiert und produziert wird, ist bisher über den allgemeinen ›Balkanismus‹-Ansatz hinaus kaum noch wissenschaftlich untersucht worden. Eine Ausnahme bildet lediglich der Osteuropahistoriker Stefan Troebst, der unter dem Schlagwort »Macedonia heroica« das »Makedonier-Bild der Weimarer Republik« (Troebst 2007d) analysiert hat, woraus die vorliegende Arbeit wertvolle Anregungen gewinnen konnte. Diese Forschungslücke soll im Folgenden geschlossen werden, indem erstmals eine umfassende Untersuchung der Mazedonienimaginationen (im Sinne von Gregorys *imagined geographies*) in der deutschsprachigen Literatur unternommen wird: von der Herausbildung dieser Region auf den *mental maps* im deutschen Sprachraum bis heute.²⁰ Die Beschränkung auf deutsch-

19 Das gleichnamige antike Reich spielt zwar immer wieder auch in moderne Mazedonien-Diskurse hinein, bildet hier darüber hinaus aber nicht den Gegenstand der Betrachtung.

20 Dass dabei dem wörtlichen Zitat eine bedeutende Rolle zukommt, röhrt zum einen daher, dass die verwendete, häufig nicht leicht zugängliche Literatur plastisch vermittelt werden soll. Zum anderen lässt sich Kurt Sontheimer nur zustimmen, der in der Einleitung seiner Untersuchung zu antidemokratischem Denken in der Weimarer Republik festhält: »Ich habe in dieser Arbeit

sprachige Diskurse soll indes nicht implizieren, dass diese vollkommen unabhängig von etwa französischen oder englischen Diskursen gedacht werden könnten. Es geht nicht um die Perspektive einer vermeintlich homogenen ›Nationalliteratur‹, wie sie in der literaturwissenschaftlichen Imagologie häufig eingenommen wurde (vgl. etwa Florack 2002), genausowenig wie es um die Herausarbeitung des ›Mazedonienbildes‹ in der deutschsprachigen Literatur gehen kann. Die Einschränkung ist eher ein Hilfsmittel, um den Umfang des untersuchten Materials sinnvoll begrenzen zu können, zumal durchaus davon ausgegangen werden kann, dass der deutschsprachige Diskurs – wie oben gezeigt – einige Spezifika im Hinblick auf seine Projektionen des mazedonischen Raums aufweist, so wie es Boris Previšić auch für den ›Balkanismus‹ postuliert:

»Den unvoreingenommenen Blick auf den Balkan gibt es nicht; er ist immer an die eigenen Machtinteressen gebunden. Zwar gibt es kaum eine Region, die so sehr zur europäischen Projektionsfläche degradiert wurde und immer noch wird. Doch gerade an den inhaltlichen Differenzen zeigt sich, mit welchen internen Unterschieden Europa sein imaginatives Kapital veräußert.« (Previšić 2014: 27)

Inhaltliche Differenzen gibt es auch innerhalb der Veräußerungen des deutschsprachigen imaginativen Kapitals zu Mazedonien, es wird als Kolonie und Kriegsgebiet, als vollkommen Fremdes und vertrautes Eigenes, als liminaler Raum für maskuline Abenteuer und für erotische Eskapaden, als männerbündische Domäne und von weiblicher Sexualität aufgeladener ›Orient‹, als fruchtbare Land und lebensfeindliche Einöde entworfen. Eines aber bleibt beinahe allen Imaginationen bis heute eingeschrieben: Die deutschsprachigen Protagonisten und mit ihnen die deutschsprachigen Leser können getrost die Nase oben halten – sie werden ihrer vermeintlichen Superiorität implizit oder ganz explizit immer wieder versichert.

bewußt dem wörtlichen Zitat relativ großen Raum eingeräumt. Nur im wörtlichen Sinn ist das Geschriebene ganz, was es einmal war, und nur so ist das zuweilen unglaublich Scheinende glaubhaft.« (Sontheimer 1962: 19)

2 Von Pistolen, Luftmatratzen und Flöhen. Prägungen einer bisherigen *terra incognita* im deutschsprachigen Diskurs des 19. Jahrhunderts

Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein spielt ›Mazedonien‹ in der Wahrnehmung der deutschsprachigen Öffentlichkeit nur eine geringe Rolle. Wird es – in der Regel in der Schreibweise »Macedonien« – namentlich erwähnt, so als unzugänglicher, kaum erforschter Teil ›Rumeliens‹, der sogenannten ›europäischen Türkei‹ (zu diesem Begriff vgl. etwa Geier 2006: 36). Die Benennung sowie die geographische Verortung orientieren sich an antiken Regionsbezeichnungen wie Thrakien, Dardanien, Bithynien etc. Dabei ist gerade die geographische Verortung oft recht ungenau. Dies ist einerseits darin begründet, dass es keinen verbindlichen Usus für die Benennung der in der ›europäischen Türkei‹ gelegenen Landstriche gibt, es also dem jeweiligen Autor obliegt, wofür er sich entscheidet.¹

1 So erläutert Hahn 1868 seine Entscheidung, anders als andere Autoren (vgl. etwa Wussow 1828, Hütz 1828, Grisebach 1841) die Nordgrenze »Macedoniens« nicht ungefähr an der heutigen Grenze der Republik Mazedonien zu Kosovo und Serbien zu verorten und als nördliche Nachbarn Albanien und Serbien zu benennen, sondern zwischen »Serbien« und »Macedonien« noch ein »Nord- und Süd-Dardanien« einzufügen, so dass »Macedonien« bei ihm erst südlich von Skopje beginnt, folgendermaßen: »Das Länderegebiet im Süden von Serbien entbehrt bis jetzt eines Gesamttnamens. Da aber die Wissenschaft eines solchen nicht wohl entrathen kann, so möchten wir dafür den alten Namen Dardanien vorschlagen und denselben etwa bis zur nördlichen Wasserscheide der Czerna (Erigon) und der südlichen Wasserscheide der Bregalnitza erstrecken, dies Gebiet aber durch die über die Kurbetzka, den Karadak und die nördliche Hälfte des Schars laufende Wasserscheide zwischen Donau und Wardar in Nord- und Süd-Dardanien trennen. Das südliche Nachbargebiet wäre dann Makedonien und östlich würden beide Gebiete durch die Wasserscheide des Strymon von Thracien und westlich durch die Ketten des Schar Peristeri und Pinthus von Albanien geschieden.« (Hahn 1868: 151–152) Müller hingegen verwendet vor allem die Namen der osmanischen Verwaltungseinheiten wie »Eyalet Rum-Ili« oder »die Paschaliks Üsküb (Škopia) und Kalkandele« (Müller 1844: 3), ohne Bezug auf antike Regionalbezeichnungen zu nehmen. Und bei Barth (1864) beginnt »Makedonien« erst in »Bitolia-Mónastir« [heute Bitola in der Republik Mazedonien] und umfasst die heute in Griechenland gelegene Region südlich und südöstlich davon etwa bis zum heutigen Thessaloniki, während die in der heutigen Republik Ma-

Zugleich liegt es aber sicher auch an der mangelnden Kenntnis der geographischen Gegebenheiten in einer Region, die zu großen Teilen als eine *terra incognita* in Europa gilt. Wo eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Region stattfindet, ist sie häufig nicht frei von wirtschaftlichen Interessen. Zum Teil werden diese ganz ausdrücklich benannt, etwa wenn Johann-Georg von Hahn im Jahr 1858 zu einer *Reise von Belgrad nach Salonik* aufbricht, um neben seinen ethnographischen, geographischen und historisch-kulturellen Forschungen auch das Terrain des bereisten Gebietes auf seine Eignung für eine Eisenbahnstrecke hin zu untersuchen (Hahn 1868). Noch früher macht der preußische Offizier Philipp von Wussow die auch militärische Relevanz geographischen und kulturellen Wissens deutlich.² In seiner *Uebersicht des Kriegs-Schauplatzes der europäischen Türkei von der Donau und den Grenzen von Servien und Macedonien bis Constantinopel* von 1828 konstatiert er, der »Kampf der griechischen Nation zur Wiedergewinnung der seit Jahrhunderten entehrten Güter einer gesetzlichen Freiheit und Wohlfahrt« habe das »besondere Interesse des civilisierten Europa's von Neuem nach dem Oriente gerichtet, und die in der Christenheit vorherrschende Idee der dereinstigen Verdrängung der Türken aus ihren europäischen Eroberungen den Betrachtungen und Meinungen der Gegenwart näher gerückt« (Wussow 1828: 1). Das »fremdartige Element«, das im »europäischen Staaten-Vereine die allgemeinen geistigen Fortschritte hemme und der Cultur nachtheilige Beschränkungen oder Modifikationen aufdringe« (Wussow 1828: 2), mache einen Krieg zumindest nicht unwahrscheinlich und erfordere somit »Betrachtungen und Darstellungen, welche den Zweck, die Möglichkeit und die Schwierigkeit eines solchen Krieges behandeln« (Wussow 1828: 2). Dabei inszeniert Wussow »Macedonien« als von außen nahezu unzugängliches Gebiet, das denkbar schlechte Voraussetzungen für einen erfolgreichen Angriff bietet:

»Von der gegen Griechenland gekehrten linken Vorderseite Thraziens eröffnet sich mit dem ältern Macedonien ein besonders abgeschlossener Terrain-Abschnitt, der sich als ein großes Bassin in Form eines Halbkreises, mit sehr unregelmäßig durchschnittenem Durchmesser, an das ägäische Meer lehnt.

zedonien gelegenen Orte wie »Rádovitch« [Radoviš], »Tíkvesh« [Tikveš] und »Prílep« [Prilep] von ihm zu »Hoch-Bulgarien« gezählt werden.

2 Ebenso der bayrische Offizier Joseph Hütz in seinem im selben Jahr in München erschienenen Werk *Beschreibung der Europäischen Türkei, nebst einer allgemeinen Uebersicht des ganzen türkischen Reichs. Nach den vorzüglichsten Hülfsquellen bearbeitet von J. Hütz*: »Denn der glückliche Ausgang eines Krieges gründet sich nicht immer auf die größere Stärke und Vortrefflichkeit der Heere, auf die höhere Intelligenz des Feldherrn etc., hier kommt nur zu sehr noch das zweite Element des Krieges – das Land – in Betrachtung. Das Land d.h. die physische Beschaffenheit desselben, das Klima, der Anbau etc. wirken oft mehr als Hunderttausende ein. Oft bildet es durch seine Unzugänglichkeit einen natürlichen Wall gegen jeden feindlichen Angriff, oder bietet durch seinen geringen Anbau und Produktion keine oder wenige Subsistenzmittel dem feindlichen Heere dar, oder seinem Klima erliegen die gestähltesten Heere.« (Hütz 1828: IV)

Die Gebirge Pangäus im Osten, der Scomius im Norden, der Scardus und Boras im Westen, trennen Makedonien von Thrazien, Servien und Albanien, welche natürliche Scheidung der Olymp als Abzweigung des Pindus, im Süden gegen Griechenland vollendet.« (Wussow 1828: 43)

Die These von der geographischen Abgeschiedenheit ›Mazedoniens‹, hervorgerufen durch Hochgebirge in allen Himmelsrichtungen, wird allerdings schon bald von westlichen Wissenschaftlern wie Hahn widerlegt, die sich persönlich auf die Reise durch die ›europäische Türkei‹ begeben und den »geographischen Mythus einer west-östlichen Centralkette« (Hahn 1868: 1) ad acta legen. Hahn nennt hier als seine Vorläufer insbesondere Ami Boué und August Grisebach (Hahn 1868: 1). Doch Wussows Charakterisierung der Region durch »steile Bergketten, unbebaute und wenig gangbare Landstriche, unterbrochene Wasser-Communicationen und räuberische Völkerstämme« (Wussow 1828: 43) bleibt noch lange symptomatisch für die Darstellung ›Mazedoniens‹ im deutschsprachigen Diskurs.

Neben der zunehmenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Raum ›Mazedonien‹, die in diesem Kapitel insbesondere anhand der Werke von Grisebach und Hahn analysiert werden soll, findet im 19. Jahrhundert eine Fiktionalisierung und Literarisierung dieses Raumes statt, die seine Wahrnehmung im deutschsprachigen Diskurs auf lange Zeit bestimmen wird: Karl May veröffentlicht den auf dem Balkan – mehrheitlich in der Region Mazedonien – spielenden Teil seiner »Reise-Erinnerungen aus dem Türkenreiche« zunächst unter den Titeln »Der letzte Ritt« und »Durch das Land der Skipetaren« 1885-88 in der Zeitschrift *Deutscher Hausschatz in Wort und Bild*, in Buchform 1892 in den drei Bänden *In den Schluchten des Balkan*, *Durch das Land der Skipetaren* und *Der Schut* im Freiburger Verlag Erich Fehsenfeld.³ Alle drei Bände sind bis heute in zahlreichen Auflagen und Bearbeitungen in unterschiedlichen Verlagen immer wieder neu erschienen, viele spätere Werke über Mazedonien wurden mehr oder weniger deutlich von ihnen geprägt – Abenteuerromane im Stile Mays, aber auch Reiseerzählungen und Kriegserinnerungen (vgl. insbesondere Kapitel 4, 6, 7 und 9). Obwohl May selbst in seinen Romanen die Bezeichnung ›Mazedonien‹ nicht verwendet, tun dies seine Nachfolger durchaus, unter gleichzeitiger Tradierung der von May vorgegebenen Topoi.

3 In der vorliegenden Arbeit wird aus den von der Karl-May-Gesellschaft auf ihrer Webseite zur Verfügung gestellten Fehsenfeld-Ausgaben von 1892 zitiert.

2.1 *Terra incognita* in Europa. Reiseberichte aus einer unbekannten Region

»Daß die Ländergebiete, welche die Bestandtheile der heutigen europäischen Türkei bilden, mit Ausnahme der zwei im Norden der Donau liegenden Fürstenthümer und einiger Küstengegenden, ungeachtet ihrer peninsularischen, daher leicht zugänglichen und an den übrigen europäischen Ländercomplex sich eng anschließenden Lage, in geographischer und statistischer Hinsicht noch nicht in dem Grade, wie die Länder anderer europäischer Staaten, aufgehellt sind, ist Jedermann, der auf diesem Gebiete des Wissens nicht ganz fremd ist, bekannt genug.« (Schafarik 1844: V)

Mit dieser Feststellung beginnt Paul Joseph Schafarik,⁴ einer der bedeutendsten Slawisten des 19. Jahrhunderts, sein Vorwort zur »statistisch-topographischen Darstellung« des Mediziners Joseph Müller über *Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze*, die 1844 in Prag erschien. Insbesondere beklagt er den Mangel an einer systematischen »geographisch-statistischen Literatur« (Schafarik 1844: V) und den noch mangelhafteren Zustand der »Chartographie« (Schafarik 1844: VI) über diese Gegenden, den er darauf zurückführt, dass nur wenige ausgewiesene Wissenschaftler die ›europäische Türkei‹ bereist hätten, während sich »die Eingebornen bekanntlich um Wissenschaften nicht kümmern« (Schafarik 1844: V–VI). Daher komme es, so konstatiert er, »daß wir über viele Gegenden des inneren Rumeliens viel weniger unterrichtet sind, als über einen großen Theil von Asien und Amerika, trotz der vielen ausführlich gezeichneten Bergzüge und Flußgebiete, welche auf unsren Charten, als Phantasiegebilde, ohne alle Ortspositionen und Ortsnamen, paradieren.« (Schafarik 1844: VI–VII)

Angesichts von diesem »trostlosen Zustande« (Schafarik 1844: VII) sei jede Art der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den ›herrlichen, einst durch eigenthümliches kräftiges Leben, uralte Bildung und Völkerwohlstand ausgezeichneten, jetzt in wilde Barbarei und trostlose geistige und moralische Öde versunkenen Länder[n]‹ (Schafarik 1844: VII) außerordentlich erschwert. Umso mehr, so schließt er, sei das Engagement des »Herrn Verfassers« zu schätzen:

»Wer auch nur einigermaßen die Dunkelheit kennt, welche auf der von unserem Hrn. Verfasser bereisten und beschriebenen Landstrecke ruht, eine Dunkelheit nach Außen, der nur die intellectuelle und moralische Dunkelheit im Innern vollkommen gleichkommt [...]: der wird gewiß, wenn er auch selbst des breitern und ebnern Wegs wandeln sollte, dennoch mit dem letztern es dem Hrn. Verfasser

⁴ Diese Schreibweise folgt dem zitierten Werk. Die heute üblichere Schreibweise ist Pavel Jozef Šafařík. Zu Person und Werk vgl. Geier 2006: 150–168.

Dank wissen, daß er sich im Interesse der Wissenschaft entschlossen hat, seine Beobachtungen durch den Druck bekannt und gemeinnützig zu machen.« (Schafarik 1844: X-XI)

Der »Herr Verfasser« selbst, der seine Kenntnisse über die in Frage stehende Region als »k. k. Sanitäts-Commissär in Albanien und Rumelien« (so die Titelei seines Werks) erworben hatte, folgt der Dichotomie vom hellen, zivilisatorisch hochstehenden christlichen Europa und dem dunklen, wilden, muslimisch beherrschten Europa:

»Die kaum Eine Million betragende Volksmasse im Eyalet Rum-Ili stellt ein beispielloses Völkergemische dar; fast alle europäische [sic!] Volksstämme und Sprachen, Religionen, Beschäftigungen und Lebensformen sind hier repräsentiert, während der verweichlichte Osmanli, als die herrschende Nation, in starrer Absonderung von europäischer Bildung und Gesittung, in seinem fanatischen Christenhasse fortlebt, und die höher gebildeten Volksstämme, die er unterwarf, unter seinem eisernen Juche zu gleicher Rohheit verwildern lässt.« (Müller 1844: 14)⁵

Der »Rohheit« der türkischen Verwaltung stellt Müller die Segnungen der Herrschaft Österreichs gegenüber. Unschwer lässt sich aus seinen Einlassungen das Echo imperialistischer Ambitionen der Habsburgermonarchie in den Ländern der europäischen Türkei heraushören, etwa wenn er bei einem Fortbestehen der mit düsteren Farben gezeichneten osmanischen Herrschaft die völlige Auslöschung der dort ansässigen Völker in Aussicht stellt und dies in Kontrast zu einer als positiv dargestellten Entwicklung unter dem »milden Scepter Österreichs« setzt:

»Obschon dieses Verhältniß der Bevölkerung zu den Subsistenzmitteln des Landes in diesem reich gesegneten Centralpunkte der Erde höchst günstig zu seyn scheint, so kann dessenungeachtet eine regelmäßige Zunahme der Volkszahl, wie sie sich namentlich unter dem milden Scepter Österreichs gestaltet, nicht angenommen werden, da einerseits in der Benützung der Erwerbsquellen die irrigsten Ansichten vorherrschen, die natürliche Indolenz der Bewohner und die willkürliche Regierungsform eine thätigere Cultur des Bodens ausschließt, und durch ein geregeltes Medicinalwesen den Verheerungen epidemischer und contagöser Krankheiten (der Pest und der Blattern), den so häufigen Abtreibungen der Leibesfrucht, dem Fortschleichen der Syphilis in Condylomenform u. s. w. nicht Einhalt

5 Das »Eyalet Rum-Ili« ist laut Müller eine seit 1836 bestehende Verwaltungseinheit des osmanisch beherrschten europäischen Territoriums, die Teile der heutigen Republik Mazedonien, Albaniens, des Kosovos und Montenegros umfasst und deren Hauptstadt Toli-Monastir [Bitola] ist (vgl. Müller 1844: 2-4), entspricht also nicht der gängigen Bezeichnung »Rumelien« für die Gesamtheit der osmanischen Besitzungen in Europa.

geschieht, andererseits der ununterbrochene kleine Krieg der einzelnen Völkerschaften, die gegenseitigen Raubzüge (Czeta, Četa), der so häufige Mißwachs im Gebirge, die fast unerschwingliche Last der Abgaben im Flachlande, die alljährlich stattfindenden Auswanderungen nach Konstantinopel, Egypten und Servien, die sich insbesondere im Gebiet von Ipek seit dem J. 1741 alle Jahre wiederholen, die Bevölkerung in der Art decimieren, daß bei dem Fortbestande des gegenwärtigen Verwaltungssystems die Periode des totalen Erlöschens derselben bestimmt werden könnte.« (Müller 1844: 13-14)

Deutlich differenzierter – wenn auch in der Grundaussage letztlich vergleichbar – erscheinen die Darstellungen der beiden Reiseberichterstatter, die im Folgenden ausführlicher analysiert werden sollen: August Grisebach, Dr. med. und Privatdozent im Fach Botanik an der Universität Göttingen, und Johann Georg von Hahn, ein Balkanforscher und Albanologe sowie als »k. k. Consul für das östliche Griechenland« ein Vertreter der »österreichischen, mit diplomatischen Funktionen und Missionen betrauten Gelehrten« (Geier 2006: 172), die sich im 19. Jahrhundert in der Erforschung der Balkanländer hervortaten.⁶

Grisebach unternahm seine Reise von Kleinasien (»Bithynien«) aus durch »Thracien, Macedonien und Albanien« (Grisebach 1841a: III) im Sommer 1839, um Materialien für die Erstellung einer »systematischen Schrift über die rumelische Flora« (Grisebach 1841a: III) zu sammeln. Die Publikation seiner Reisebeschreibung betrachtete er laut Vorwort quasi als Nebenprodukt, motiviert durch den Mangel an verlässlichen Informationen und Kartenmaterial insbesondere über die bereisten Gegenden im Inneren Mazedoniens und Albaniens, den er mit nahezu identischem Wortlaut wie der oben zitierte Schafarik und einer gehörigen Portion Selbststilisierung herausstreicht:

»Ueber einen großen Theil der von mir besuchten Gegenden enthält die geographische Literatur bis zum gegenwärtigen Augenblicke keinen einzigen ausgeführten Reisebericht irgend eines europäischen Beobachters. Von Vodena in Macedonien [heute Edessa, Griechenland], das Leake und Cousinéry berührt haben, ist mein Weg über Bitolia, Köprili, Ueskúeb, Calcándele [heute Bitola, Veles, Skopje

6 Ami Boués *La Turquie de l'Europe* von 1840, das als Standardwerk der frühen Balkanforschung gilt, soll im Rahmen dieser Arbeit nicht näher betrachtet werden: vor allem, weil es zunächst nur auf Französisch zugänglich war, bis es 1889 – durch zwischenzeitlich publizierte Arbeiten anderer Wissenschaftler bereits überholt – erstmals in einer deutschen Übersetzung erschien, für die es überarbeitet und aktualisiert wurde. Zu Boué vgl. etwa Weiss 2014. Die Berichte des Orientalisten Jakob Philipp Fallmerayer (*Fragmente aus dem Orient* von 1845) und des Geographen und Afrikaforscher Heinrich Barth (*Reise durch das Innere der Europäischen Türkei von Rustchuk über Philippopol, Rilo (Monastir), Bitolia und den thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862 mit 2 Karten, 4 lithographierten Ansichten und 2 Holzschnitten von 1864*) finden Eingang in die Analyse, allerdings weniger umfangreich.

und Tetovo in der Republik Mazedonien], Prisdrén [heute Prizren in der Republik Kosovo] bis Scutari [heute Shkodër in Albanien] von wenigen Forschern betreten, von Keinem in der Form des Tagebuches beschrieben. Es ist bekannt, daß diese Landstrecken, obwohl sie fast unmittelbar an unsere Heimath grenzen, viel weniger untersucht worden sind, als ein großer Theil von Asien oder America. Mit Recht hat man die Charten des innern Rumeliens mit ihren ausführlich gezeichneten Bergzügen und Flußgebieten für Phantasiegebilde erklärt, deren Ursprung sich nicht nachweisen läßt.« (Grisebach 1841a: IV)

Zudem verweist er auf seine durch mangelnde Sprachkenntnisse und die Kürze der Zeit verursachten Schwierigkeiten, als »ächter Fremdling« in »jener fremden Welt« die »Eigenthümlichkeit dortiger Verhältnisse zu verstehen und vollständig zu würdigen« (Grisebach 1841a: V). Zwar erhebt er Anspruch auf die »Wahrheit« (Grisebach 1841: V) des von ihm Geschilderten und entspricht damit der »Authentizitätsverpflichtung« (Brenner 1990: 1), die in der Rezeption von Reiseberichten bis heute in der Regel vorausgesetzt wird.⁷ Zugleich hebt er aber – nicht ohne eine gewisse Koketterie – auch die Subjektivität seiner Eindrücke hervor:

»Wenn das unbefangene Studium socialer Zustände vielen Täuschungen unterworfen ist, und selbst das aus eigener Erfahrung geschöpfte Urtheil sowohl durch die Stimmung des Augenblicks bedingt erscheint, als es der Neuheit so vieler fremdartigen Eindrücke sich schwerer bemächtigt: so hat die Richtung des Naturforschers, der die Stille des Waldes und die Einsamkeit des Gebirges

7 Vgl. etwa Müllenmeisters Wunsch an die Reiseliteratur, den er im Rahmen eines Symposiums äußerte: »Der Reisebericht möge uns zeigen, wie ein Land wirklich ist. Er soll uns seinen Charakter verraten, sein Wesen, seine Identität.« (Müllenmeister 2000: 509) Hatte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch der literarische Reisebericht, der durchaus fiktionalen Charakter haben konnte, bereits etabliert, so war er doch nicht unumstritten und wurde von Vertretern der Tradition des aufklärerischen Reiseberichts, der ›authentische‹ Fakten präsentieren sollte, heftig kritisiert (vgl. etwa zu Pückler-Muskau's künstlerischen Reiseerzählungen und ihrer zeitgenössischen Rezeption Böhmer 2007, Meier 2009 und Langer 2012). Grisebach und Hahn sind beide eher der aufklärerischen, faktensorientierten Tradition zuzuordnen. Hahn thematisiert allerdings die von ihm vorausgesetzte Erwartung der zeitgenössischen Leser von Reiseerzählungen an »ästhetische Unterhaltung« (Bödecker, Bauerkämper und Struck 2004: 21), wenn er am Ende der *Reise von Belgrad nach Salonik* konstatiert: »Alles vereinte sich, um unsere Stimmung zu heben, und dennoch fand sich ein Dämpfer für dieselbe, denn plötzlich verfielen wir auf die Frage, was lässt sich ausser Dorfnamen, Häuserzahlen und Flussrichtungen über eine Reise durch prosaische Länder sagen, wenn sie so platt und zahm verlaufen ist wie die unsere? und diese Frage möge uns bei dem Leser entschuldigen, der uns bis hieher treu geblieben, wenn er sich durch die fast ununterbrochenen Schilderungen der todten Natur gelangweilt fühlte; wir gaben so viel Staffage zu denselben, als wir irgend auftreiben konnten, aber sie zur Unterhaltung des Lesers auszuschmücken oder mit Episoden eigener Erfindung zu vermehren, dafür war unsere Aufgabe zu ernst.« (Hahn 1868: 203–204)

aufsucht, den Vorzug, daß überall dieselbe Sprache in gewohnten Lauten zu ihm redet.« (Grisebach 1841: VI)

In der eigentlichen Reisebeschreibung ist von diesen Zweifeln allerdings kaum etwas zu spüren, insbesondere in der Inszenierung der einheimischen Bevölkerung und ihrer Lebensweise ist Grisebach stark wertend.

Hahn unternahm – jeweils mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien – zwei Reisen durch die Region Mazedonien, die sich in der Publikation ausführlicher Berichte niederschlugen. Während der ersten Reise von Belgrad aus durch Serbien und Mazedonien bis Thessaloniki im heutigen Griechenland (bei Hahn »Salonik«), die Hahn im September 1858 begann, sollte die Erkundung der Eignung des Geländes für eine Eisenbahntrasse »dem ungarisch-österreichischen Verkehrswesen eine durch seine ganze Axe und seine Herzpunkte laufende Weltarterie zuströmen« (Hahn 1868: 24) lassen und dazu beitragen, Wien seine verdiente Stellung in Europa zu sichern, da »der Kaiserstaat und die Kaiserstadt im natürlichen Mittelpunkte unseres Welttheiles liegen und von der Natur bestimmt seien, das Centrum des europäischen Verkehrs zu werden« (Hahn 1868: 7). Hahn betont die »strategische Wichtigkeit« (Hahn 1868: 20) dieser Eisenbahn und stellt ebenso das mit ihr verbundene wirtschaftliche Interesse heraus: »Diese Bahn ist für uns daher nicht blos Schnellverkehrslinie, sondern auch Fracht- und Handelslinie. Denn wir sind die nächsten industriellen Nachbarn des reichen Macedoniens, und daher von Allen berufen, seine Baumwolle, Seide und Wolle zu spinnen und zu weben [...].« (Hahn 1868: 21)

Neben der Idee einer Eisenbahn entlang der »durch die ganze Breite der Türkei längs der Morawa und dem Wardar laufende[n] Thalrinne« (Hahn 1868: 1) ist laut Hahns Vorwort die Erforschung einer »terra incognita« (Hahn 1868: 3) im Gebiet der Morawa, damals im nördlichen Grenzraum der ›europäischen Türkei‹ zu Serbien, eine wesentliche Motivation für seine Reise. Dort vermutet Hahn »albanesische Stämme« (Hahn 1868: 3), die kennen zu lernen ihn reizt.⁸

Eine Mischung aus albanologischem Forschungsinteresse, dem Bestreben nach einer weiteren Erkundung einer möglichen Eisenbahntrasse am Vardar entlang (bei seiner ersten Reise hatte Hahn den Flusslauf des Vardars bei Veles verlassen und war über Prilep und Bitola nach Thessaloniki gereist) und dem Wunsch, weiße

⁸ Im Verlauf der Reise macht Hahn allerdings auch an ganz anderer Stelle für ihn überraschende Entdeckungen, so etwa die Stadt Kruschewo [heute Kruševo, Republik Mazedonien] in der Nähe des heutigen Bitola: »Dass in der europäischen Türkei noch manche Landstrecke undurchforscht ist, das weiss jeder Leser, der einmal einen Blick auf die grosse Kiepert'sche Karte geworfen hat, dass sich aber auch eine in der Nähe einer Hauptstrasse, und fast vor den Thoren der Civil- und Militärhauptstadt von Rumelien gelegene Stadt von wenigstens 7000 Einwohnern bis dahin der Kunde der Wissenschaft entziehen konnte, das war uns im höchsten Grade überraschend.« (Hahn 1868: 182)

Flecken auf den bisherigen Landkarten auszufüllen, bewegt Hahn zu seiner zweiten Reise *Durch die Gebiete des Drin und Wardar*, die ihn 1863 u.a. in Begleitung des Photographen Joseph Szekely durch das heute im Grenzgebiet der Staaten Albanien, Mazedonien und Kosovo gelegene Gebiet des Flusses Drin (Schwarzer und Weißer Drin) und entlang des in der heutigen Republik Mazedonien und in Griechenland gelegenen Flusslaufs des Vardars von Veles nach Thessaloniki führt.

Hahns Darstellung der bereisten Landstriche scheint auf Objektivität bedacht, seine sprachlichen und kulturellen Kenntnisse ermöglichen ihm den Zugang zu zahlreichen Informationen, die etwa Grisebach verwehrt bleiben mussten. Den scharfen Gegensatz, den Schafarik und Müller zwischen dem Staatssystem der Türkei und dem der anderen europäischen Länder konstruieren, schwächt er deutlich ab:

»Wir können die Vorstellung von den tief greifenden Gegensätzen der türkischen und occidentalen Staatsordnung und die darauf gebaute Schlussfolgerung der Unmöglichkeit jeder Reform der ersten im europäischen Sinne nicht theilen, weil wir sie im Wesentlichen als Kinder derselben Mutter – der römischen Welt – betrachten und den Unterschied nur darin finden, dass das eine in seiner Entwicklung fortgeschritten, das andere stehen geblieben ist.« (Hahn 1868: 40)

Zugleich stellt aber auch er schon früh die vermeintliche Überlegenheit des ›wirklichen Europäers‹ über die Einheimischen in der ›europäischen Türkei‹ heraus und macht deutlich, wie die Hierarchie aus seiner Sicht gestaltet ist:

»Wir möchten überhaupt jedem Reisenden auf der südöstlichen Halbinsel den Rath ertheilen, bei jedem Personenwechsel die erste Gelegenheit zu benützen, um sein Verhältniss zu den neuen Individuen dadurch von vornherein zu klären, dass er, ohne grob zu werden, sich möglichst scharf zeigt, und stets zu bedenken, dass er nur zwei Hebel hat, um auf das autochthone Element zu wirken, d. i. Furcht und Interesse. Ein nur an asiatische Gesellschaftsschranken gewohntes Volk hat kein gesellschaftliches Mass für den reisenden Europäer, dieser muss dasselbe daher selbst regulieren, wenn er sich vor Unzukömmlichkeiten bewahren will.« (Hahn 1868: 55)

Auch Grisebach klärt die Verhältnisse schon durch die Schilderung seiner ersten Eindrücke von den Einheimischen, nachdem er auf der Reise aus Göttingen Richtung Kleinasien in Bulgarien erstmals türkischen Boden betreten hat:

»Ein über alle Begriffe schmutziges Dorf brachte uns dort mit bulgarischen Landleuten in Berührungen. Wie verschieden ist hier schon der Eindruck, den die vermischten Nationen hervorbringen: der Bulgar mit seiner slavischen Gesichtsbildung, dürftiger Umgebung, mangelhafter Kleidung, unreinlich an Person und Behausung, aber von gutmütigem, dienstwilligem Benehmen; der Turke, auf dem

Verdecke des Schiffs in weiten Gewändern gelagert, fremd und zurückhaltend, ohne Bewegung in den edlen Zügen, die nicht selten dem Ideal männlicher Schönheit entsprechen, aber wegen des völligen Mangels an geistigem Character nur durch ihre Form anziehend wirken können; endlich die Franken, die uns so gütig wie alten Freunden begegnen und die Vorzüge der Heimath einprägen.« (Grisebach 1841a: 26)⁹

Ein gesonderter Blick auf Mazedonien ist bei beiden Autoren nicht zu bemerken, ihre Charakterisierungen von Land und Leuten betreffen jeweils die ›europäische Türkei‹ an sich, eine ganz bestimmte Lokalität – etwa das »Dibra-Tal«, das als »das grösste Räubernest verschrien« (Hahn 1867: I) sei – oder bestimmte Volksgruppen bzw. Ethnien. Die ›europäische Türkei‹ wird dabei sowohl in Abgrenzung zu Serbien als auch zum asiatischen Teil des Osmanischen Reichs – Hahn nähert sich ja aus dem Norden, von Serbien her, während Grisebach aus dem Südosten, aus Kleinasiens kommt – als tendenziell gefährlich und wild dargestellt. Sowohl bei Grisebach als auch bei Hahn wird diese Einschätzung von ihren einheimischen Bediensteten geäußert. So hat Grisebachs griechischer, in Kleinasien ansässiger Diener und Dolmetscher Dimitri keine große Lust, seinen Herrn nach Europa zu begleiten: »Meine Art zu reisen dünkte ihm zu beschwerlich, er fürchtete die Albanesen und seine räuberischen Landsleute und zog es vor, unter den friedlichen Türken von Kleinasien zu reisen.« (Grisebach 1841a: 101) Und Hahn schildert ein Gespräch mit seinen Bediensteten am Abend vor dem Grenzübertritt aus Serbien folgendermaßen:

»Vom St. Romanus-Kloster fuhren wir zu dem schmucken Grenzstädtchen Al-exinatz, wo wir zum letzten Male auf serbischem Boden nächtigten. Nach dem Abendessen bat daher Kyro um Erlaubniss, der Einladung Gusman's folgen und

⁹ Eine derart deutliche Hierarchisierung findet sich bei Barth nicht, seine Schilderungen der Einheimischen sind von Respekt geprägt, wenn auch die schwierigen Umstände des »schändlichsten und rücksichtslosesten Despotismus« (Barth 1864: 113), unter denen sie ihr Leben fristen müssen, immer wieder betont werden. Fallmerayer hingegen setzt einige Akzente, die ein zivilisatorisches Gefälle zwischen »Europa« und dem »Orient« markieren, etwa wenn er Dorfbewohner in der Gegend des heutigen Thessaloniki als »ärmlicher als die Nigrer« (Fallmerayer 1845: 66) bezeichnet und ihn dörfliche Bauten an »Nubien« (Fallmerayer 1845: 65) erinnern, oder wenn es über die »slavisch« sprechenden Macedonier« (Fallmerayer 1845: 151), die laut Fallmerayer den Großteil der dortigen Bevölkerung stellen, in Bezug auf ihre angeblich übermäßige Verehrung des Heiligen Nikolaus heißt: »Gebt diesen Leuten plötzlich Dr. David Strauß und die deutschen Jahrbücher in die Hand und sehet selbst, ob sie dann zufriedener und glücklicher sind, als in ihrer Slaveneinfalt und mit ihrem Nikolaus?« (Fallmerayer 1845: 173-175) Er konstatiert allerdings durchaus selbstkritisch, den Deutschen sei gegenüber den »Slaven« ein »innerer Hochmuth« zu eigen, der »den Slaven als Race [...] in ungerechtem Sinn das Anerkenntnis geistiger Ebenbürtigkeit bis zu dieser Stunde versagt« (Fallmerayer 1845: 369), und hinterfragt so den eigenen Blick auf die Bevölkerung des durchreisten Gebiets.

noch einen vergnügten Abend begehen zu dürfen, denn jenseits der Grenze höre alles Vergnügen auf und heisse es ›Ohren steif‹. Auf die Frage, ob sie sich denn fürchteten, nach der Türkei zu gehen, antwortete er, das sei gewiss nicht der Fall, aber sie wüssten auch, dass es drüben nicht vergnüglich sei, denn das Arnautlik, welches wir besuchen wollten, sei die verschriente Nachbarschaft von ganz Serbien. Wir erfuhren somit, dass der dienende Theil unserer Gesellschaft die Gegenden, denen unser Herz entgegenschlug, mit sehr abweichenden Gefühlen betrete.« (Hahn 1868: 30-31)

Grisebach deutet allerdings an, dass es sich gerade bei »Macedonien« um ein auch innerhalb der ›europäischen Türkei‹ besonders unsicheres Gebiet handelt. Während seines Aufenthalts auf dem Athos rückt ihm erstmals während seiner Reise eine Räuberbande bedrohlich nahe, die sich nach Auseinandersetzungen mit der Staatsgewalt dort in den Wäldern versteckt halte und hoffe, »wenn die erste Furcht und die emsige Verfolgung sich gemäßigt hatten, mit günstigem Glücke nach Macedonia zu entkommen« (Grisebach 1841a: 242).¹⁰

»Macedonien« als eine Art Freihafen für Banditen? Tatsächlich werden beide Reisenden dort immer wieder mit den Spuren verübter Raubüberfälle und Mordtaten konfrontiert, Hahns Gesellschaft während der zweiten Reise selbst beraubt (vgl. Hahn 1867: 112). Seine erste Begegnung mit einem Räuber während der Reise von Belgrad nach Thessaloniki stellt sich allerdings wenig dramatisch dar und veranlasst ihn zu vergleichenden Betrachtungen über die gesellschaftliche Entwicklung ›Europas‹ und der Türkei, in denen er keinen strikten Antagonismus zwischen den beiden Regionen aufbaut, sondern vielmehr wie in der oben zitierten Aussage über die unterschiedlichen Staatssysteme von einer ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ ausgeht, indem er sie lediglich auf unterschiedlichen Etappen des Weges in die Modernität sieht:

»Am Südende der vorerwähnten, die Skopiaebene mit dem Ptschinjathale verbindenden Einsattlung und am rechten Ufer dieses Flusses liegt das Dorf Kaplan, in dessen Chan wir übernachteten. Beim Eintritte in denselben fiel uns ein Eisen-schimmel durch seinen eben so schönen als kräftigen Bau auf, welcher nebst zwei anderen tüchtigen und gut gesattelten Pferden im Hofraume zur Abkühlung herumgeführt wurde. [...] Der Chandschi [...] erzählte, dass der Besitzer jener Pferde ein reitender Räuber aus Unter-Dibra sei, welchen er sehr wohl kenne, weil er

¹⁰ Die Furcht vor Räuberbanden in Mazedonien thematisiert auch Fallmerayer, allerdings nur am Rande (Fallmerayer 1845: 70), während sie bei Barth, der immer wieder die mangelnde staatliche Ordnung in der Region hervorhebt (zumeist im Konjunktiv: »wäre das Land in irgend geregeltem Zustand«; Barth 1864: 119), eine zentralere Rolle spielen (vgl. etwa die Schilderungen auf den Seiten 116 und 152). Eine Zuordnung der Räuber zu den ›Albanern‹ ist allerdings bei beiden Autoren nicht zu erkennen.

schon öfter bei ihm übernachtet habe. Diese Auskunft musste uns im höchsten Grade überraschen, denn wir glaubten mit allen Gewerben der Halbinsel bekannt zu sein, und hier bot sich eines, von dem wir noch nie etwas gehört hatten. Wir erkundigten uns also sofort nach demselben und erfuhren, dass dieses Gewerbe namentlich in Unter-Dibra einheimisch sei und sich besonders mit dem Pferdediebstahl befasse, ohne dass deswegen die Industrieritter anderweitige Gelegenheiten zur Bereicherung verschmähten. Dieselben präsentirten sich in der Regel vortrefflich beritten und von mehreren Dienern begleitet. Sie seien mit einem regelmässigen Passe versehen, und betrügen sich überall, wo sie einkehrten, als anständige Reisende. Ihre Coups machten sie, wenn es möglich sei, vor Mitternacht und eilten dann, so rasch sie könnten, auf Nebenwegen zu der ihnen zur Bergung und zum Absatze des Raubes am geeignetsten erscheinenden Diebshöhle, welche über die Halbinsel zerstreut seien. Doch sei dies selten die dem Raube nächst gelegene, und rasteten die Räuber in der Regel erst, wenn sie in einer anderen Provinz angekommen sind. Aus diesem Grunde sind daher tüchtige Pferde das erste Erforderniss für die Dibranaer Industrieritter, welche lebhaft an ihre paläontologischen Collegen erinnern, die in den englischen Romanen des verflossenen Jahrhunderts eine so große Rolle spielen. Sollte diese Species zu der Classe von Erscheinungen gehören, welche sich im Uebergange aus dem Mittelalter in eine neue Zeit bilden? Denn die Türkei ist gegenwärtig in diesem Uebergangsstadium begriffen, welches für das übrige Europa bereits in der Vergangenheit liegt.« (Hahn 1868: 159-160)

Wie der hier geschilderte »Industrieritter« aus dem vorwiegend albanisch besiedelten »Dibra-Tal« stammt, sind sowohl bei Grisebach als auch bei Hahn vor allem die in der Region siedelnden Albaner Verursacher der in Mazedonien herrschenden Unsicherheit. So kolportiert Grisebach, »so lange man unter den Albanesen verweile, müsse man immer gefaßt sein, unerwartet aus einem Verstecke angelegte Flinten zu erblicken, wodurch man dann genöthigt wäre, ohne daß eben viel Worte gewechselt würden, Baarschaft, Gepäck und Kleidungsstücke auf den Boden niederzulegen, bis die Räuber zufrieden gestellt dem Beraubten weiterzuziehen gestatteten.« (Grisebach 1841a: 257)

Beide Autoren schildern die Albaner als waffenverliebte, kriegerische und gewalttätige Menschen, unter denen »dem Menschenleben ein verhältnismäßig geringerer Werth beigemessen wird« (Grisebach 1841b: 321). Zugleich wird ihnen Freiheitsliebe (insbesondere von Grisebach auch als Aufsässigkeit interpretiert) und Stolz unterstellt. Damit werden sie immer wieder in Kontrast zu den slawischen Bewohnern des Landes gesetzt, die sowohl bei Grisebach als auch bei Hahn als »Bulgaren« bezeichnet werden (während sie für Müller 1844 »Serben« sind).¹¹ Die-

¹¹ Grisebach weist allerdings darauf hin, dass die Festlegung der slawischen Bevölkerung in den Gebieten der ›europäischen Türkei‹ auf eine bestimmte Nation auch sprachlich schwierig sei: »Diese Linie, welche nur bei Salonichi das aegaeische Meer selbst berührt, ist zugleich, mit Aus-

se werden als grundsätzlich friedliebend und etwas einfältig und servil charakterisiert. Hahn inszeniert den Gegensatz zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen auf originelle Weise. Während in »allen albanesischen Orten« die Waffen von Hahns Reisegesellschaft besonders gewürdigt worden seien, insbesondere ein »Pistol mit sechs Schüssen« (Hahn 1868: 67), von dem die Kunde sich rasch verbreitet habe und nach dem überall gefragt worden sei, habe sich bei den »Bulgaren« ein ganz anderer Gegenstand als große Attraktion erwiesen, »denn von diesen wurde meine Luftmatratze, welche die Aufmerksamkeit der Albanesen nicht fesseln konnte, weit mehr angestaunt, als der Revolver, und die bulgarische Jugend drängte sich stets heran, um bei ihrer Füllung zu helfen.« (Hahn 1868: 67)

Im Vergleich zu den Albanern werden die »Bulgaren« also als ausgesprochen harmlos in Szene gesetzt. Selbst in Gegenden wie dem Bezirk Murichowa [heute Mariovo, Republik Mazedonien], die sich angeblich als ›Räubernest‹ geradezu anbieten, bleiben sie laut Hahn schon beinahe befremdlich friedlich:

»Wenn man von Osten her, etwa von dem eisernen Thore aus in die steilen zerrissenen Gebirgsmassen hineinblickt, welche die Murichowaner bewohnen, so möchte man in diesen lauter geborene Räuber vermuten. Dem ist jedoch nicht so, diese trostlosen Striche werden von stillen Leuten bewohnt. Der ganze Bezirk ist durchweg von christlichen Bulgaren bewohnt, ohne irgend eine Beimischung anderer Volkselemente. Die Murichowaner sind ein ruhiger Menschenschlag, bei welchen Raub, Mord, ja sogar Viehdiebstahl unerhört sein soll, und die zu abgelegen wohnen, um von fremden Räubern heimgesucht zu werden. Es heisst, dass die Eheherren in mehreren ihrer Dörfer der Gastfreundschaft eine solche Ausdehnung geben, dass, wenn Fremde bei ihnen einkehren, sie keine Eifersucht gegen ihre Frauen zeigen.« (Hahn 1867: 146-147)

Grisebach inszeniert diesen Gegensatz zwischen »Bulgaren« und »Albanesen« ebenfalls, insbesondere durch ihr jeweiliges Verhalten, wenn er in offizieller türkischer Begleitung bei Dorfbewohnern einkehrt und diese die Reisenden verköstigen müssen. In einem Dorf in der »Tettovo-Ebene« in der Nähe von Kalkandelen [heute Tetovo in der Republik Mazedonien] sind »bulgarische Christen« die Gastgeber:

nahme von Albanien, die Südgrenze der slavischen Sprachen, welche von da bis zur Donau allgemein sind. Das Bulgarische umfasst den südlichen und östlichen, das Serbische den nördlichen und westlichen Theil dieses Gebiets, aber die Grenzscheide dieser beiden Töchter des slavischen Stamms konnte nicht genau angegeben werden, vielmehr wurde behauptet, daß sie durch allmähliche Vermischung der Wörter gleichsam in einer Uebergangszone mit einander verschmolzen. Wäre man nicht gewohnt, bei uns sogar in der Ebene verwandte Dialecte scharf von einander abgetrennt erhalten zu sehen, so könnte man eine Stütze für diese Meinung in dem Umstände erblicken, daß Serbien durch keine natürliche Südgrenze von bulgarischen Landschaften abgesondert wird.« (Grisebach 1841b: 66)

»Die Bulgaren zeigten sich zwar neugierig, aber zugleich bescheiden und anspruchslos. Die Höflichkeit des Wirths war so groß, daß er, während wir aßen, mit einem brennenden Holzspäne sich neben uns stellte und, ohne zu ermüden, unsere Tafel so lange beleuchtete, als dieses nöthig schien. Eine Vorrichtung, die Kienfackel zu befestigen, schienen diese Leute nicht zu kennen, und wie selten mögen sie sich auch solch einer Bequemlichkeit bedienen, da das Feuer am Heerde für ihr Bedürfniß Licht genug verbreitet.« (Grisebach 1841b: 252)

Auch im Hochgebirge erweisen sich »Bulgaren«, die eine Sennhütte bewohnen, als ausgesprochen gastfreundlich, wenn auch ihr Speiseangebot – neben einem frisch geschlachteten Schaf noch »einige unsaubere, abscheuliche Bulgarenspeisen« (Grisebach 1841b: 256) – den Berichterstatter keineswegs befriedigen kann. Ein »mit Fett getränkter Kleister, der wie graues Fließpapier aussah« und »Brod [...], das unmittelbar zum Gebrauche in einer heißen Pfanne höchst einfach gebacken ward« (Grisebach 1841b: 256) erscheinen Grisebach schlicht ungenießbar. Rustikale Tischsitten werden das kulinarische Erleben nicht besser gemacht haben: »Alle Speisen wurden mit den Händen zerlegt und gemeinschaftlich aus demselben Geräthe gegessen.« (Grisebach 1841b: 256)

Diese »Bulgaren« haben nichts Aufrührerisches oder Kriegerisches an sich, immer wieder betont auch Grisebach ihre Gutmäßigkeit. Ihr leibliches Wohl ist ihnen – wenn es auch nur für den Augenblick anhält – wichtiger als etwa der Widerstand gegen das Einfordern von Abgaben durch die Obrigkeit. So schildert Grisebach eine Feier von ›bulgarischen‹ Bauern beim Bischof von Vodena [heute Edessa in Griechenland], während der sich die Teilnehmer als ausgesprochen unbekümmert darum zeigen, dass ihnen am kommenden Tag eine »außerordentliche Steuer« droht.¹²

In vergleichbaren Situationen versetzt »das kecke und barsche Benehmen der Albanesen« (Grisebach 1841b: 292) im Šar-Gebirge in Erstaunen und Furcht. Die »Albanesen [...], bärige Männer, von rohem, unbändigem Aussehen, Alle mit Flinten bewaffnet« (Grisebach 1841b: 293), hinterlassen einen ausgesprochen bedrohlichen Eindruck und bringen den Berichterstatter um den Schlaf. Seine Schilderung

¹² »Die Bulgaren setzten sich in langen Reihen im Umkreis der Tücher nieder, verschlangen in kurzer Zeit die größten Vorräthe und überließen sich bald einer wilden, lärmenden Fröhlichkeit. Daß dieses Gastmahl, wie mir der Bischof sagte, nur darauf berechnet war, am andern Morgen eine außerordentliche Steuer unter dem Titel eines Hochzeitgeschenks ohne Widerstand erheben zu können, kümmerte sie nicht. Sie waren unbewaffnet. Das Fleisch rissen sie mit den Händen von den Knochen ab, den Reis verzehrten sie je sechs mit den Löffeln aus dem hölzernen Geräth, worin er gebracht war. Im Trinken schienen sie mäßig zu sein, aber ihr heulender Gesang erfüllte die halberleuchtete Gallerie mit unheimlichen Accorden. Die Herrlichkeit hat bis zwei Uhr gedauert, als ich schon lange in meinem eingeriegelten Zimmer mich auf den Divan gelagert hatte und unberührt durch ihre Freuden und Leiden schlief.« (Grisebach 1841b: 87-88)

einer Begegnung mit zwei albanischen Männern kurz vor »dem Passe, wo die macedonischen und albanischen Gewässer sich scheiden« (Grisebach 1841b: 307), ist symptomatisch:

»Ich fand mich allein mit den türkischen Soldaten, als zwei Albanesen auf einem benachbarten Hügelkamme erschienen und, indem sie Zeichen gaben, als wären sie nur die Vordersten von einer größeren hinter der Höhe verborgenen Mannschaft, in größter Eile uns entgegenliefen. Plötzlich, als sie uns nahe gekommen waren, legten sie ihre Flinten auf uns an, was meine Türken auf der Stelle erwiederten. Statt aber zu schießen, setzten die Albanesen ihren Lauf fort, erhoben ein Geschrei und kamen lachend bei uns an, indem sie uns nur hatten schrecken oder scherhaft begrüßen wollen. Wäre dieser Scherz von den Soldaten eben so sehr mißverstanden, als von mir, so würden die Albanesen wahrscheinlich auch dem Ernste nicht abhold gewesen sein: wenigstens zeichnete der Eine von ihnen sich durch eine wirklich grauenhafte Gesichtsbildung aus, der alle bösen Leidenschaften ihren Stempel aufgedrückt zu haben schienen. Die Sonne hatte ihn schwärzlich gefärbt, als wäre Mohrenblut in ihm gewesen, aber die mißtrauisch stechenden Augen bezeichneten den Sohn des Landes: denn Mißtrauen im Blick ist ein charakteristischer Zug bei allen Gebirgsalbanesen dieser Gegend, und niemals wird der Reisende einen Bulgaren oder Türken mit ihnen verwechseln. Zuletzt feuerten die Beiden ihre Flinten in die Luft und, indem meine Begleiter den Gruß auf dieselbe Art erwiederten, so schallte ein lebhaft wiederholtes Echo aus allen Thälern zurück. Dann warfen die Albanesen sich auf den Rasen, wir lagerten uns gleichfalls, einige Worte wurden gewechselt, wobei die Türken sich nichts weniger als unterwürfig behandelt sahen, dann zogen die wilden Gesellen weiter.« (Grisebach 1841b: 305)

Auch wenn also weder Grisebach noch Hahn sich wie etwa Müller ausdrücklich der Schilderung eines vermeintlichen »Nationalcharakter[s]« (Müller 1844: 23)¹³

¹³ In einem Kapitel seines Werkes schildert Müller überblicksartig den jeweiligen ›Charakter‹ der einzelnen einheimischen Bevölkerungsgruppen, die er als »Osmanlis«, »Štepetaren (Schtiepetaren) oder Arnauten« bzw. »Albanesen«, »Serben«, »Zinzaren« oder »Macedo-Wlachen«, »Hellenen« und »Juden« bezeichnet (Müller 1844: 14-22). Auch das jeweilige Äußere wird beschrieben. So sind die »Schtiepetaren« (unterteilt in »Tosken« und »Ghegen«) laut Müller »grausam, hinterlistig, hartnäckig, jeder Neuerung abhold, gegen Jeden, der ihre Sprache nicht kennt, feindselig« etc., »ihre Nüchternheit, ihre Genügsamkeit, ihr hohes Selbstgefühl« seien jedoch zumindest im Falle der Ghegen zu rühmen (Müller 1844: 18-19). Vom Aussehen her sei der »argwöhnische und stolze Schtiepetar« (Müller 1844: 20) als Ghege »in der Regel 5 Fuß 3-5 Zoll hoch, schlank gebaut, von ovalen Formen, mit einer langen, feinen Nase und sehr engen Nasenlöchern, meist mit hellbraunen Haaren und grauen Augen von stechendem Ausdruck; bedeutend höher, schlanker, kräftiger ist der Toske, seine dunklen Augen listig, sein Haar schwarzbraun und lang herabwallend. Nicht so günstig ist das weibliche Geschlecht bei den Arnauten bedacht; meist von riesigem Körperbau, der im grellen Contraste mit den zarten, schwelrenden

der einheimischen Bevölkerung verschreiben, so lässt sie sich ihren Ausführungen letztlich doch entnehmen, vor allem in der Dichotomie von kriegerischen, gewalttätigen und freiheitsliebenden respektive aufrührerischen Albanern und friedliebenden, gutmütigen Slawen. Dieses Narrativ wurde rezipiert und weitertradiert, wie etwa ein Artikel von Franz Bradaška über die »Slaven in der Türkei« in *Petermanns Geographischen Mitteilungen* aus dem Jahr 1869 zeigt. Dort beklagt Bradaška, wie sehr die Slawen in der ›europäischen Türkei‹ unter ihren albanischen Nachbarn litten, und beruft sich dabei auf Hahn:

»Hahn erzählt, dass die Šcipetaren wegen ihrer Gewaltthätigkeit und ihrer Räubereien berüchtigt sind und dass sie sich selbst in der Gegend von Kuršumlije und anderwärts bei Nacht ohne Begleitung nicht aus dem Hause wagen, und auf S. 51 schreibt er, er habe gehört, dass die Moravicaner-Šcipetaren die ärgsten seien und selbst bei Tage nicht einzeln ausgehen. Diess ist, wie sich Hahn selbst überzeugte, übertrieben, doch giebt es, wie er ganz richtig bemerkte, unter so berüchtigten Leuten eine Sicherheit wohl nicht. Jetzt denke man sich den wilden Šcipetaren als Nachbar des Kroaten und Serben oder Bulgaren und man wird den grossen Unterschied lebhaft herausfühlen. Der Slave, und insbesondere der Bulgar, ist still und ruhig, er fällt den Šcipetaren nicht an, sondern wehrt nur seine Angriffe ab, und wenn er sich nicht mehr wehren kann, so giebt er nach und zieht von dannen, denn er befindet sich in einer viel zu ungünstigen Lage, als dass er die ungebändigte Gewalt und Verwegenheit des wilden Šcipetaren besiegen könnte, und so muss der Slave, wenigstens so lange die jetzigen Verhältnisse dauern, auch auf dieser Seite verlieren.« (Bradaška 1869: 445-456)

Dabei scheint Hahn in seiner Darstellung der bereisten Länder und ihrer Bevölkerung durchaus darauf bedacht gewesen zu sein, bestehende Stereotype aufzubrechen. Dies betrifft insbesondere das offensichtlich vorausgesetzte Vorhandensein von Schmutz und Ungeziefer in den Gebieten der ›europäischen Türkei‹. Immer

Formen des türkischen und serbischen Weibes steht, von schwarzbraunem, sonnenverbranntem Teint, mit runzeliger Haut und gekrümmtem Rücken – da, wie bei den Serben, der weibliche Rücken das gewöhnliche Transports-Vehikel bildet –, dem häufigen Einflusse thätlicher Mißhandlung von Seiten der Gatten, Väter und Brüder ausgesetzt, steht es auf der tiefsten Stufe physischer und moralischer Cultur.« (Müller 1844: 23) Die »Serben« hingegen werden geschildert als »den frohsinnigen, gemüthlichen, kühnen, gewandten, so sehr dem Sinnenreiz huldigenden und abergläubischen slavischen Nationalcharakter bewahrend« (Müller 1844: 20-21). Weiterhin heißt es: »Lebhafter und gesprächiger als der Arnaute ist der Slave, den ein reichliches, dunkles Haar, braune Augen, rothe Wangen, frische Lippen, weiße, schöngeformte Zähne, volle, üppige Wangen, eine Stumpfnase, ein lächelnder Zug guthmüthiger Schalkhaftigkeit schon äußerlich bezeichnen [...]« (Müller 1844: 23) Müllers Typologie entspricht derjenigen der sogenannten ›Völkertafeln‹, die insbesondere im 18. Jahrhundert populär waren und von denen er auch eine in seinem Werk abdruckt (Müller 1844: 24). Zu Völkertafeln allgemein vgl. etwa Stanzel 1999.

wieder nimmt Hahn Bezug darauf. So weist er gleich zu Beginn der Reise von 1858 darauf hin, dass Ungeziefer entgegen den unterstellten Erwartungen der Leserschaft – »der Leser dürfte wohl staunen, wenn er hört« (Hahn 1868: 27) – auf der gesamten Wegstrecke von Belgrad bis Salonik kein Problem dargestellt habe, was er allerdings auch mit den getroffenen Vorsichtsmaßnahmen erklärt:

»Wo nämlich nur der geringste Verdacht vorhanden war, liessen wir Alles, was in den Schlafräumen an Kissen, Teppichen oder Matten vorhanden war, entfernen, die frisch gefegte Schlafstelle mit einer Lage frischen Heues belegen und darauf unser eigenes Bettzeug breiten, welches jeden Abend mit persischem Insectenpulver eingestreut wurde, von dem wir mehrere Pfunde von Wien aus mitgenommen hatten.« (Hahn 1868: 27)

In Skopje, wo er bei wohlhabenden Wlachen unterkommt, hebt er die »wahrhaft holländische Reinlichkeit« (Hahn 1868: 110) hervor, und die Schilderung der Einkehr bei einer »bulgarischen« Familie in der Nähe der Stadt Gjewgjeli [heute Gevgelija in der Republik Mazedonien] gerät zu einer geradezu ›biedermeierlichen‹ Idylle, in der ebenfalls die Reinlichkeit des Haushalts eine bestimmende Rolle spielt:

»Der Ort, obgleich nach Art der Bulgarendörfer jeder Vegetation baar und nur aus bescheidenen einstöckigen Hütten bestehend, machte auf uns den Eindruck von Reinlichkeit und Behäbigkeit, und bei dem Eintritt in unser Konak waren wir angenehm überrascht, diesen Eindruck auf das glänzendste bestätigt zu finden. Ich erinnere mich auf keiner meiner Reisen eine einfache Bauernhütte in solcher Reinlichkeit und koketten Ordnung gefunden zu haben; alle Wände frisch gewisst, der mit Lehm ausgeschlagene Fussboden wie geleckt, jedes Hausgeräthe an seiner bestimmten Stelle, die Wände symmetrisch mit Krügen, Tellern und Kupfergeschirr verziert, die Familie in fast ärmlicher, aber reiner Kleidung, und uns mit ruhiger Freundlichkeit, ich möchte sagen Herzlichkeit entgegenkommend. Sie bestand aus den beiden Eltern, zwischen 40 und 50, einem Sohn von 18 und einem Mädchen von 17 Jahren, das schönste Gesichtchen, was uns auf der ganzen Reise begegnet war, und für das unser Ausdruck, wie Milch und Blut, gemacht zu sein schien, mit dem sicheren unbewussten Tacte eines Naturkindes. [...] Das Essen wurde in ihrem eigenen Service aufgetragen und wir assen mit ihren Bestecken. Alles war ebenso sauber als schmackhaft, und nach dem Essen liess ich Marina bedeuten, es habe mir so gut geschmeckt, dass ich ihre Mutter als Köchin nach Salonik mitnehmen würde, sie sollte also eine Kiste aussuchen und alle deren Kleider einpacken, damit wir am andern Morgen nicht aufgehalten würden. Wider Erwarten nahmen beide Kinder die Eröffnung für ernstgemeint, und wurden in ihren Repliken so lebhaft, dass die Mutter herbeikam. Sie verstand sogleich, was vorlag, und scheint den Sohn, der etwas Mutterkind war, durch einen Blick beruhigt zu haben. Dem Mädchen setzte sie aber durch Fragen nach Lohn und Behandlung so

lange zu, bis sich deren Blick umschleirte. So reizend nun auch die jungen Herren diesen fanden und so gern sie auch dessen Perlen gesehen hätten, so schien es mir doch Zeit einzulenken, und den gewohnten Sonnenschein auf das nette Antlitz zurückzurufen.« (Hahn 1867: 181)

In Bitola, wo sich eine große türkische Garnison befindet, besichtigt Hahn Kaserne, Militärhospital und Kadettenhaus. Dort lässt er sich zu wahren Begeisterungsstürmen hinreißen: Zwar sei die »fast in allen türkischen Militäranstalten herrschende Sauberkeit [...] nichts Neues« (Hahn 1868: 189) gewesen, habe hier aber die Erwartungen übertroffen.

»Sie beschränkte sich nicht blos auf die Zimmerboden der wohlgelüfteten Säle, auch Gänge, Treppen und Fenster u. s. w. waren blank, an den schneeweissen Wänden prangten die blitzenden Waffen, und in der Küche hätte eine Holländerin schwerlich etwas zu tadeln gefunden. Auch in den Ställen herrschte Ordnung und Reinlichkeit [...].« (Hahn 1868: 189)

Die im Arsenal »herrschende Ordnung, Sauberkeit und weise Raumbenutzung erinnerten an ein Kriegsschiff« (Hahn 1868: 189), das Militärkrankenhaus brauche »in keiner Beziehung den Vergleich mit den besten europäischen Hospitalern zu scheuen« (Hahn 1868: 190), und auch im Kadettenhaus herrsche »musterhafte Reinlichkeit« (Hahn 1868: 190). Dass im zeitgenössischen Diskurs über die ›europäische Türkei‹ – offensichtlich ganz anders als in dem über Holland – eher von einem Schmutzstereotyp ausgegangen werden durfte, darauf weist Hahns sich anschließende Bemerkung hin, mit der er sich rechtfertigend an seine Leser wendet und wieder einmal den Wahrhaftigkeitsanspruch des gewissenhaften Reiseberichterstatters erhebt: »Indem wir die Schilderung dieser Besuche überlassen, kam uns der Gedanke, dass eine ausdrückliche Verwahrung gegen den Verdacht jeder Schönfärberei hier am Platze sein dürfte; wir berichten hier so gut wie überall nur Das, was wir gesehen haben.« (Hahn 1868: 190)

Tatsächlich hatte etwa Grisebach einige Jahrzehnte zuvor schon tatkräftig an der Ausgestaltung des die Länder der ›europäischen Türkei‹ betreffenden Schmutzstereotyps mitgewirkt, das sich, wie die folgenden Kapitel dieser Arbeit zeigen werden, auch über Hahn hinaus als ausgesprochen wirkmächtig und langlebig erweisen sollte. Immer wieder stellt er wie in den bereits genannten Zitaten Schmutz und mangelnde Reinlichkeit insbesondere unter den »Bulgaren« heraus, sie sind »unreinlich an Person und Behausung« (Grisebach 1841a: 26) und verzehren »unsaubere [...] Bulgarenspeisen« (Grisebach 1841b: 256), entsprechen also gleich in dreifacher Hinsicht nicht dem Ideal des »reinlichen Bürgers«, wie es sich in Deutschland im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte (vgl. dazu Frey 1997). Die Zumutungen, denen sich Grisebach in der Diktion seines Reiseberichts dadurch ausgesetzt sieht, lassen sich nur mühsam kompensieren,

etwa wenn er sich bei den »Bulgaren von Ostrovo« [heute Arnissa, Griechenland] – Menschen von »große[r] Gutmäßigkeit«, aber »im äußersten Schmutze« lebend – ein »abscheuliches Bivouac [...] in dem Hofe einer elenden Barake mit dem Vieh des Eigenthümers theilen« muss und ihn dafür lediglich die »vortrefflichen Fische aus dem See, die man mir zur Abendmahlzeit schmackhaft bereitete«, entschädigen (Grisebach 1841b: 156). Eine Zumutung ganz besonderer Art sind die laut Grisebach nahezu allgegenwärtigen Wanzen und anderes »Ungeziefer« – noch ein Topos, der sich als äußerst wirkmächtig erweisen sollte und auf den auch Hahn (siehe oben) referiert:

»Als ich mich niederlegte, war die Menge der Wanzen in dem Han so groß, daß ich auf eine schlaflose Nacht gefaßt sein mußte. Ich erinnere mich, wenn ich die Bivouacs abrechne, freilich nur weniger Nächte in der Türkei, in denen ich von dieser Plage ganz frei geblieben wäre: allein an die Angriffe einzelner Thiere gewöhnt man sich im Schlafe, ohne zu erwachen. Werden aber größere Strecken der Haut in entzündliche Reizung versetzt, so ist es selbst bei großer Ermüdung unmöglich, Ruhe zu finden. [...] Ich blieb dann in meinen Kleidern, legte enge Riemen über den Füßen und Händen an, verdeckte diese durch elastische Strümpfe und Handschuhe, und befestigte das Halstuch, so viel es möglich war, ohne die Respiration zu belästigen. Ich erreichte dadurch, daß die Wanzen nur über das Gesicht herfielen, und, gelingt es, vorher einzuschlafen, so wacht man von einer so örtlichen, wiewohl empfindlichen Reizung nicht leicht auf. Leider hilft dieses Mittel gegen andere Gattungen von Ungeziefer weniger, aber von allen sind in der Türkei die Wanzen die lästigsten, weil sie die unentbehrliche Ruhe nach der Anstrengung dem Reisenden rauben.« (Grisebach 1841a: 121-122)

Mit seinen Ausführungen über Schmutz und Ungeziefer entspricht der Göttinger Grisebach einem zuvor insbesondere von norddeutschen Reisenden geprägten Narrativ. Sie beurteilten die bereisten Gebiete – um 1800 noch etwa katholisch geprägte süddeutsche Regionen, die als ebenso rückständig empfunden wurden wie nun die »europäische Türkei« – aus der Perspektive des neuen Reinlichkeitsideals des aufgeklärten Bürgertums (vgl. Frey 1997: 190-194). Dabei fungierte »der Reinlichkeitsstandard [...] als Gradmesser des erreichten Zivilisationsgrades« (Frey 1997: 191), das »Aufsuchen der Übergänge vom Wilden zum Zivilisierten und die Abschätzung der Distanzen kultureller Entwicklung dienten der Stabilisierung des Selbstbildes der Bürger« (Frey 1997: 190). In Anlehnung an die Kulturanthropologin Mary Douglas, die davon ausgeht, dass Schmutz »nur vom Standpunkt des Betrachters aus« (Douglas 1985: 12) existiert¹⁴ und Vorstellungen von Reinheit und

¹⁴ Was sich auch anhand der Mazedonien-Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts bestätigen lässt: Im Unterschied zu Grisebach und auch Hahn thematisiert Barth in seinem Bericht Schmutz und Unreinheit abgesehen von wenigen Ausnahmen kaum und wenn, dann nur sehr

Verunreinigung als »Symbole der Beziehung zwischen verschiedenen Teilen der Gesellschaft [...], als Konstrukte, die die hierarchische oder symmetrische Ordnung des umfassenden sozialen Systems widerspiegeln« (Douglas 1985: 14) interpretiert werden können, lässt sich Grisebachs Darstellung der schmutzigen ›europäischen Türkei‹ ebenfalls als Hierarchisierung des Verhältnisses seines ›reinen‹ Herkunftslands zum ›unreinen‹ Reisegebiet und zugleich des Zentrums zur Peripherie deuten. Sind es doch, so Christian Enzensberger in seinem erstmals 1968 erschienenen *Größeren Versuch über den Schmutz* unter Berufung auf Mary Douglas, insbesondere die »Randgebiete«, die mit Verschmutzung und Unreinheit in Verbindung gebracht (vgl. Enzensberger 1970: 29–31)¹⁵ und damit als minderwertiges Anderes betrachtet werden: »Sauber ist schön und gut. Sauber ist hell brav lieb. Sauber ist oben und hier. Schmutzig ist häßlich und anderswo. Sauber ist doch das Wahre, schmutzig ist unten und übel, schmutzig hat keinen Zweck. Sauber hat recht.« (Enzensberger 1970: 7) Die angenommene »kulturelle[] Suprematie« (Frey 1997: 192) des Reisenden drückt sich laut Frey schon allein im »Blick auf die Reinlichkeitspraxis« (Frey 1997: 192) der ›Anderen‹ aus, unabhängig von der Beurteilung derselben. Sie kommt also auch in Hahns oben zitierten Lobreden auf die ›Reinlichkeit‹ zum Ausdruck, die er auf seinen Reisen an bestimmten Orten bemerkt haben will.¹⁶

Grisebachs Texte sind Teil noch eines anderen zeitgenössischen Diskurses der Abgrenzung: des ›Orientalismus‹ (vgl. Said 1978). In dieser ›westlichen‹ Imagination des ›Orients‹ als das ›Andere‹ spielt Sexualität eine bestimmende Rolle, die sich etwa in Haremphantasien äußert (vgl. zu maskulinen »colonial fantasies« über die ›orientalische Sexualität‹ auch Yeğenoğlu 1998). Auch Grisebachs Blick auf die ›Türken‹ in der Region ›Macedonien‹ ist ganz offensichtlich von diesem Narrativ geprägt. Zwar verurteilt er die angenommene sexuelle Promiskuität türkischer Män-

beiläufig, insbesondere mit Blick auf die ›Khäns‹, die dörflichen Herbergen (etwa in der Beschreibung des ›Khäns‹ in ›Radowitch‹, Barth 1862: 111). Ungeziefer erwähnt er gar nicht. Das Gleiche gilt für Fallmerayer (1845).

¹⁵ Dass Holland bis ins 20. Jahrhundert hinein auch als geographisches Zentrum der Reinlichkeit interpretiert wurde, die Peripherie Europas unabhängig von der Himmelsrichtung hingegen als Ort des Schmutzes, darauf verweist ein Passus in den 1932 erstmals erschienenen Reisebeschreibungen *Reisen ohne Ziel* des schwedischen Schriftstellers und Seemanns Harry Martinson: »Aber rein sind die Requisiten der holländischen Lebensführung: Häuser, Windmühlen, Mehl, Frauenkleider, Zinkblechtresen. Holland spielt auf den Saiten der Wäscheleinen, und die Welt hört ein sachliches Lied. Ein Lied mit vier großen Akkorden –: Erziehung zur Wirklichkeit, Arbeit, Putzmittel und Seife. Holland singt der Welt das Lied des Vorbilds für die schmutzigen Steppdecken des nördlichen Europas, fern aller schottischen Flöße.« (Martinson 2017: 46)

¹⁶ Frey zitiert als Beispiel hierfür Gottlob Heinrich Heinse, der »in den Jahren 1808 bis 1809 während seiner Reise in die Schweiz in den Häusern wohlhabender Basler Familien eine ›an die holländische grenzende Reinlichkeit‹« (Frey 1997: 192) wahrgenommen haben will – nahezu der gleiche Wortlaut, den Hahn in seiner oben zitierten Beschreibung der Häuser wohlhabender Wlachen in Skopje verwendet.

ner empört, als ihm ein osmanischer Würdenträger anträgt, sich in seine Dienste zu begeben, und ihm in diesem Zusammenhang – möglicherweise scherhaft auf die ihm bekannten Orient-Phantasien ›westlicher‹ Männer eingehend – ein als unmoralisch empfundenes Angebot macht:

»Er fügte hinzu: ›solche Leute, denen die Pflanzen und Berge unseres Landes so interessant sind, daß sie deshalb weite und kostspielige Reisen unternehmen, warum bleiben sie nicht bei uns? wir würden sie so gern aufnehmen, sie sollten das angenehmste Leben führen, sie sollten Geld und Alles erhalten, was sie wünschten, und wir wollten von ihnen nichts weiter verlangen, als ihren Umgang, ihren Rath, ihre Lehre, da sie in dem, was in Europa besser ist, wohl erfahren sind.‹ Aber er wisse wohl, sie seien an den Umgang mit Frauen gewöhnt, und den fürchteten sie hier zu entbehren: ›doch auch schöne Sclavinnen würden wir ihnen zugestehen,‹ sagte er scherzend, indem er das freiere Zusammenleben der Geschlechter nur aus einem unwürdigen Gesichtspunkte aufzufassen vermochte.« (Grisebach 1841b: 236)

Eine unterschwellige Faszination ist jedoch deutlich zu spüren, etwa, als er einem reisenden türkischen Mann in Gesellschaft von »drei abyssinischen Sclavinnen« (Grisebach 1841b: 221) begegnet. Zu einem besonderen Erlebnis wird der Besuch im Harem eines Paschas, wo er dessen zwölfjährige Tochter (›Unverschleiert ruhte die junge Türkin, ein schönes, bereits ausgebildetes Mädchen, unter einer leichten Decke.‹ Grisebach 1841b: 286) ärztlichen Beistand leisten soll. Die Schilderung des Landsitzes, in dem sich die Szene abspielt, ist voller sexueller Metaphorik:

»Hier erblickt man rechts von der Straße ein großes Tschiftlik des Pascha, welches eben jetzt dessen Harem beherbergte. Es ist eine große, halb in Bäumen versteckte Villa, aus welcher zahlreiche, bleigedeckte Zinnen minaretartig hervorragen. Hier pflegte Avsi damals bis zum Mittage zu verweilen und in der Gesellschaft von 4 Frauen und mehr als 30 Sclavinnen von seinen Regierungsgeschäften sich zu erholen. Die Lage dieses Orts, in einer gesegneten, von grünen Gebirgen umkränzten Ebene, gewährt alle Vorzeuge eines ländlichen Aufenthalts, insfern die schattigen Pflanzungen und die Nachbarschaft des Flusses gegen die heiße, mit Fiebermiasmen geschwängerte Atmosphäre zu schützen vermögen. [...] Die Waizenerndte war damals schon beendet, der Mais stand noch grün auf dem Halm, der Reis sah ich hier zum ersten Male im Großen angebaut, so daß der Charakter der Landschaft in mancher Beziehung an die Lombardei erinnert. Die Cultur des Reis [sic!] dauert in diesem Theile von Macedonien von Anfang Mai bis zur Erndte im October. Jetzt waren die Pflanzen noch ganz klein und die Felder glichen jenen überschwemmten Wiesen, aus deren Wasserspiegel im Frühlinge die neuen Blattspitzen durch die Feuchtigkeit begünstigt hervortreiben.« (Grisebach 1841b: 241-242)

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass in den analysierten Reiseberichten zahlreiche Aspekte in Szene gesetzt werden, die auch fortan in wechselnder Ausprägung den deutschsprachigen Diskurs über die Region Mazedonien bestimmen sollten und unter drei Themengebieten subsumiert werden können:

- Schmutz und Reinheit bzw. Rückständigkeit und zivilisatorische Überlegenheit: Es handelt sich um einen grundsätzlich (insbesondere unter Verwendung der Schmutzmetapher) als rückständig und zivilisatorisch unterlegen dargestellten, fremdartigen Raum mit etwas diffusen Grenzen, in dem unterschiedliche Völker bzw. Ethnien von auffälliger Geschichtsvergessenheit¹⁷ zusammenleben.
- Gewalt und Sexualität: Dieser Raum ist potenziell gefährlich und von männlicher Gewalt¹⁸ geprägt, dient aber zugleich als Projektionsfläche für sexuell aufgeladene orientalistische Phantasien.
- Kolonialismus: Seine in großen Teilen schlechte Zugänglichkeit (selbst neu angelegte Fahrstraßen werden als qualitativ so schlecht beschrieben, dass ein Vorankommen nur schwer möglich ist) wird herausgestellt. Zugleich böte dieser Raum aber viel Potenzial für eine wirtschaftliche Nutzung, wenn diese nur ›richtig‹ in die Hand genommen würde. Dem ›europäischen‹, in der hier untersuchten Literatur insbesondere deutschen bzw. österreichischen Subjekt kommt damit eine bestimmende Rolle zu: Es benennt und kartographiert den Raum und macht damit seine Nutzbarmachung erst möglich. Und es bringt seine kulturellen Standards sowie sein Wissen mit, was es zu einer Art Lehrmeister der ›unwissenden‹ Einheimischen werden lässt. Haben auch weder Grisebach noch Hahn ausdrücklich eine als kolonial zu verstehende Mission, so bietet ihr jeweiliger Blick auf die betrachtete Region doch ausreichend Potenzial für entsprechende Ambitionen, wie sie nur wenige Jahrzehnte später

¹⁷ Sowohl Grisebach als auch Hahn forschen auf ihren Reisen nach antiken Zeugnissen (Hahn fügt seiner *Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar* u.a. eine Übersicht der gefundenen antiken Inschriften bei; Hahn 1867: 159–170), was sich aber angesichts der scheinbaren Unkenntnis oder des vermeintlichen Desinteresses der einheimischen Bevölkerung als schwierig erweist. Ein Geschichtsbewusstsein verraten die Einheimischen aus Sicht der Autoren nur in Hinblick auf tradierte Sagen über mittelalterliche Helden wie »Marko Krlewich« (vgl. etwa Hahn 1868: 111–112).

¹⁸ Dass für die Gewalt hier insbesondere die Albaner verantwortlich gemacht werden, während die Slawen als friedlich und gutmütig, ja geradezu wehrlos geschildert werden, wird in der Weiterentwicklung des Mazedoniendiskurses im 20. Jahrhundert mit der Herausbildung des Stereotyps des ›heroischen Mazedoniers‹ zumindest teilweise aufgehoben. Im Zusammenhang mit dem bewaffneten Konflikt des Jahres 2001 zwischen albanischen Freischärtern und dem mazedonischen Staat lebte diese Sichtweise aber auch im deutschsprachigen Diskurs wieder auf. So schreibt der deutsche Makedonist Wolf Oschlies in seinem *Kriegstagebuch aus einem friedlichen Land* von 2004, er wolle Mazedonien »niemals politischen Kriminellen und Terroristen, vorwiegend albanischer Provenienz, überantwortet sehen« (Oschlies 2004: 9).

zum Ausdruck kommen sollten (vgl. insbesondere Kapitel 4 und 5 dieser Arbeit).

Doch es soll nicht unterschlagen werden, dass der Blick Grisebachs und Hahns auf Mazedonien nicht nur von Aspekten kolonialen Begehrrens geprägt ist. Es ist auch ein Blick ästhetischer Naturerfahrung, der an Diskurse anschließt, wie sie sich verstärkt seit dem 18. Jahrhundert um die Alpen gebildet hatten. Die Schönheit und Erhabenheit der mazedonischen Berge werden von beiden Autoren herausgestellt und durch den Vergleich mit konkreten Örtlichkeiten in den Alpen erfahrbar gemacht. Dass ihre Schilderungen des »Gemäldes« (Grisebach 1841b: 253) bzw. »der wunderschönen Bilder« (Hahn 1867: 126), welche die Landschaft bietet, auf das Vokabular von Bildbeschreibungen rekurrieren, weist auf Vorprägungen hin, die sie offensichtlich insbesondere durch den ›Alpendiskurs‹ in Malerei und Literatur erfahren haben.¹⁹ In Hahns Blick auf den Ohridsee klingt durch seine Assoziation mit dem Tessin, der italienischen Schweiz, zudem noch ein anderes Narrativ an: das von Italien als südlichem ›Arkadien‹, wie es etwa von Goethe geprägt worden war:

»Unser Haus lag etwa 80 Fuss über dem Seespiegel, und seine zahlreichen hohen Glasfenster gewährten den vollsten Überblick über denselben und die schön geschnittenen Berg- und Hügelketten, welche ihn einfassen. Der tiefer liegende Theil der Stadt, den die alte, jetzt als Moschee dienende Sophienkirche beherrscht, bildet einen entsprechenden Vordergrund zu diesem Adel und Ruhe athmenden Bilde, dessen Anblick uns stets von neuem die Erinnerung an den Lago Maggiore erweckte, so wenig wir auch einen greifbaren Grund dafür anzugeben wussten. Wir können nur so viel sagen, dass, so oft wir zum Fenster hinausblickten, uns italienischer Seehauch anwehte.« (Hahn 1867: 101)

Bei Grisebach steht insbesondere in seinem Bericht von der Besteigung des »Ljubatin« im Šar-Gebirge, den er mit dem »Watzmann aus dem Thale von Berchtesgaden« (Grisebach 1841b: 253) vergleicht, und dem »großartigen Anblicke« (Grise-

19 »Ohne vorgängige Lektüre von Texten oder vorgängige Aneignung von Sichtweisen, die durch Bilder vermittelt werden, kann also Natur als Landschaft gar nicht wahrgenommen werden. Nicht umsonst ist für ihre Wahrnehmung das Wort ›malerisch‹ konstitutiv.« (Groh und Groh 1991: 95) Der ästhetisierende Blick auf die mazedonische Landschaft findet sich auch bei Fallmerayer und insbesondere bei Barth, der geradezu in Zuschreibungen wie »bezaubernde Gebirgslandschaft« (Barth 1864: 145-146), »wildromantische[] Gehänge[]« (Barth 1864: 170), »wahrhaft großartige Bergansicht« (Barth 1864: 119) oder »romantisch wild zerrissene und gegliederte Thalebene mit dem gegenüberliegenden zerklüfteten Gehänge« (Barth 1864: 114-115) schwelgt und sich etwa »des hübschen Ueberblickes über den höchst manichfach gestalteten und bekleideten Boden in der Tiefe mit dem anmuthigsten Wechsel von Feld, Acker, Weingärten, Wiese und Baumwuchs [erfreut]« (Barth 1864: 117-118).

bach 1841b: 253), den dieser Gipfel bietet, die Vorstellung von der Erhabenheit der Berge im Vordergrund. Schroffe Felsen und schaudererregende Abgründe künden von unmittelbarer Gefahr und sind dem kundigen Reisenden doch Quellen ästhetischen Erlebens:

»Als wir die Felsen erreichten (4° 15'), die den obersten Kegel umgürteten, kam uns die Sonne zuvor und ging blutroth über dem Scomius auf. Es war der prachtvollste Anblick [...]. Nun sahen wir, wie zu unserer Linken die Ljubatrin nach Südwest mit ungeheuern Felsen schauerlich bis zu dem Passe abstürzt, der sie mit dem Scardus vereinigt und der jetzt tief unter unsren Füßen lag. Zu dem höchsten Gipfel, dessen Erhebung über diesen Ruheplatz ich auf 600' schätzte, bot ein ganz schmaler, immer noch stark geneigter Grat, eine Felsenmasse über unermeßlichen Abgründen, den schwierigen Zugang dar, wo der Fuß nicht gleiten und das Auge nicht schwindeln darf. [...] Die klare Luft, der wolkenlose Himmel begünstigten mich vollkommen, doch schon auf dem Grat begann es windig zu werden und oben wehte es so stark, daß ich bald davon abstehen mußte, Winkel mit der Boussole aufzunehmen. Indessen habe ich das unvergleichliche Panorama durch Zeichnung möglichst festzuhalten gesucht.« (Grisebach 1841b: 270-271)

Festzuhalten bleibt aber auch hier, dass zwischen dem ›europäischen‹ Reisenden, der durch seine Vorkenntnisse zu einer ästhetischen Wahrnehmung der mazedonischen Gebirgsnatur imstande ist, und seinen einheimischen Begleitern ein deutlicher Gegensatz konstruiert wird. Die Einheimischen nämlich sind aufgrund ihrer Unbildung für Schönheit und Erhabenheit blind, sie haben keinen Anteil an der ästhetischen Erfahrung, welche die Gipfelbesteigung bietet, und auch kein Einsehen in die Gefahren der Berge. Vielmehr benehmen sie sich wie Kinder, die das Hochgebirge lediglich als eine Art Spielplatz betrachten:

»Die Türken und Albanesen kletterten, ohne die Gefahr zu achten, an den steilen Abhängen umher, feuerten beständig ihre Flinten und Pistolen ab und ergötzen sich, Steine hinabzurollen, die, was die Steilheit des Bergs beweist, stets ohne aufgehalten zu werden über das Gerölle zu den Felsen und über diese bis zum Scarduspasse tief abwärts hinabgelangten.« (Grisebach 1841b: 275)

Ist die mazedonische Landschaft also durchaus an ›europäische‹ Diskurse anschlußfähig, gilt dies nicht für die Menschen, die in dieser Landschaft leben. Um die ästhetische Wahrnehmung der Reisenden teilen zu können, müssten sie eine entsprechende Bildung aufweisen, ist die »sinnliche, die ästhetische Wahrnehmung von Natur [doch] [...] immer durch Ideen, durch Vorstellungen präformiert. Ideen, Vorstellungen generieren zuallererst den Gegenstand der Erfahrung.« (Groh und Groh 1991: 95) Jedoch diese Bildung fehlt ihnen. Ästhetischer Naturgenuss bleibt ein Privileg der ›europäischen‹ Reisenden und untermauert einmal mehr deren kulturelle Superiorität.

2.2 Die Fiktionalisierung des Raumes. Karl May und Mazedonien

Nachdem der Raum Mazedonien im deutschsprachigen Diskurs des 19. Jahrhunderts insbesondere durch die Reiseberichte von Grisebach und Hahn Gestalt angenommen hatte, erfuhr er seine literarische Prägung durch den sächsischen Erfolgsschriftsteller Karl May in den drei Balkanromanen seines »Orientzyklus«, der »neben der *Winnetou-Trilogie* zu den beliebtesten und meistgelesenen Werken des Schriftstellers« (Sudhoff und Vollmer 1991: 7) gehört. In den *Schluchten des Balkan*, Durch das Land der Skipetaren und *Der Schut* hatte May zunächst mit den weiteren Romanen des »Orientzyklus« von 1881 bis 1884 in Fortsetzungen in der katholischen Wochenschrift »Deutscher Hausschatz« des Regensburger Pustet Verlags veröffentlicht, bevor der Zyklus 1892 die bei Fehsenfeld in Freiburg erscheinenden »Gesammelten Reiseromane« eröffnete (vgl. hierzu Sudhoff und Vollmer 1991: 7-9), um fortan – teilweise in stark bearbeiteten Fassungen wie den »Bamberger Ausgaben« des Karl-May-Verlags – immer wieder neu aufgelegt zu werden.

Dass May – nicht nur in seinen Orientromanen – wohl weniger tatsächliche geographisch-politische Räume beschreibt als vielmehr »Reisen ins Innere« (Stolte 1991: 261), die ihm u.a. halfen, seine Vergangenheit zu bewältigen, ist in der Forschung hinreichend behandelt worden (vgl. neben Stolte 1991 etwa Roxin 1991, Schmidt-Nekke 2006, auch Steinbrink 1983 und Eggebrecht 1985). Es ist allerdings unübersehbar, dass in der allgemeinen Rezeptionsgeschichte von Mays Balkanromanen diese psychologische Interpretationsweise nur eine recht periphere Rolle spielt. Vielmehr ist May unter anderem zu einem Gewährsmann für den Balkan betreffende Fragen geworden: »Kein anderer Autor hat zunächst das deutschsprachige und infolge der zahlreichen Übersetzungen das globale Balkanbild über Generationen so stark geprägt wie Karl May.« (Previšić 2016: 79) Versatzstücke der von May formulierten Zuschreibungen wurden – oft genug reichlich unreflektiert, wie auch in einigen Kapiteln dieser Arbeit zu zeigen sein wird – von zahlreichen anderen Autoren in ihren Texten verwoben.

Daher erscheint es durchaus legitim, diese Zuschreibungen mit ideologiekritischem Zugriff einer detaillierteren Analyse zu unterziehen. Geschehen ist dies unter Bezug auf Mays Verhältnis zum Orientalismus bereits mehrfach (vgl. etwa Berman 1997: 41-164, auch Polaschegg 2007, Melzig 2003 und Gündoğar 1983). Die jeweiligen Studien haben aufgezeigt, dass Mays Orientromane durch die stereotyp-pejorierende Darstellung der Bevölkerung der von Mays literarischem Alter Ego Kara ben Nemsi durchreisten Gebiete sowie die Anwendung von Strategien kolonialer Literatur (Berman verweist etwa auf die »Feminisierung und De-Sexualisierung des Anderen«, bei May in Gestalt von Hadschi Halef Omar, als »Strategie zur Errichtung von Herrschaftsstrukturen«; Berman 1997: 74-84) affirmierend zu einem deutschen kolonialistischen Diskurs beigetragen haben. In Kreisen der Karl-May-Forschung erhebt sich immer wieder Widerspruch gegen solche Befun-

de: Sie seien das Werk »voreingenommene[r] Kritiker(innen)«, Mays »Orient- und Islambild« sei doch »weit differenzierter« – zwar habe er »aus den eurozentrischen Vorurteilen seiner Zeit heraus die ›türkischen Zustände‹ und den Islam in negativer Verzerrung dargestellt«, es sei aber angesichts dieser Umstände doch überraschend, »wie insgesamt richtig und relativ tolerant er Land und Leute zu beschreiben wusste und wie modern manche seiner Gedankengänge noch heute anmuten« (so Sudhoff und Vollmer 1991: 21 in Anlehnung an Koch 1991). Oft scheint es sich dabei aber um die Frage zu handeln, ob May »ein böswilliger Phantast war oder ein gutwilliger Realist« (Sudhoff und Vollmer 1991: 26) – in einem diskurstheoretischen Zusammenhang sicherlich keine adäquate Fragestellung.

Und doch ist es genau diese Fragestellung, die im Kern auch einer heftigen ideologiekritischen Kontroverse zwischen der mazedonischen Literaturwissenschaftlerin Katalin Kovačević und dem bulgarischen Karl-May-Forscher Wesselin Radkov zugrunde lag. Entsponnen hatte sich der Disput bereits Anfang der 1970er Jahre um Mays Blick auf Mazedonien. Kovačević hatte im *Lenau-Forum* einen Beitrag mit dem Titel »Makedonien bei Karl May«²⁰ veröffentlicht, in dem sie unter heftiger Polemik gegen den Autor, den sie nicht als »echten Schriftsteller« (Kovačević 1991: 221) verstanden wissen will, seine Darstellung ihres Landes in den Balkanromanen seziert. Ihres Landes auch deshalb, weil sie den Impetus für ihre Veröffentlichung aus einer persönlichen Betroffenheit heraus erklärt. Durch May, dessen Romane »die Vorstellungen des kleinbürgerlichen Durchschnittsdeutschen« (Kovačević 1991: 222) über den Balkan in erheblichem Maße geprägt hätten, sei sie selbst des Öfteren in die Situation gekommen, »falsche« Ansichten geradezurücken:

»So ist es selbstverständlich, daß die meisten Deutschen bei der Erwähnung von Skopje bzw. von Makedonien überhaupt gleich an ihre Jugendlektüre denken. Der Gedanke, diese Arbeit zu schreiben, mich also der May-Forschung zu widmen, entstand gerade aus solchen Situationen, wo ich meinen deutschen Gesprächspartnern, zum Beispiel im Zug oder in irgendeiner Gesellschaft, erklärte, woher ich komme – nämlich aus Makedonien. Diese hatten fast alle gleich die Assoziation von Karl Mays Balkanromanen gehabt. Das Bild, das er vor fast einem Jahrhundert über die Menschen und einige Gebiete des Balkans entworfen hat, wirkt offenbar bei manchen auch noch heute. Aber nicht nur in der Erinnerung seiner ehemaligen Leser; er hatte und hat auch in unserer Zeit noch Schriftsteller als Nachfolger, die

²⁰ Der Artikel von Kovačević wurde, gemeinsam mit Radkovs Replik, 1991 in dem von Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer im Paderborner Igel-Verlag *Wissenschaft* herausgegebenen Band *Karl Mays Orientzyklus* neu veröffentlicht. Aus dieser Quelle wird in vorliegender Arbeit zitiert. Erstdruck in: *Lenau-Forum* 3/4 (1971): 97–110. Zur Kontroverse zwischen Kovačević und Radkov vgl. Previšić 2017: 115–126 sowie Previšić 2016: 82–92.

seinen Stil, seine Themen im gleichen Ton nachahmen und pflegen.« (Kovačević 1991: 222-223)

Unter anderem wirft Kovačević May vor, er habe bewusst ein viel zu negatives Bild Mazedoniens gezeichnet und dabei alles mit dem ungleich positiver dargestellten Deutschland verglichen, damit »Kara Ben [sic!] Nemsi, dieser Supermensch und edle Vertreter der abendländischen Kultur, mächtig, reich, musterhaft ehrlich, stark und jedem grenzenlos überlegen« (Kovačević 1991: 232), umso erfolgreicher kolonialistischen Phantasien der deutschen Leserschaft entsprechen konnte. Anhand von zahlreichen Beispielen, die allerdings, etwa im Fall ihres Verweises auf Mays Darstellung der Hausbauten in Mazedonien (Kovačević 1991: 230), nicht immer von einer genauen Textlektüre zeugen, bemüht sie sich zudem nachzuweisen, dass es bei May an korrekter »Ethnographie und Folklore« (Kovačević 1991: 231) hapere. Unter anderem führt sie an, er nenne kein einziges Mal den »Terminus ›Makedonien‹ oder ›Makedonier‹«, was zu dem Eindruck führe, die Einheimischen seien »durchwegs Albaner [...], die seiner Erfahrung nach ›wenig taugen‹, weil es unter ihnen Diebe, Räuber und Mörder gibt.« (Kovačević 1991: 230)

Radkovs Replik, in der er zum einen durchaus im Einklang mit zahlreichen anderen Karl-May-Forschern argumentiert, May sei »gerade nicht dokumentarisch, sondern literarisch zu lesen« (Previšić 2016: 84), sowie darzustellen sucht, dass May die Verhältnisse in Mazedonien im Großen und Ganzen eben doch richtig darstelle, reagiert ansonsten offensichtlich gerade auf die Klage Kovačevićs über die fehlenden ›Makedonier‹ und begibt sich damit in das gleiche Fahrwasser wie Kovačević. Radkov sieht die Motivation Kovačevićs zu ihrem »beispiellosen Kreuzzug gegen den in der ganzen Welt anerkannten Schriftsteller« mit »offensichtlich absurd Schlussfolgerungen« (Radkov 1991: 252) nämlich vor allem in Mays Missachtung des Begriffes ›Makedonier‹, für die er eine eigene Begründung hat:

»Der Autorin gefällt offensichtlich nicht, daß überall, wo ihres Erachtens ›Makedonier‹ dargestellt werden sollten, nur Bulgaren, Montenegriner, Skipetaren oder Serben erscheinen. Ihr gefällt wohl nicht, daß Karl May von den glorreichen Jahren des bulgarischen Reiches unter dem Zaren Simeon berichtet, wo Wissenschaft, Kultur und Staatswesen in Bulgarien zur Blüte kamen, und das ausgerechnet in dem Augenblick, als sich seine Helden in der Nähe von Prisren [sic!] befinden. [...] Es will uns erscheinen, daß die einzige ›Schuld‹ von Karl May darin besteht, daß er vor etwa 100 Jahren die bulgarische ethnische Gruppe, die in der türkischen Provinz Makedonien seßhaft war und eine bulgarische Mundart sprach, ›nur‹ als Bulgaren bezeichnete, ohne zu ahnen, ohne voraussehen zu können, wie er sich ein Jahrhundert später den Zorn von Dr. Kovačević zuziehen würde. [...] Die Annahme, Karl May hätte den Begriff ›Makedonien‹ oder ›Makedonier‹ nicht gekannt, erscheint uns nicht haltbar. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß er in seinen Balkanbänden seiner persönlichen Stellung zu der Nationalitätenfrage und der Na-

tionalitätenverbreitung auf dem Balkan – einem damals freilich bei weitem nicht so heiklen Problem – Ausdruck gab.« (Radkov 1991: 252–254)

Aus heutiger Sicht dürfte die Tatsache, dass »Makedonien« und die »Makedonier« in Mays Balkanromanen keine Erwähnung finden, eher daran liegen, dass – wie in Kapitel 2.1 dieser Arbeit gezeigt – die Region Mazedonien im deutschsprachigen Diskurs des 19. Jahrhunderts als Teil der ›europäischen Türkei‹ wahrgenommen und ihre slawische Bevölkerung in den einschlägigen Publikationen entweder der bulgarischen oder der serbischen Ethnie zugeschlagen wurde. Der Vorwurf, May missachte in seinen Romanen die »Makedonier«, ist also in der Tat ein ›ahistorisches Argument‹ (Previšić 2016: 83).²¹ Die Replik Radkovs verrät allerdings viel über die Konfliktlinien rund um Mazedonien, die auch im deutschsprachigen Mazedoniendiskurs immer wieder aufbrechen, selbst die wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Region prägen und dabei wie in diesem Fall häufig genug behindern:

»Dass er [Radkov] trotz seines philologischen Zugangs gerade so polemisch gegen seine makedonische Kollegin vorgeht, indem er Karl May auf der Seite der Großbulgaren wähnt, deren Reich unter Simeon I. sich einst weit über Makedonien erstreckte, damit implizit das jugoslawische Makedonien wieder Bulgarien zuschlägt und einen ›inneren Orientalismus‹ in Bezug auf das Nachbarland insinuiert, verbaut jegliche fruchtbare Diskussion. So sehr der Karl-May-Liebhaber und -Forscher mit seiner genauen Lektüre auch Recht haben mag, so sehr kommt ihm seine eigene Identität als Bulgar in die Quere.« (Previšić 2016: 84)

Denn so sehr Kovačević mit ihren reichlich persönlich formulierten polemischen Angriffen auf May auch über das Ziel hinausgeschossen und so fehlerhaft ihre Analyse seiner Balkanromane im Einzelnen sein mag, ihre grundsätzliche Fragestellung nach Mays Darstellung der Region Mazedonien in seinem Werk sowie ihren Implikationen für einen kolonialistisch gefärbten deutschsprachigen Mazedoniendiskurs erscheint insbesondere vor dem Hintergrund der May-Rezeption und ihrer Tradierung in zahlreichen weiteren Werken über den Balkan im Allgemeinen und Mazedonien im Speziellen sowie angesichts der Erkenntnisse der oben genannten ideologiekritischen Untersuchungen zu May und dem deutschsprachigen Orientalismus vollkommen angebracht. Ihnen soll entsprechend im Folgenden noch einmal nachgegangen werden.

²¹ Wobei nicht verschwiegen werden soll, dass Cyprian Robert, dessen Werk über die »Slawen der europäischen Türkei« May nachweislich als Quelle verwendet hat (vgl. Schönbach 1991: 205–206), bereits zwischen »Bulgaren« und »slawischem Macedonier« differenziert (Robert 1844a: 41), und zwar sogar in einem Kapitel des Buches, das laut Schönbach von May mit Anstrichen versehen wurde.

Zunächst aber ein Exkurs zu Kovačevićs Bemerkung, May erwecke den Eindruck, Mazedonien sei ausschließlich von ›Albanern‹ besiedelt, die Radkov grundsätzlich durchaus richtig kommentiert: »was überhaupt nicht stimmt« (Radkov 1991: 253). Tatsächlich gehören Mays einheimische Protagonisten in Mazedonien deutlich mehr Ethnien an. Und doch ist Kovačevićs Einwurf so falsch nicht, was sicherlich zum Großteil mit dem Titel des zweiten Bandes der Balkanromane, *Durch das Land der Skipetaren*, und ebenso mit der Feststellung des Ich-Erzählers gleich zu Beginn dieses Bandes zusammenhängt:

»Die türkische Rechtspflege hat bekanntlich ihre Eigentümlichkeiten, sagen wir geradezu ihre Schattenseiten, die um so deutlicher hervortreten, je entlegener die Gegend ist, um die es sich handelt. Unter den dortigen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß da, wo die verschiedenen zuchtlosen, sich ewig befehdenden Stämme der Arnaute ihre Wohnsitze haben, von einem wirklichen ›Rechte‹ fast gar nicht gesprochen werden kann. Bei Ostromdscha beginnt das Gebiet dieser Skipetaren, welche nur das eine Gesetz kennen, daß der Schwächere dem Stärkeren zu weichen hat.« (May 1892b: 1)

Als besonders wirkmächtig hat sich der Titel erwiesen, der in der Folge nicht nur immer wieder zitiert wurde (eine kurze Rezeptionsgeschichte gibt Schmidt-Neke 1991: 249–252). Bis heute rekurriert der Albaniediskurs gerne auf Karl May, wenn es um die Darstellung von ›Land und Leuten‹ geht. Als nur ein Beispiel sei schwarz-aufweiss.de genannt, das »Portal deutschsprachiger Reisejournalisten«, auf dem in einem »Durchs wilde Land der Skipetaren: Impressionen aus Albanien« betitelten Artikel nachzulesen ist:

»Karl May hat das Albanienbild der Deutschen geprägt wie kein anderer. Sein Abenteuerroman ›Durch das Land der Skipetaren‹ erzählt in trivialer Form die Heldentaten des tapferen Kara ben Nemsi, der in den ›finsteren, drohenden, kalten Schluchten und Gründen‹ Albaniens auf Verbrecherjagd geht und das Gute im Menschen auch im hintersten Balkan hochhält. [...] Albanien, so das nachhaltige Resultat der Jugendlektüre, muss ein wilder Tummelplatz von wilden Gesellen sein. [...] Ab und zu aber taucht dann doch ein dramatischer Einschnitt auf, der Zugang zu Karl Mays legendären ›Schluchten des Balkan‹ gewährt – bis zur griechischen und mazedonischen Grenze eine rauhe, heute kaum noch bevölkerte Bergwelt.« (Mehnert o.J.)

Dabei wird gerne übersehen, dass Mays Balkanromane zum größten Teil gar nicht in Albanien spielen, sondern eben in der – freilich auch teilweise von Albanern besiedelten – historischen Region Mazedonien, ja sogar vom letzten Drittel des ersten Bandes *In den Schluchten des Balkan* über den gesamten Band *Durch das Land der Skipetaren* bis wohl mindestens Seite 250 des letzten Bandes *Der Schut* auf dem Gebiet der heutigen Republik Mazedonien, was sich anhand der von May genannten Orte

aufzeigen lässt (wobei die westliche Grenze aufgrund der Ungenauigkeit des von May verwendeten Kartenmaterials kaum festzulegen ist).²² Schon etwa »Menlik« [richtig Melnik, heute in Bulgarien] befindet sich in Pirin-Mazedonien, dem nach den mazedonischen Teilungen bei Bulgarien verbliebenen Teil der Region Mazedonien, so wie auch »Petridatsch« [heute Petrič, Bulgarien]. Doch »in Jenikoi, am linken Ufer der Strumnitz« (May 1892a: 393) befinden sich Kara ben Nemsi und seine Begleiter bereits in der heutigen Republik Mazedonien: Jenikoi [eigentlich türkisch Jeniköi] heißt heute Novo Selo und befindet sich zwischen der südostmazedonischen Stadt Strumica und der bulgarischen Grenze. Und »Ostromdscha«, wo May das »Gebiet dieser Skipetaren« beginnen lässt, ist das eben genannte Strumica. Die traditionellen albanischen Siedlungsgebiete in der Region Mazedonien hingegen liegen eher in deren Westen und Nordwesten, worauf übrigens auch May hinweist: Seine »Skipetaren« stammen in der Regel aus Regionen Albaniens, wie etwa der Miridit, oder aus dem Nordwesten Mazedoniens wie der angebliche Schneide Afrit, der aus »einem kleinen Gebirgsdorf im Schar Dagh« (May 1892b: 337) namens »Weicza« [heute Vejce, albanisch Vicë, im Nordwesten der Republik Mazedonien] kommt, oder auch die brutalen »Aladschy«, die »von Kakandelen [sic!] her [seien], von den Bergen des Schar Dagh herab, wo die eingefleischten Skipetaren wohnen« (May 1892b: 60–61), also aus der Gegend des heutigen Tetovo, auf Türkisch Kalkandelen. Prägender selbst im wissenschaftlichen Diskurs haben aber wohl der Romantitel und seine oben erwähnte Eingangssequenz gewirkt. So verlegt etwa Schmidt-Neke in seiner 2006 erschienenen Untersuchung über »Albanien als imaginäre Bühne« u.a. des »Pseudologen« Karl May die Stadt Ostromdscha, deren Beschreibung er seiner Analyse unterwirft, offensichtlich kurzerhand nach Albanien; zumindest geht aus dem Kontext nichts anderes hervor (vgl. Schmidt-Neke 2006: 163–166).

Wie suggestiv die »Skipetarenhematik« auf die Leser gewirkt hat, lässt sich auch einem Beitrag eines weiteren vom Balkan stammenden May-Kritikers entnehmen. Im November 2011 veröffentlichte der serbische Schriftsteller und Übersetzer Ivan Ivanji einen »Indianer in Mazedonien? Mit Karl May in den Schluchten des Balkan« betitelten Text in der österreichischen Zeitschrift *Literatur und Kritik*, in dem er sich mit einem ähnlichen Impetus wie Kovačević, jedoch deutlich ironischer, mit der Mazedoniendarstellung Mays auseinandersetzt. Er habe, so beginnt

22 May hat sich offensichtlich auf die »General-Karte der europäischen Türkei und des Vladikats Montenegro« von Friedrich Handtke gestützt, die zum einen im in Mays Besitz befindlichen, 1860 erschienenen »Vollständigen Hand-Atlas der neueren Erdbeschreibung über alle Theile der Erde« von K. Sohr vertreten ist als auch ca. 1878 von Flemming herausgegeben wurde, was zu dem von Franz Kandolf genannten Erscheinungsjahr der Karte 1880 passt (vgl. Schönbach 1991: Anmerkungen 8 und 10). In der Gegend um den Drin im Grenzgebiet zwischen Mazedonien und Albanien ist diese Karte sehr ungenau, so fehlt zum Beispiel das Flusstal der Radika zwischen Treska und Drin ganz.

Ivanji, in den Sommerurlaub an der Adriaküste zwei Bücher mitgenommen, die er seit sechzig Jahren nicht mehr in der Hand gehalten habe und deren Autor zu nennen er sich beinahe schäme: *In den Schluchten des Balkan* und *Durch das Land der Skipetaren*. Nicht etwa der Unterhaltung, sondern ihres Themas wegen, und um seine Erinnerung zu überprüfen:

»In einem Artikel für eine deutsche Tageszeitung hatte ich die beiden Schmöker voreilig, ohne zu prüfen, ob ich mich richtig erinnere, erwähnt. Gerade war die Diskussion im Gange, ob deutsche Soldaten nach Mazedonien zu entsenden seien, und ich erinnerte an den ›orientalischen Old Shatterhand‹, den deutschen Mann ohne Fehl und Tadel namens Kara ben Nemsi, der der Held dieser beiden Bücher ist und Zucht und Ordnung in die Reihen der wilden Albaner zu bringen trachtet. Ich empfahl Verteidigungsminister Scharping, seinen braven Kriegern Karl May in den Tornister stecken zu lassen, denn ohne den Mut und andere Vorzüge teutonischer Übermenschen, wie sie Karl May beschrieben hat, würden sie nicht viel ausrichten.« (Ivanji 2001: 5)

Eine anschließende erneute Lektüre der Balkanromane aus Sorge, sich in dieser Einschätzung geirrt zu haben, bringt Bestätigung. Die gedankliche Verbindung zum »deutschen Mann ohne Fehl und Tadel« Mays stellt sich als mehr als richtig heraus: »Die Beschäftigung mit diesen Werken ist aktueller, als ich ahnte! Ich habe nicht gewußt, daß sich für Karl May die Schluchten des Balkan und das Land der Skipetaren nicht in Albanien befanden, sondern in Mazedonien!« (Ivanji 2001: 5)

In der Folge zählt Ivanji auf, was wiederum May alles nicht gewusst und wovon er »keine Ahnung« gehabt habe – von »Mazedonien« oder »Makedonien« etwa, was allerdings verständlich sei, schließlich hätten sich zu seiner Zeit »sowohl das heutige Albanien als auch Mazedonien und der Süden Serbiens im selben, heute würden wir sagen, multinationalen Staat, der Türkei« bzw. richtiger »im Osmanischen Reich« befunden (Ivanji 2001: 6). Insbesondere hebt er auf Mays ausgesprochen negative Darstellung der Albaner ab und kontrastiert sie mit seinen eigenen Albaner- und Mazedonienerfahrungen. So habe er als Kind aufgrund der Berichte seines im Ersten Weltkrieg in Albanien eingesetzten Vaters dieses für ein »wildes Land« gehalten, Mazedonien hingegen, von dem er in der Schule als »Wardar-Banovina« gelernt habe, sei ihm »fast genauso zivilisiert wie mein Banat« erschienen. »Skipetaren im Jugoslawien meiner Kindheit? Davon wußte ich nichts, es wäre fast gewesen, als wären mir im Kukuruzfeld meiner Heimat Löwen und Tiger begegnet. Daß die Konditorei vis-à-vis von meinem Geburtshaus, in der ich mein erstes Eis gegessen habe, einem Albaner gehörte, wußte ich nicht.« (Ivanji 2001: 6)

Letztlich geht es Ivanji darum, die Gemachtheit und auch Beliebigkeit solcher »Bilder vom Anderen« aufzuzeigen, die – wie in seiner Darstellung auch bei Karl May – oft jeder Grundlage entbehren. So lässt er einen mazedonischen Albaner bange nach den Ungarn fragen, er habe gehört, die seien »ein wildes Volk, das mit

den Messern zwischen den Zähnen herumrenne und Fremde abschlachte«, während er von den Albanern selbst behauptet, sie seien »das friedvollste Volk auf der Welt« (Ivanji 2001: 7). Mit Blick auf Afghanistan, im Vergleich zu dessen Schluchten die »Felsspalten in Mazedonien zahm, fast würde ich sagen, zart« seien, fragt Ivanji: »Sind dort in Afghanistan lauter Wilde?« (Ivanji 2001: 7), um dann einen afghanischen Arzt in einem Wiener Krankenhaus auftreten zu lassen, und er beendet seine Einlassungen mit dem Satz: »Ach, was ich noch sagen wollte, Mutter Teresa war eine Albanerin aus Mazedonien.« (Ivanji 2001: 7)²³

Josef Nyary hingegen, der in den 1970er Jahren *Auf den Spuren von Karl May* »Durch das Land der Skipetaren« reiste, nämlich durch das Albanien Enver Hoxhas, und sich in dem abgeschotteten, kommunistischen Staat wohlig gruseln durfte, inszeniert May als verlässlichen Informanten, etwa wenn es um den vermeintlichen Kollektivcharakter der »Skipetaren« geht. Übrigens deutet auch hier der Titel von Nyarys Beitrag darauf hin, dass Mays gleichnamiger Band von Albanien handle. Im Text selbst verweist Nyary aber darauf, dass er sich in seiner Reportage nur auf den *Schut* beziehe und alle drei Bände Mays eigentlich überwiegend in anderen Ländern spielten – ein Hinweis, der in einem Disput mit einem Einheimischen, von dem Mays Balkanromane als »Hirngespinste« und »Quatsch« abgetan werden, dazu dient, Mays Glaubwürdigkeit zu belegen, ohne dies allerdings weiter zu untermauern:²⁴

»Aber, Herr Skender! Und überhaupt: Karl Mays Bücher! In den Schluchten des Balkan, ›Durch das Land der Skipetaren‹ und ›Der Schut‹ – die Bände vier bis sechs der Reiseerzählungen – spielen ja überwiegend in den Landschaften des heutigen Bulgarien und Jugoslawien. Und dort kann man noch heute sehen, daß der schreibfreudige Sachse so schief nicht lag. In Albanien hingegen hat man die Vergangenheit gründlich ausgemerzt.« (Nyary 1976: 70)

Womit Karl May »so schief nicht lag« oder, folgt man Kovačević und Ivanji, doch völlig daneben, soll im Folgenden noch einmal dargestellt werden, ohne allerdings die Frage nach dem Wahrheitsgehalt explizit beantworten zu wollen. Details wie die rote Farbe des Kleides einer »Bulgarin«, die im Disput von Kovačević und Radkov mit Blick auf ihr »tatsächliches« Vorkommen diskutiert wurden (vgl. Kovačević 1991: 231, Radkov 1991: 252), dürften letztlich auch zu weit führen. Vielmehr soll es um bestimmte Topoi gehen, die May aus dem Diskurs seiner Zeit übernimmt,

²³ Zu Herkunft und Familiengeschichte der in Skopje geborenen und aufgewachsenen Gonxhe Bojaxhiu, später als Mutter Teresa bekannt geworden, vgl. Ramaj 2006.

²⁴ Es sei denn, man nimmt eine dem Buch in einem Illustrationsteil ohne Seitenzahlen beigelegte Photographie eines traditionell gekleideten albanischen Mannes mit Gewehr im Anschlag als Nachweis. Die Bildunterschrift lautet: »Stolz präsentiert ein Bauer aus der Gegend von Kosovo [sic!] in der jugoslawischen Provinz Pristina sein Gewehr. Im benachbarten Albanien gibt es solche Bilder nicht mehr.«

aber auf seine Art prägt und durch den Erfolg seiner Schriften nachhaltig in das deutschsprachige Balkan- bzw. Mazedoniennarrativ einbringt.

Zunächst zu nennen sind Schmutz, Unreinlichkeit und Ungeziefer. In den Siedlungen auf Kara ben Nemsi Weg sind »Schmutz und Kot« (May 1892a: 301) das vorherrschende Bild. Die Höfe auch der von »ordentlichen« Wirten betriebenen Herbergen werden als vollkommen verdreckt geschildert. So heißt es über den Wirt in Dabila, der letzten Station vor Ostromdscha, er »schien trotz des Schmutzes, welcher fußhoch seinen Hof bedeckte, ein unternehmender und für die hiesigen Verhältnisse auch tüchtiger Landwirt zu sein« (May 1892a: 444). Der erste Eindruck ist allerdings vernichtend: die Pferde waten »in den tiefen vegetabilischen und animalischen Resten, welche ihre Gegenwart den Geruchsorganen in nicht gerade lieblicher Weise bemerkbar« machen (May 1892a: 428), und die »Obermagd«, die den Ankömmlingen zunächst entgegentritt, ist von geradezu groteskem, vollkommen verschmutztem Aussehen (vgl. May 1892a: 429). Dass das Innere des Hauses dann sehr sauber gehalten ist, sorgt bei Kara ben Nemsi für schiere Verwunderung, ebenso wie die Tatsache, dass das Essen auf »reinlichen, weißen Steinguttellern« (May 1892a: 444) serviert wird und das Gastzimmer mit einem Tisch, Bänken und Blumenschmuck ein »trauliches Aussehen« (May 1892a: 430) erhält. Als der Wirt dann sogar das Bierbrauen beherrscht, wird das Rätsel dieser traulichen Reinlichkeit an für Kara ben Nemsi unverhoffter Stelle mitten im »Orient« gelöst. Der Wirt hat das Brauen nämlich von einem Mann aus Erlangen gelernt, der längere Zeit bei ihm verbrachte, er ist also im Gegensatz zu den meisten Menschen in der Region »von den guten Sitten des westlichen Europa übertüncht« (May 1892a: 138) – wohl auch eine Erklärung dafür, dass er laut May ein »für die hiesigen Verhältnisse auch tüchtiger Landwirt« zu sein scheint. Sonst bietet sich immer wieder ein »Anblick, der nicht sehr appetitlich« (May 1892a: 394) ist. Die Menschen sind häufig so verdreckt, dass man kaum ihre Gesichter erkennen, sondern nur »etwas Unbeschreibliches, jedenfalls aber Ungewaschenes konstatieren« (May 1892c: 59) kann, so ungewaschen, dass »im Abendlande [...] die Polizei gezwungen [wäre], sich ins Mittel zu schlagen, weil ein solcher Mensch öffentliches Aergernis erregen würde.« (May 1892a: 146)

Radkov hat angeführt, May habe seine Protagonisten »übercharakterisiert«, um ihre jeweilige Zuordnung zu den einander gegenüberstehenden Parteien des »Guten« und des »Bösen« zu verdeutlichen, und das Schmutzstereotyp diene ihm dabei als Instrument zur Darstellung negativer Figuren, während positive Charaktere unter den Einheimischen in den Balkanromanen auch unter diesem Aspekt ganz gegenteilig geschildert würden: »Es gibt keine einzige positive Gestalt in den Balkanbänden, die keinen sauberen Haushalt führt, oder nicht solid, ordentlich und reinlich lebt, wenn das auch ein armer Schlucker aus dem Volke ist!« (Radkov 1991: 247) Das stimmt sicherlich auch, etwa im Fall des Ziegelstreichers und seiner Frau in *In den Schluchten des Balkan*. Doch die Tatsache, dass bei diesen Figuren ihre

Reinlichkeit besonders betont wird, spricht schon für sich. Zudem werden sie vom Ich-Erzähler kritisch bewertet, er als Deutscher und ›zivilisierter‹ Westeuropäer ist also die Instanz, die Reinlichkeit beurteilen kann. So sieht die Pflanzensammlerin Nebatja, laut Radkov »eine der schönsten Frauengestalten in den Balkanbändern, eine durchaus positive Gestalt, die Karl May offensichtlich liebevoll schuf« (Radkov 1991: 246), lediglich »leidlich sauber« aus, das Hemd ihres Kindes scheint (!) »gut gewaschen und sogar gebleicht zu sein« (May 1892a: 526). Bei zahlreichen Figuren jedoch, die nicht im Mittelpunkt der Handlung stehen, sondern eher eine ausschmückende Funktion haben und weder ausgesprochen positive noch negative Charaktere darstellen – so etwa die oben erwähnte »Obermagd«, das Apothekerehepaar in Ostromdscha sowie sämtliche Einwohner des Dorfes Glogovik –, wird die Schilderung ihrer Unreinlichkeit bis ins Groteske getrieben. Durch ihr Aussehen und ihre damit korrespondierenden Handlungen geraten sie zu bizarren Witzfiguren, die den Lesern wohl schlicht belustigende Unterhaltung bieten sollen, etwa wenn die Apothekerin mit ironischem Tonfall folgendermaßen eingeführt wird: »Da bekam ich das zarte Wesen zu sehen, welches diese sanften Worte gelispelt hatte. Dasselbe schien aus einem Gesicht, einem uralten Teppich und zwei nackten, schrecklich schmutzigen Füßen zu bestehen. Dennoch waren diese Füße unendlich anziehender als das Gesicht. [...] Am liebsten widme ich der Schönheit ihres Antlitzes ein ohnmächtiges Schweigen.« (May 1892b: 91-92)

Doch nicht nur Belustigung soll hervorgerufen werden. Schmutz und Primitivität sollen auch wohligen Grusel bei der Lektüre verursachen, so wie ihn Kara ben Nemsi selbst beim Betreten der Apotheke von Ostromdscha erfährt: »Was ich sah, erfüllte mich mit jener eigenartigen Seelenstimmung, welche man vulgär mit dem Wort ›gruseln‹ zu bezeichnen pflegt.« (May 1892b: 94) Neben der Belustigung (aus der Position des kulturell und intellektuell Höherstehenden, worauf auch die zahlreichen Verweise auf angeblich ungleich bessere Zustände in Deutschland bzw. Westeuropa abzielen) sind die Gefühle, die May mit seinen Schilderungen hervorruft, Ekel und zugleich auch Angst: Angst vor Verunreinigung und – in Zeiten der aufkommenden Bakteriologie in der modernen Medizin – Angst vor Krankheitserrengern. Dies wird insbesondere deutlich, als Kara ben Nemsi den Besuch eines Schattentheaters im pirin-mazedonischen Melnik [bei May Menlik] drastisch inszeniert:

»Mir wurde bereits jetzt übel. Der Orientale schläft in seinen Kleidern, die er also äußerst selten ablegt. Von einem regelmäßigen Wechsel der Leibwäsche hat er gar keine Ahnung; darum ist es kein Wunder, daß seine Nähe nicht nur durch das Auge, sondern auch durch die Nase bemerklich ist. Und nun diese fürchterlich zusammengedrängten Menschen! Der Dichter des Inferno hat eine wunderbare Phantasie entwickelt, aber eine der entsetzlichsten Strafen hat er doch übersehen – eine arme Seele, zwischen Orientalen eingepreßt, um ein chinesisches Schatten-

spiel zu erwarten, unfähig, die Arme zu röhren und sich die Nase zuzuhalten. Ein Glück, daß ich damals von dem Dasein des Komma-Bacillus und anderer ähnlicher Ungeheuer noch keine Ahnung hatte! Welch ein Weltmeer von Bacillen mußte uns hier umfluten!« (May 1892a: 352–353)

Dass sich May mit dem Topos von Schmutz und Unreinlichkeit durchaus im Rahmen des zeitgenössischen Diskurses bewegte, wurde in Kapitel 2.1 dieser Arbeit insbesondere anhand der Schilderungen Grisebachs, aber auch Hahns aufgezeigt. Mays wiederholt geäußerte Behauptung, »der Orientale« wechsle seine Kleidung nicht einmal zum Schlafen und sei daher grundsätzlich schmutzig sowie verlaust und verfloht, hat er wohl dem 1813 erschienenen Werk Friedrich Ludwig Lindners über die ›europäische Türkei‹ entnommen, das er – leicht verfremdet – in *Durch das Land der Skipetaren* selbst als Quelle angibt (vgl. Schönbach 1991: 205). Dort heißt es allerdings deutlich neutraler und weniger schreckenerregend: »Man kann sich leicht vorstellen, daß [...] bei einem Volke, dem der Gebrauch der Wäsche beinahe unbekannt ist, welches die Kleider des Nachts anbehält und sie nur wechselt, wenn sie abgenutzt sind, – Ungeziefer aller Art im Ueberfluß angetroffen werden müsse.« (Lindner 1813: 163)

Mays ausschmückende Interpretation dieser Textstelle Lindners zeigt also zum einen, dass er den im Laufe des 19. Jahrhunderts ins Bewusstsein des deutschen Bürgertums gedrungenen Hygienediskurs, nach dem »Segen und Fluch der Zivilisation [...] vom modernen Waschen« abhingen (Sarasin 2001: 266), zur Abgrenzung von den Einheimischen einsetzt, die als »halbwilde« (May 1892c: 272), nicht vom »Alphabet und dessen Folgen beleckte« (May 1892c: 59) Menschen charakterisiert werden. Die hier geäußerten Vorstellungen von Schmutz sind, um mit Mary Douglas zu sprechen, »Konstrukte, die die hierarchische oder symmetrische Ordnung des umfassenden sozialen Systems widerspiegeln« (Douglas 1985: 12). Sie dienen der Selbstvergewisserung des Ich-Erzählers und seines Lesepublikums als aufgrund ihrer als selbstverständlich vorausgesetzten Hygiene höhergestellte Zivilisationsträger, die sich aus dieser Stellung heraus über die unwissenden ›Schmutzfincken²⁵ amüsieren und sie letztlich auch beherrschen können. Zugleich verstärkt der allgegenwärtige Schmutz die Bedrohung, in der sich der Held Kara ben Nemsi bewähren muss. Nicht nur gegen die schurkischen Bandenmitglieder des Schut hat er sich durchzusetzen, sondern auch gegen den Angriff von Gestank und ekelerregenden Anblicken auf seine Sinne²⁶ sowie gegen die potenziell krankheitserregenden Bazillen und jene »springenden, wibbelnden und kribbelnden, stechenden, nagen-

25 »Waschen?: fragte er erstaunt. ›Daß ich dumm wäre! So frühes Waschen ist sehr schädlich.‹ (May 1892c: 156)

26 Und wie wichtig die Sinne gerade für Mays Helden sind, hat Harald Eggebrecht überzeugend dargestellt, vgl. Eggebrecht 1985.

den und beißenden [...] blutdürstigen Myrmidonen«, die selbst im »vornehmsten Hause des Orients immer vorhanden« seien (May 1892c: 99).

Der Raum, den Kara ben Nemsi und seine Gefährten auf ihrer Reise durchmessen, ist somit doppelt gefahrvoll. Denn unmittelbar bedrohlich für Leib und Leben sind ja schon die Menschen, die diesen Raum mit Gesetzlosigkeit und Gewalt prägen. Das wird u.a. aus dem oben angeführten Zitat über das Gebiet der »Skipetaren« deutlich. Nicht umsonst muss Kara ben Nemsi empört feststellen: »Wir hatten in fortgesetzter Todesgefahr gestanden, und noch jetzt schwebte in jedem Augenblick das Verderben drohend über uns. Man hatte uns in wohlüberlegter und raffinierter Weise in dieses Haus gelockt, um uns umzubringen. Man hatte uns vergiften und – als das nicht gelungen war – erwürgen wollen; es war nach mir gestochen und geschossen worden.« (May 1892b: 514) Die osmanische Obrigkeit ist machtlos oder korrumptiert und steckt häufig unter einer Decke mit den Banditen, so dass Kara ben Nemsi sich gezwungen sieht, die Ausübung der Justiz selbst in die Hand zu nehmen. Dass er dabei zu Mitteln greift, die selbst reichlich brutal sind und sogar »nach dem heimatlichen Gesetzbuch strafbar gewesen« (May 1892b: 514) wären, begründet er damit, man sei zuerst angegriffen worden, befindet sich zudem »nicht in einem civilisierten Lande« und habe es »mit Menschen zu thun, welche die beklagenswerten Zustände Halbasiens gewohnt« seien (May 1892b: 513) – eine Argumentation, die in den afrikanischen Kolonien des Deutschen Reiches ganz ähnlich vertreten wurde:

»Der harte und prügelnde ›Weiße‹ wurde vom handelnden Subjekt zum bloß reagierenden Erzieher oder Dresseur. [...] Dieses Bild, dass der Charakter der ›Schwarzen‹ die Härte und Brutalität des kolonialen Umgangs nötig mache, erlaubt zugleich die Vorstellung vom eigentlich gutmütigen, wohlwollenden und freundlichen deutschen Nationalcharakter zu bewahren – man war ja durch die Umstände bedauerlicherweise gezwungen, so und nicht anders zu agieren.« (Sobich 2006: 126)

Sowohl das Schmutzstereotyp als auch die Inszenierung des Handlungsraumes als rechtsfrei und von Gewalt geprägt haben bei May somit eine doppelte Funktion: Sie verschaffen Ich-Erzähler und Leserschaft im Verhältnis zur als zivilisatorisch und intellektuell defizitär charakterisierten einheimischen Bevölkerung das Überlegenheitsgefühl des potenziellen Kolonisors (der als Erzieher und Lehrer imaginiert wird) und sorgen zugleich dafür, dass die Leistungen des Helden, der sich in einer durch vielfältige Gefährdung ausgezeichneten Umgebung bewähren muss, in umso strahlenderem Licht erscheinen.

Mit dieser Funktion hat es sicher auch zu tun, dass May den albanischen Bevölkerungsanteil der Region Mazedonien so stark hervorhebt. Schließlich werden im zeitgenössischen Diskurs – wie in Kapitel 2.1 gezeigt bei Grisebach und Hahn, aber auch etwa bei dem von May nachweislich als Quelle verwendeten Robert –

die Albaner als kriegerisch und gefährlich, die Slawen hingegen als friedlich und harmlos gekennzeichnet. So heißt es bei dem zu blumigen Schilderungen neigenden Robert:

»Auf dem Wege von Ohrida nach Prisren kann man am deutlichsten die moralische Verschiedenheit der beiden Hirtenvölker, der mehr zum Ackerbau sich neigenden Bulgaren und der mehr krieg- und jagdliebenden Schipetaren, wahrnehmen. Wenn man durch Gegenden kommt, in welchen die Jäger hausen, blinzt man unwillkürlich nach Fels und Büschen, ist in steter Besorgniß, es möchte ein Flintenlauf daraus hervorgucken. Wie viel besser befindet man sich dagegen unter den Bulgaren! Wo man da Halt macht, steigen die Hirten von den Hügeln hernieder und bringen dem Fremden ihre Glückwünsche zur Reise; sie lagern sich im Kreise um den Teppich, auf welchem der Franke ruht, und unterhalten sich mit ihm von Allem, was ihnen theuer ist, oder singen ihm eins von jenen slawischen Liedern, deren Erinnerung so lange noch wehmüthig nachklingt. Mit welcher Seelenruhe sah ich in diesen unermesslichen Wäldern die Sonne auf- und untergehen!« (Robert 1844b: 112-113)

Für Abenteuer, die als »Bewährungsprobe« des Helden interpretiert werden können (vgl. Best 1980: 71), eignen sich die ›wilden‹ Albaner vor diesem Hintergrund natürlich deutlich besser. Zudem vermengt May die »Skipetaren« mit einer anderen Gruppe, von der »grad in den gegenwärtigen Tagen [...] die Zeitungen fast ununterbrochen« (May 1892a: 19) berichten: mit Aufständischen, die für Nationalstaaten in dem bislang osmanisch beherrschten Territorium auf dem Balkan eintreten. So gehört Moskhan, ein Mitglied der Bande des Schuts, auch zum »Bund der Unzufriedenheit«, einem »Geheimbunde« von »Verschwörern«, der »ein bulgarisches Reich mit einem eigenen, unabhängigen König haben will« (May 1892a: 91). Bei May – der diese Einschätzung auch von Bandenmitgliedern selbst äußern lässt – sind diese Aufständischen allerdings nichts anderes als Räuber, eine Darstellung, die nicht nur Radkov bedauert (vgl. Roxin 1991: 102). So heißt es als Kommentar zu einem geplanten Einfall des Schut über die serbische Grenze: »Jetzt gärt es überall. Man spricht nicht mehr von Räubern, sondern von Patrioten. Das Handwerk hat den politischen Turban aufgesetzt. Wer nach dem Besitz anderer trachtet, der giebt vor, sein Volk frei und unabhängig machen zu wollen.« (May 1892c: 199)

Roxin vermutet, May habe die Verbrecherbande des Schut, die von einem »zugeireisten Perser« geleitet wird, bewusst international konzipiert, um sie deutlich von »speziell nationalen Aufrührergruppen, deren Diskriminierung zugleich vermieden wurde« (Roxin 1991: 102), abzugrenzen. Dem widerspricht allerdings zum Beispiel die Figur des Moskhan und generell die Aburteilung von Aufständischen als Verbrecher. So referiert der Ich-Erzähler Kara ben Nemsi einen belauschten Dialog der »Aladschy«, zweier besonders brutaler albanischer Bandenmitglieder, in dem der eine äußert, sie seien »Helden der Berge und Wälder, welche die Aufgabe haben,

das an ihnen begangene Unrecht zu rächen«, und der andere entgegnet: »Gewöhnliche Leute sagen jedoch Räuber statt Helden, was mir jedoch höchst gleichgültig ist.« (May 1892a: 459) Der Ich-Erzähler kommentiert dies mit der apodiktischen Feststellung:

»Die Art und Weise, in welcher diese Menschen hier auftraten, zeigte deutlich, von welch rohem Schlag sie waren. Und ebenso, wie sie, sind weitaus die meisten jener Leute, welche sich einen Nimbus damit geben, daß sie, wie der landläufige Ausdruck lautet, ›hinaus in die Wälder gehen‹. Es mag wohl einige wenige geben, welche, von der Ungerechtigkeit, von dem Haß und der Verfolgung gezwungen, sich in die Berge flüchten, aber ihre Anzahl ist verschwindend klein gegen die Menge derjenigen, die nur aus roher Brutalität die heiligen Bande zerreißen, welche das Gesetz, das göttliche und das menschliche, geheiligt hat.« (May 1892a: 459-460)

Ob hieraus Mays Liebe zum »türkischen Volk« (Roxin 1991: 102) spricht oder die unzureichende »Unterrichtung Mays über die für den Mitteleuropäer damals tatsächlich schwer durchschaubaren Verhältnisse auf dem Balkan« (Roxin 1991: 102), sei dahingestellt. Es scheint eher so zu sein, dass er schlicht Einschätzungen des Reichskanzlers Bismarck insbesondere der bulgarischen Nationalbewegung übernommen hat, der sich in Reichstagsreden Ende der 1880er Jahre ebenso öffentlichkeitswirksam wie vernichtend geäußert hatte: »Die ›Stämme da unten‹, die ›südslawischen Hammeldiebe‹, [...] seien nicht einen ›gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers‹ wert.« (Geier 2001: 11) Diese Ansicht wurde, womöglich noch schärfer formuliert, auch in der zeitgenössischen Presse verbreitet, wie Hermann Wendel in seiner nach dem Ersten Weltkrieg erschienenen Schrift *Makedonien und der Friede* überliefert hat.²⁷ Auch die – laut Mays Ich-Erzähler Kara ben Nemsi nur vorgebliebenen – Freiheitskämpfer fügen sich also ein in das Narrativ von

27 »Wenn die Alldeutschen heute Bismarck am liebsten zu einer Art nachträglichen Schutzgeistes für das deutsch-bulgarische Bündnis machen möchten, so hatte er in Wahrheit weder Neigung noch Verständnis für ›die nationalen Fragmente, welche die Balkanhalbinsel bevölkern‹ [...]. In den folgenden Jahren ließ er wohl die Teilnahme des deutschen Volkes an südosteuropäischen Dingen durch die ihm ergebene Presse spöttisch als ›Bulgarenrummel‹ abtun, im Reichstage erklärte er 1887 die Freundschaft von Rußland für ›viel wichtiger als die von Bulgarien und allen Bulgarenfreunden, die wir hier bei uns im Lande haben‹, und als die Ermordung Stambulows auch die öffentliche Meinung in Deutschland erregte, brachte die ›Zukunft‹ auf seinen Wink einen maßlos gehäßigen und durchaus ungerechten Aufsatz gegen den ›entnervten und entarteten Stamm‹ in ›dem Ländchen der Analphabeten und Hammeldiebe‹, dessen Freiheitsdrang, wie der aller Südslawen, in der Sehnsucht bestehe, ›sich satt essen, den Nachbar überlisten und gelegentlich ein paar Messerstiche wagen zu können, ohne daß Polizei und Gericht gleich ihres Amtes walten‹. Mit dem Hinweis, daß dieser Artikel ›genau den Standpunkt Bismarckscher Politik vertrete‹, nahm Penzler ihn sogar in das Werk ›Fürst Bismarck nach seiner Entlassung‹ auf.« (Wendel 1919: 16-17)

der vielfältigen Bedrohung, welcher der Held während seines Ritts durch die Balkanregion ausgesetzt ist, und bieten dem deutschen Lesepublikum zugleich Identifikationspotenzial, indem es mit Kara ben Nemsi – und Bismarck! – gemeinsam auf sie herabblicken kann.

Doch die Kulisse von Bedrohung und Gefährdung, die May in seinen Balkanromanen aufbaut, ist nicht vollständig ohne eine Erwähnung der Landschaft, die ähnlich wie die einheimische Bevölkerung inszeniert wird. Zwar führt Kara ben Nemsis Reiseroute nicht nur durch »zerklüftetes, gebirgisches, ödes, kurzum: durch schwer zugängliches Gelände«, in dem »weder Automobile noch Eisenbahnen noch große Städte die Erlebniswelt des wilden Ostens« stören, wie Andrea Polaschegg geäußert hat (Polaschegg 2007: 125). Immerhin spielt die dramatische Episode der Überquerung des Hochwasser führenden Vardars am Ende von *Durch das Land der Skipetaren* an der Baustelle der Bahnlinie von Belgrad nach Thessaloniki, die 1874 vollendet wurde (vgl. Brunau 1925: 18), wo es für Kara ben Nemsis Gefährten u.a. eine »Lokomotive anzustaunen [gibt], welche eben einen Bauzug vorüberschleppt[]« (May 1892b: 578).

Zwar werden die Straßen durchgehend als schlecht beschrieben – »dann bogt wir zu der nach Ostromdscha führenden Straße ein, welche aber keine Straße war« (May 1892a: 476) – und können in ihrer Eigenschaft als »so etwas Straßenartiges« (May 1892a: 339) keinesfalls mit deutschen Wegen mithalten: »Die Wege, auf denen unsre deutschen Bauern auf ihre Felder fahren, sind besser angelegt und unterhalten, als diese Heerstraße es war.« (May 1892: 425-426) Doch führen sie über weite Strecken durch als reizend, anmutig und fruchtbar beschriebene Ebenen voller Getreide-, Baumwoll- und Tabakfelder, in denen sogar Südfrüchte wie »Limonien« reifen (vgl. etwa May 1892b: 393, May 1892c: 1). Gerät der Held allerdings in besonders bedrohliche Situationen, entspricht dem auch die Landschaft: Der Weg zur »Derekulibe«, in der Kara ben Nemsi gefangen genommen wird, führt durch »dunklen Wald« (May 1892b: 244) in eine geradezu Klaustrophobie hervorruhende enge Schlucht, deren Felswände »ganz lotrecht« (May 1892b: 261) emporsteigen; der von Blutrache motivierte Mordanschlag des Mirditen geschieht zwar auf einer offenen, wenn auch durch Buschwerk unübersichtlichen Hochebene, um dorthin zu gelangen, muss Kara ben Nemsi aber ein »wildes, mit Steinrümmern besätes, schluchtenähnliches Thal« (May 1892b: 346) durchqueren. Als sich, je näher man dem Schlupfwinkel des Schuts kommt, die Bedrohung durch die Bandenmitglieder stetig verstärkt, wird auch die Landschaft umso bedrohlicher: »wir hatten Berge, Felsen, Thäler, Schluchten, Urwälder und Sümpfe vor uns, durch oder über welche nicht leicht zu kommen war« (May 1892c: 1), »zwischen himmelan strebenden Bergen [...] mußten wir uns durch Schluchten winden, welche fast unzugänglich waren. Schwere Felstrümmer legten sich uns in den Weg. Mächtige Stämme waren von den Steilungen abgestürzt und zwangen unsre Pferde, über sie hinweg zu klettern.« (May 1892c: 81) In diesen Bergen ist alles Gefahr, wovon nicht nur Na-

men wie »Teufelsfelsen« zeugen. Der Tod scheint allgegenwärtig: »Dieser Wald des Schar Dagh war mit keinem der genannten Urwälder zu vergleichen. Man dachte unwillkürlich an untergangene Kulturen, über welche nun der Tod seine Waldeschatten wirft.« (May 1892c: 159) Folgerichtig lässt May hier auch einen gewaltigen Bären auftauchen, den letztlich nur Kara ben Nemsi überwinden kann – mit dem Messer. Zwar erklärt der Konakdschi, Bären seien in dieser Gegend »höchst selten«, weiß aber auch zu berichten, es sei, wenn doch einmal einer auftauche, »ein wütender, mit dem man nicht spaßen darf« (May 1892c: 90). Die Dörfer allerdings, die in diesen Gegenden liegen, bedrohen wie oben erläutert vor allem die Sinne und das ästhetische Empfinden des Ich-Erzählers. Sie verursachen keine Schauder aufgrund ihrer Erhabenheit, sondern lassen Kara ben Nemsi vor Abscheu schaudern: »Erreichten wir ja einmal ein kleines Dorf, so widerte uns die Armseligkeit desselben so an, daß wir uns beeilten, hindurch zu kommen.« (May 1892c: 57; vgl. auch die ausführliche Beschreibung von Glogovik, May 1892c: 58-79)

Es lässt sich festhalten, dass May in seinen Balkanromanen die von Kara ben Nemsi durchquerte Region, die zum Großteil dem historischen Mazedonien entspricht, als vielfach gefahrbringenden Raum inszeniert. Gesetzlosigkeit und Gewalt, gesundheitsgefährdender Schmutz und Ungeziefer, die »ungebildete« Bevölkerung sowie das als unwegsam geschilderte Land bilden einen Hintergrund, von dem sich der zahlreichen Bewährungsproben unterworfen Held umso strahlender abheben kann. Dieser »Phantasieraum der eigenen Wunscherfüllung« (Eggebrecht 1985: 173) ermöglicht über ein individuelles Identifikationspotenzial hinaus dem deutschen Lesepublikum Mays – wie die Rezeptionsgeschichte zeigt, weit ins 20. Jahrhundert hinein – die Möglichkeit, sich durch die häufigen Vergleiche der »orientalischen« Zustände auf dem Balkan mit »deutschen« bzw. »abendländischen« Verhältnissen kollektiv angesprochen und überlegen zu fühlen. Schließlich sind die Häuser in den von Kara ben Nemsi durchquerten Dörfern »ärmliche[] Hütten, in welche ein deutscher Bauer wohl schwerlich seine Kühe stecken würde« (May 1892c: 57), die Landstraßen schlechter als deutsche Feldwege (May 1892a: 425-426), die Menschen starr vor Staunen über naturwissenschaftliche Kenntnisse Kara ben Nemsis, die laut diesem in seinem »Vaterlande jedes Kind« aufweist (May 1892a: 482). An anderer Stelle äußert er: »Und ich bin aus einem Lande, in welchem ein Knabe klüger und unterrichteter ist als hier bei euch ein Mann, den ihr für klug und weise haltet.« (May 1892b: 323) Dass die Einheimischen halbwild und unzivilisiert seien, wird von Kara ben Nemsi mehrmals apodiktisch behauptet – dass es unter den Protagonisten der Romane Ausnahmen von dieser Regel gibt, fällt da nur wenig ins Gewicht. Damit wird die Allmacht Kara ben Nemsis, der nach Belieben züchtigt und belohnt, gerechtfertigt, zugleich aber auch dem Lesepublikum ein Resonanzraum für kolonialistische Phantasien angeboten, der, wie die Rezeptionsgeschichte zeigt, gerne angenommen wurde (vgl. insbesondere die Kapitel 4, 6 und 9 dieser Arbeit). Dass May in »monomanischer Selbstbestätigungssucht und -lust [...] chao-

tisches Wissen, aus Lexika zusammengelesen, und eigenen disparaten Lebenslauf, Weltsicht und gängigste literarische Muster in einem alles durchdringenden und alles lösenden Abenteuer« amalgamiert, »Realität und Fiktion [...] in der Totalität dieses Abenteuers als Fiktion keine Rolle« mehr spielen und der »Zwang der Realität [...] in der nicht endenwollenden Kette der Romane unterlaufen, phantastisch außer Kraft gesetzt« wird (Eggebrecht 1985: 163), wird in der Rezeption der Balkanromane kaum reflektiert. Auf den *mental maps* der Leser gewinnt Mays imaginierter Raum an vermeintlicher Realität und wirkt so an der Produktion ›Mazedoniens‹ als *real-and-imagined* mit.

3 ›Mazedonien‹ und die ›Mazedonier‹ und ihre Etablierung auf den *mental maps* deutschsprachiger Autoren

Während May seine Orientromane noch zu Beginn der 1890er Jahre veröffentlicht, ohne die Region Mazedonien, in der sie zum Großteil spielen, mit diesem Namen zu benennen oder in irgendeiner Form von der restlichen ›europäischen Türkei‹ abzugrenzen, bilden sich kurz darauf auch in deutschsprachigen Publikationen etwas deutlichere Konturen heraus. Zum einen ist es die zunehmende Erschließung Mazedoniens durch den Eisenbahnbau, an dem auch deutsche Unternehmen beteiligt sind und der 1893 den Freiherrn von der Goltz zu einem *Ausflug nach Macedonia. Besuch der deutschen Eisenbahn von Salonik nach Monastir* (Goltz 1894; vgl. hierzu Kapitel 4.1) anregt.¹ Zugleich verschärft sich die ›mazedonische Frage‹ um die Wende zum 20. Jahrhundert auch im deutschsprachigen Diskurs. Inzwischen war der Begriff ›Mazedonien‹ für eine bestimmte Region auf dem Balkan nämlich ins Bewusstsein der deutschsprachigen Öffentlichkeit gelangt. Im Spannungsfeld zwischen der auf die Erhaltung des Kräftegleichgewichts ausgerichteten Politik der europäischen Großmächte in den verbliebenen europäischen Besitzungen des Osmanischen Reichs, den ›mazedonischen‹ Ambitionen neu entstandener Nationalstaaten in unmittelbarer Nachbarschaft und nationalrevolutionären Bewegungen entspannt sich ein mit allen Mitteln geführter Kampf um die dominierende Position im Mazedonien-Diskurs insbesondere bezüglich der Frage, welcher Nationalität bzw. Ethnie die slawische Bevölkerung zuzuordnen sei, um territoriale Ansprüche ideologisch zu legitimieren. Spätestens die »Reihe spektakulärer Terroranschläge« (Troebst 2007a: 27), die eine »radikale Splittergruppe innerhalb der makedonischen nationalrevolutionären Bewegung« (Troebst 2007a: 26) im April 1903 in Saloniki [heute Thessaloniki in Griechenland] beging, katapultierte die Region in den Mittelpunkt des Interesses der europäischen Öffentlichkeit. Dort sollte sie aufgrund von Aufständen, Bandenkämpfen, den Balkankriegen und dem auch nach dem Ersten Weltkrieg andauernden Kampf von Terroristen und Guerillakämpfern,

¹ Vgl. auch den Reisebericht des Geographen Edmund Naumann *Macedonien und seine neue Eisenbahn Salonik-Monastyr*, erschienen 1894 im Verlag R. Oldenbourg in München und Leipzig.

dann gegen die serbische ›Besatzungsmacht‹ im sogenannten Vardar-Mazedonien, für längere Zeit bleiben. Im deutschsprachigen Diskurs bildet sich in der Auseinandersetzung mit diesen Geschehnissen der Typus des ›heroischen Mazedoniers‹ heraus, das Land selbst wird zu einer Metapher für Gewalt und Tod.

3.1 Der »Hexenkessel des europäischen Orientes«

Die Herausbildung junger Nationalstaaten auf dem Balkan, die kulturelle und politische Ansprüche auf noch unter osmanischer Herrschaft stehende Territorien erhoben, und die heterogenen Interessen der europäischen Großmächte in der Region hatten Mazedonien mit seiner »einzigartigen strategischen und wirtschaftlichen Bedeutung« (Hösch 2002: 180) in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt. Eine Schlüsselrolle spielte die slawische Bevölkerung Mazedoniens, welche vor allem von Bulgaren und Serben jeweils für ihre Nation vereinnahmt wurde – wofür aus heutiger Sicht weder deren sprachliches Idiom noch ihr nationales Selbstbewusstsein eine ausreichende Grundlage bildeten (vgl. Hösch 2002: 181). Bulgarien hatte sich seit der Gründung des bulgarischen Exarchats im Jahr 1870 und dessen Erweiterung auf Mazedonien über Kirchen und Schulgründungen eine Vormachtstellung erarbeitet, die von Serbien und Griechenland in einem erbittert geführten »Kirchen- und Schulkampf« (vgl. Adanir 1977: 101-109) nur mühsam streitig gemacht werden konnte. Nach dem russisch-türkischen Krieg war Bulgarien im Jahr 1878 durch die von Russland diktierten Bestimmungen des Friedens von San Stefano sogar ganz Mazedonien zugesprochen worden, sehr zum Unwohlsein der angrenzenden Staaten, aber auch der europäischen Großmächte, die das Kräftegleichgewicht empfindlich zugunsten Russlands gestört sahen und so während des Berliner Kongresses noch im selben Jahr eine Revision durchsetzten. Mazedonien verblieb im Osmanischen Reich, die ›großbulgarischen‹ Träume hatten sich zerstochen (vgl. Hösch 2002: 134-139). Zwar war das Osmanische Reich auch im Berliner Friedensvertrag verpflichtet worden, Reformen zur Verbesserung der Lebenssituation der christlichen Bevölkerung Mazedoniens durchzuführen, es geschah aber nichts.

In dieser Situation erschien Gewalt zunehmend als legitimes Mittel, zum einen gegen die osmanische Herrschaft in Europa vorzugehen und zum anderen eigene nationale Interessen auch gegen die benachbarten Mitbewerber durchzusetzen. In Bulgarien, das von einer starken mazedonischen Immigration geprägt war, wurde 1893 die später unter dem Namen »Innere Mazedonische Revolutionäre Organisation« oder »IMRO« bekannte Vereinigung gegründet (zur Gründungsgeschichte und den zunächst wechselnden Bezeichnungen dieser Organisation vgl. Adanir 1977: 110-112), die für eine Autonomie Mazedoniens eintrat. Ebenfalls in den 1890er Jahren entstand das der bulgarischen Regierung nahestehende »Obe-

re Mazedonische Komitee«, das von Bulgarien aus durch gewaltsame Aktionen in Mazedonien außenpolitischen Interessen Bulgariens dienen sollte. Auch in Serbien und Griechenland wurden »Nationalgesellschaften« gegründet, die in Mazedonien aktiv waren. Bewaffnete Banden der unterschiedlichen Organisationen führten dort einen Guerillakrieg gegen osmanische Truppen, aber auch untereinander und nicht zuletzt gegen die Landbevölkerung (vgl. etwa Hösch 2002: 181, Adanir 1977: 116–133). Dieser Bandenkrieg, der sich zur Jahrhundertwende hin ausweitete und immer offener sowie zunehmend mit terroristischen Mitteln geführt wurde, hatte auf Seiten der IMRO unter anderem das Ziel, das Osmanische Reich zu brutalen Gegenschlägen zu provozieren und so ein Eingreifen der europäischen Mächte zu erreichen, was – so spekulierte man – zur Autonomie führen würde. 1903 wurde ein Höhepunkt dieser Taktik erreicht, als eine Serie von terroristischen Attentaten einer mazedonischen, anarchistischen Splittergruppe Saloniki erschütterte (vgl. Troebst 2007b: 57–58) und die IMRO sich auch dadurch verfrüht gezwungen sah, am St.-Elias-Tag, dem 2. August 1903, einen länger geplanten Aufstand loszutreten. Der Aufstand wurde niedergeschlagen. Zwar wurde damit tatsächlich eine Intervention der Großmächte Österreich-Ungarn und Russland erreicht, die im Mürzsteg-Abkommen vom Oktober 1903 allerdings nur eine Reformpolitik in Mazedonien verlangten. Diese sollte von einer gemeinsamen Gendarmeriemission überwacht werden, blieb letztlich aber folgenlos. Ansonsten wurde der Status Quo erneut festgeschrieben, eine Autonomie rückte also zunächst in weite Ferne (vgl. Hösch 2002: 181; Adanir 1977: 179–205).

Dies ist der Hintergrund, vor dem die deutschsprachigen Publikationen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu Mazedonien zu sehen sind. In ihnen spiegeln sich sowohl der Nationalitätenzwist um die slawische Bevölkerung der Region Mazedonien als auch die europäische Großmachtpolitik wider. So bildete sich auch im deutschsprachigen Diskurs eine Diskussion darüber heraus, ob die mazedonischen Slawen nun zu den Bulgaren oder Serben zu rechnen seien oder möglicherweise eine eigene Ethnie darstellten. Insbesondere die Frage nach dem Bulgarentum der mazedonischen Slawen wurde bearbeitet. In früheren Publikationen des 19. Jahrhunderts waren die mazedonischen Slawen ja in der Regel schon als »Bulgaren« bezeichnet worden (vgl. Kapitel 2.1); die durch das bulgarische Exarchat begründete Vormachtstellung im Kirchen- und Schulkampf tat ein Übriges. Dabei bemühte man sich oft, eine möglichst neutrale Stellung einzunehmen. Zu nennen ist hier Richard von Mach, der mehrere Jahrzehnte lang als Offizier in Bulgarien diente, zugleich als Korrespondent etwa der *Kölnischen Zeitung* tätig war und sich in mehreren Publikationen als hervorragender Kenner Bulgariens und Mazedoniens erwies. So gilt er als Verfasser der »beste[n] Studie aus deutscher Feder über das bulgarische Exarchat« (Heyer 1991: 130). In seiner 1895 erschienenen Studie *Die macedonische Frage* hat er den Anspruch, »ein in Berlin vor 17 Jahren gegebenes Versprechen« (Mach 1895: 1) Europas – nämlich die im Frie-

den von Berlin in Aussicht gestellten Reformen in Mazedonien – »in Erinnerung zu rufen, seine Bedeutung für Mazedonien klarzustellen und dazu beizutragen, einem herrlichen Lande und seinen fleissigen Bewohnern zu ihrem Rechte, Europa aber zu einem gesicherten Frieden zu verhelfen.« (Mach 1895: 1) Ansonsten drohe aus dem »Hexenkessel des europäischen Orientes« (Mach 1895: 1) eine umfassende Krise zu erwachsen. Dass die Frage, wie genau diese »fleissigen Bewohner« in ethnischer bzw. nationaler Hinsicht zusammengesetzt sind, keinesfalls eindeutig zu beantworten ist, macht von Mach unter expliziter Kritik an den nationalen Vereinigungsbemühungen insbesondere vonseiten Bulgariens und Serbiens deutlich:

»Die Landschaft, die man heute unter dem Begriffe Macedonien versteht, umfasst Theile der Vilajets Uescüb, Monastir und Salonik (Schkopje, Bitolia und Solun). Die Nationalitätenfrage soll hier so wenig wie möglich berührt werden, da tatsächlich alle Rajahvölker das gleiche Interesse haben, die versprochenen Verbesserungen durchgeführt zu sehen. Der Streit um das Volksthum der Rajah untereinander ist zwar eine natürliche, aber betrübende und der Rajah nicht förderliche Erscheinung. Die grossen Ziele: menschenwürdige Bedingungen des Lebens, werden aus den Augen verloren, und ein finsterer Fanatismus der Nationalität macht sich breit, unterstützt durch die Stammesbrüder jenseits der Grenzen. Die heutige Vertheilung der Nationalitäten so darzustellen, dass nicht irgend eine, wahrscheinlich sogar mehrere, wenn nicht alle widersprechen, wäre vergebliches Bemühen.« (Mach 1895: 28)

Zwar trifft er dann doch Aussagen zur Verteilung der Nationalitäten, »deren Richtigkeit von jedem Unparteiischen anerkannt werden wird« (Mach 1895: 28): Laut von Mach besteht die »Hauptbevölkerung Macedoniens« aus »Slaven, die sich zum grossen Theile zu der bulgarischen Nationalität bekennen, hier und dort z.B. bei Uescüb, Totowo und Kumanowo, auf serbischen Mitbewerb stoßen« (Mach 1895: 28). Er stellt jedoch einschränkend fest, dass Statistiken und Schätzungen über die Anzahl der jeweils einer Ethnie zugehörigen Bewohner Mazedoniens »durchaus keinen Werth« hätten und in den Bereich der »Phantasterei« gehörten: »Wir wissen es einfach nicht. Die Statistik der Türken, sowie die der Rajah-Völker ist höchst ungenau. Ein Jeder übertreibt zu seinen Gunsten.« (Mach 1895: 29) Diese Schwierigkeiten betont er auch in seinem 1906 erschienenen Werk *Der Machtbereich des bulgarischen Exarchats in der Türkei*. Statistische Angaben seien aufgrund mangelnder Qualität der Datenerhebung nicht zu gebrauchen oder riefen

»den Verdacht wach, dass die Verhältnisse zugunsten der Nationalität, die die Statistik veröffentlicht, entstellt sind. Bulgaren, Griechen und Serben sind der Auffassung nicht fern, dass eigentlich die ganze [Herv. i.O.] Masse der Bevölkerung bulgarisch, beziehentlich griechisch oder serbisch ist, und dass nur durch zum Teil

unlautere Mittel das Volkstum zugunsten der anderen Bewerber verloren gegangen sei.« (Mach 1906: 43)

Von Mach ergänzt, dass auch die geographische Lage und Ausdehnung Mazedoniens keineswegs eindeutig seien, sondern – und dies sei eine »besondre Bosheit« (Mach 1906: 42) – unterschiedlich dargestellt würden, um jeweils eine eigene Bevölkerungsmehrheit beweisen zu können: »Die in der ersten Linie stehenden Lager, die Mohammedaner, die Griechen und die Bulgaren, haben alle drei recht, wenn sie die Mehrheit der Bevölkerung in Macedonien für sich beanspruchen; nur darf man nicht vergessen, dass ein jeder etwas andres mit ›Macedonien‹ meint.« (Mach 1906: 43)² Folgerichtig teilt von Mach das »Verzeichnis der Schriften, die sich auf die macedonische Frage beziehen« (Mach 1906: 106), das er seinen Lesern im Anhang seiner Exarchatsstudie anbietet, in verschiedene Rubriken ein: Schriften, die den bulgarischen Standpunkt vertreten, den griechischen, den serbischen und den rumänischen, und schließlich Schriften, die »unparteiisch« (Mach 1906: 107) seien. Und hält bereits 1895 angesichts der unterschiedlichen Informationsströme zu ›Mazedonien‹ fest: »Es entsteht ein Chaos, in welchem Wahres von Falschem selbst dem schwer zu unterscheiden wird, der sich berufsmässig oder aus Neigung mit der Balkanhalbinsel beschäftigt hat.« (Mach 1895: 24)³ Mazedonien als ein imaginärer Raum, der sich nur schwer greifen lässt, ein vielschichtiges Konstrukt, ein *shifting territory* auf den *mental maps* des deutschsprachigen Diskurses – diese Diagnose lässt sich bereits für das 19. Jahrhundert treffen. In einer zugesetzten Formulierung konstatiert von Mach selbst: »Macedonien ist mehr eine historische Erinnerung als ein geographischer Begriff.« (Mach 1895: 22)

Mit diesem Reflexionsgrad steht von Mach jedoch recht allein da. Andere Publizisten der Zeit sind deutlich dezidierter in ihren Urteilen über Mazedonien und sei-

2 Der Geograph und Orientalist Hugo Grothe gibt 1903 allerdings eine recht genaue Definition, die zugleich Raum für unterschiedliche Interpretationen gibt, so in der Frage, ob der Sandschak von Novi Pazar oder ›Alt-Serbien‹ (etwa das heutige Kosovo) zu Mazedonien zu zählen sind oder nicht – Karl Oestreich (1904a, 1905) etwa zählt beide Regionen dazu: »Staatsrechtlich darf man heute als türkisches Makedonien im Wesentlichen das Gebiet der drei Wilajets Salonik, Monastir (Bittolia) und Uesküb (Kosovo) fassen. Auszuscheiden wäre nur das Ssandjaq Nowibazar als festgelegte österreichische Einflussphäre und das Ssandjaq Elbassân, das aus politischen Gründen der Verbindung mit den übrigen Ssandjaqs rein albanesischer Bevölkerung entrückt und dem Verwaltungsbezirk von Monastir unterstellt ist. Zweifel wäre [sic!], ob das sogenannte ›Altserbien‹, die Ssandjaqs Prisren, Prischtina und Ipek, Makedonien sich eingliedern.« (Grothe 1903: 358) Grothe befürwortet wie Oestreich (1904a, 1905) eine Eingliederung ›Altserbiens‹ in Mazedonien – ein Grund dafür, warum auch in späteren Publikationen wie Oertel (1940) das Kosovo bzw. ›Altserbien‹ unter dem Oberbegriff ›Mazedonien‹ firmieren.

3 Eine vergleichbare Einschätzung findet sich bei Grothe, der festhält, Mazedonien sei aus diesem Grund von jener »die Verzweiflung der Ethnologen« (Grothe 1903: 359).

ne Einwohner. So postuliert Karl Hron in seiner bereits 1890 erschienenen Schrift *Das Volksthum der Slaven Makedoniens*:

»Ich bin nach eingehendem Studium des serbisch-bulgarischen Zwistes zur Ueberzeugung gelangt, dass die Makedonier sowohl nach ihrer Geschichte, wie auch nach ihrer Sprache ein eigener Volksstamm, also weder Serben, noch Bulgaren, sondern directe Nachkommen jener slavischen Ureinwanderer sind, welche die Balkanhalbinsel schon lange vor der serbischen und vor der bulgarischen Invasion besiedelt hatten und sich später mit keiner dieser beiden Nationen vermischt haben.« (Hron 1890: 36-37)⁴

Um seine These zu belegen, beruft sich Hron zum einen auf seine guten Kenntnisse vor Ort, wo er aufgrund einer »etwas abenteuernden Laufbahn« längere Zeit verbracht habe (vgl. Hron 1890: 37-38), und argumentiert ansonsten mit der Widerlegung der Darstellung eines gewissen Spiridion Gopčević, der 1889 – finanziert von der serbischen Regierung (vgl. Heim 1966: 106) – im Werk *Makedonien und Alt-Serbien* zu beweisen sucht, dass die slawische Bevölkerung Mazedoniens serbisch sei. Hron lässt kein gutes Haar an Gopčević. Dieser erzähle nicht nur »in äusserst aufdringlicher und breitspuriger Weise sichtlich erdichtete Reise-Erlebnisse, welche dem Leser glauben machen sollen, Verfasser habe die von ihm beschriebenen Gegenden thatsächlich bereist, was jedoch nachweisbar nicht der Fall ist« (Hron 1890: 36), er verwende zudem wissenschaftliche Erkenntnisse anderer, die er in einer »ganz unqualifizbaren Weise« (Hron 1890: 36) entstelle. Ja, zum Teil – etwa bei angehängten Statistiken – sei die Arbeit schlicht ein »ganz plumpes Plagiat« (Hron 1890: 36). Kurz: »Gopčević beschreibt Gegenden, in welchen er nicht gewesen ist und urtheilt über Dinge, die er nicht versteht. Frecheres ist dem deutschen Lesepublicum wohl schon lange nicht geboten worden.« (Hron 1890: 58)

Tatsächlich ist Gopčevićs Werk bis heute alles andere als umstritten. Der Albanologe Michael Schmidt-Neke etwa diagnostiziert bei ihm – neben Karl May und Otto Witte – hinsichtlich seiner Albaniendarstellung akute »Pseudologia phantastica« (vgl. Schmidt-Neke 2006). Der Gopčević-Biograph Michael Heim konstatiert, dass sich die meisten Vorwürfe Hrons – etwa, dass Gopčević viele der von ihm

4 Hron verwendet »Makedonier« als Bezeichnung einer eigenen slawischen Ethnie, die in der Region Mazedonien siedelt, während die »Macedonier« bei von Mach ein polyethnischer Begriff sind und alle Einwohner der Region umfassen – eine begriffliche Mehrdeutigkeit, die sich durch den gesamten Diskurs auch des 20. Jahrhunderts zieht. In seiner Definition der mazedonischen Sprache entspricht Hron schon der heute üblichen Auffassung: Die »makedonische Mundart« sei eine »eigene Sprache [...]«, welche bislang zwar keine eigene Literatur besitzt und sich demzufolge an die ihr nächstliegende bulgarische Literatur angelehnt hat, die aber trotzdem zu derselben in keinem näheren Verhältnisse als dem einer blos allgemeinen Verwandtschaft steht. Weiters ist sicher, dass die makedonische Sprache dem Bulgarischen immer noch näher steht als dem Serbischen.« (Hron 1890: 48)

beschriebenen Ortschaften und Gegenden gar nicht selbst besucht habe – nicht entkräften ließen, belegt Gopčevićs »hastige[] und oberflächliche[] Arbeitsmethode« (Heim 1966: 99), die wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genüge, und zeigt die politische Motivation der ›Serbisierung‹ Mazedoniens durch Gopčević auf: »Die Tendenz des Buches ›Makedonien und Alt-Serben‹ weist zur Ägäis. GOPČEVIĆS ethnographische Angaben zielen vor allem darauf, Saloniki als serbische Stadt auszugeben und einen von Serben besiedelten Korridor längs der Bahnlinie Vranje-Skopje-Saloniki zu schaffen.« (Heim 1966: 105) Und doch war Gopčevićs Werk über »Makedonien und Alt-Serben« nicht nur in Serbien großer Erfolg beschieden (es erschien 1890 auch auf Serbisch, fand begeisterte Aufnahme und ebnete einer serbischen Expansionspolitik in Mazedonien den Weg), die »flüssig geschriebene Reiseschilderung mit einem unverkennbaren Hang zur Pikanterie«, ihre »vereinfachende Darstellung wissenschaftlicher Sachverhalte und die reichhaltige Ausstattung des über 500 Seiten starken Bandes« (Heim 1966: 113) sprachen trotz der massiven Kritik wissenschaftlicher Kreise auch ein breites deutschsprachiges Publikum an (zur Rezeption des Werks vgl. Heim 1966: 107–114).

Hrons selbstbewusste Feststellung also, es liege allein »in der Widerlegung seiner [Gopčevićs] Behauptungen der sicherste Beweis für die Richtigkeit meiner Ansichten über Makedonien« (Hron 1890: 38), lässt sich so eindeutig sicher nicht bestätigen – davon abgesehen, dass Hrons Gegendarstellung wiederum vom k. u. k. Außenministerium finanziert wurde (vgl. Heim 1966: 110). Andere Publizisten, die sich u.a. mit Gopčevićs Thesen auseinandersetzten, zogen bezüglich der slawischen Bevölkerung Mazedoniens nämlich andere Schlüsse. So legte der renommierte Romanist und Bulgarist Gustav Weigand bereits 1898 in einem Vortrag über *Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker* dar, die slawischen Einwohner Mazedoniens seien zweifelsfrei Bulgaren (vgl. Weigand 1898, auch Schaller 1993: 221–222), eine Darstellung, die er 1924 in der Publikation *Ethnographie von Makedonien* wiederholte und ausführlich historisch und sprachwissenschaftlich begründete (vgl. hierzu auch Kapitel 4.2). Der Geograph Karl Oestreich wiederum, der Mazedonen bereiste und sich ebenfalls ausführlich mit der dortigen Bevölkerungsverteilung sowie mit Gopčevićs Werk auseinandersetzte, sah die dortigen Slaven teils als Bulgaren, teils als Serben an, machte aber auch deutlich, dass diese Zuschreibungen außerordentlich schwierig seien, da schon die verwendeten Kategorien – Rasse, Nationalität (Sprache) und Konfessionszugehörigkeit – unterschiedlich interpretiert und miteinander vermischt würden (vgl. Oestreich 1905). Und der Schriftsteller Ernst von Hesse-Wartegg konstatierte 1909 in einem Beitrag für die »Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren«:

»In Wirklichkeit gibt es in Mazedonien keinen reinen Serben und reinen Bulgaren mehr. Nur der dritte große Volksstamm Mazedoniens, die Albanier, haben sich rein zu erhalten gewußt, ihnen zunächst die Wallachen, die Nachkommen

der alten Ansiedler Mazedoniens aus den römischen Provinzen. Bulgaren und Serben haben sich aber untereinander und mit den Griechen durch Generationen hindurch fortwährend vermischt. Nur am Rande des mazedonischen Hexenkessels haben die Stämme ihre Reinheit mehr bewahrt. In Novi Basar, dem schmalen Landzipfel, der sich zum größten Ärger der Serben und Montenegriner zwischen beide einschiebt, halb österreichisch gewesen und jetzt wieder türkisch geworden ist, herrschen die Serben vor. In Ochrida und Umgebung die Bulgaren. Die Sprache der Mazedonier neigt sich mehr dem bulgarischen zu, doch wird der südliche Mazedonier bei den nördlichen Serben verstanden. Im eigentlichen Mazedonien wird mitunter in jedem Dorfe eine andere Sprache gesprochen, um vielleicht im Laufe einer einzigen Generation gewechselt zu werden. Die nationale Propaganda der Serben, Bulgaren und Griechen, mit jener ihrer Religion auf das innigste verknüpft, trägt daran Schuld, dass beispielsweise in einem Dorfe die Verkehrssprache die bulgarische, und eine Generation später die serbische oder griechische ist. Ursprünglich waren die Dorfbewohner vielleicht serbischer Nation, aber jetzt sprechen sie bulgarisch. Das geschieht durch den Einfluss der Schulen, welche die Propaganda in den Dörfern und Städten unterhalten, natürlich noch mehr in einzelnen Familien. Die Schulen sind frei, die Eltern schicken ihre Söhne je nach ihren Interessen in verschiedene Schulen, und so kommt es vor, dass ein serbischer Vater beispielsweise bulgarische und griechische Söhne hat, nicht nur der Sprache nach, sondern auch der Religion und den Anschauungen.« (Hesse-Wartegg 1909: 104-105)

Um die Absurdität dieser Vorgänge zu illustrieren, gibt von Hesse-Wartegg ein Gespräch mit einem französischen Konsul in einer mazedonischen Stadt wieder. Dieser habe im Scherz behauptet, er könne »mit ein paar Millionen ganz Mazedonien französisch machen. Er würde französische Schulen gründen mit französischem Unterricht und dort lehren lassen, dass die Mazedonier nur Nachkommen der französischen Kreuzfahrer wären, die in der Tat im zwölften Jahrhundert Saloniki eroberten und eine Zeit lang besetzt hielten. Der rollende Franc würde den Rest machen.« (Hesse-Wartegg 1909: 105) Auch Hermann Wendel, ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und früher ›Mazedonien-Experte‹, sieht in seiner 1917 verfassten und 1919 erschienenen Denkschrift *Makedonien und der Friede* die »Makedo-Slawen« als Verfügungsmasse, die sich »unter dem Einfluß von Erziehung, Gewöhnung und Umgebung ebenso leicht zu guten Bulgaren wie zu guten Serben« (Wendel 1919: 103) entwickeln lasse. Voraussetzung für ein wirkliches Gelingen dieses Prozesses sei allerdings, dass »durch friedliche Verständigung der Balkanstaaten untereinander die Sicherheit des nationalen Besitzstandes verbürgt wird und jeder Grund zu Zwangsnationalisierung oder -entnationalisierung wegfällt!« (Wendel 1919: 104) Wendel schlägt zu diesem Zweck eine Aufteilung Mazedoniens zwischen Serbien und Bulgarien vor (wobei Bulgarien einen Zugang zur

Ägäis, Serbien auf Kosten eines selbständigen Albaniens einen Zugang zur Adria erhalten solle), und zugleich deren Zusammenschluss – gemeinsam mit den anderen Balkanstaaten – in einem Balkanbund (vgl. Wendel 1919: 104-113).⁵

Einig sind sich die meisten Autoren darin, dass neben der »drückenden Türkenwirtschaft« (Hesse-Wartegg 1909: 104) der »finstere[] Fanatismus der Nationalität« (Mach 1895: 28), die »gewissenlosen Hetzereien der Nachbarstaaten« im »Nationalitäten- und Religionshader« (Hesse-Wartegg 1909: 104) Schuld an der miserablen Situation insbesondere der christlichen Bevölkerung des stets als multiethnisch geschilderten Mazedonien hätten, im Verein mit der Rolle der Großmächte, die aus eigenen politischen Interessen heraus diese Bevölkerung im Stich ließen. Bezuglich der Großmächte gibt es allerdings unterschiedliche Auffassungen. Betont etwa von Mach die Machtgelüste Russlands und spielt österreichisch-ungarische Ambitionen in Mazedonien herunter (vgl. Mach 1895: 33-46), ohne sie allerdings als ganz unrealistisch abzutun – wobei er dringend von einer österreichischen Besetzung Mazedoniens abrät, da eine Lösung der mazedonischen Frage nur durch ein Selbstbestimmungsrecht der Balkanvölker zu erreichen sei (Mach 1895: 44-46) –, drückt Wendel in der Rückschau auch auf die Entwicklungen des Ersten Weltkrieges den unheilvollen Einfluss wirtschaftsimperialistisch motivierter Aktivitäten der europäischen Großmächte in der Region dezidiert aus. Insbesondere mit österreichischem bzw. »alldeutschem« (er zitiert »hohle alldeutsche Kraftworte von ›Österreichs Talent, die Südslawen zu zivilisieren‹ und ››Österreichs Herrenrecht über die westlichen Balkanvölker‹«; Wendel 1919: 81-82) sowie reichsdeutschem (Wendel 1919: 86) Imperialismus geht er hart ins Gericht.

Doch als hauptverantwortlich für die »makedonischen Wirren« (Hesse-Wartegg 1909: 109) werden meist die balkanischen Nationalstaaten mit Interessen in der Region Mazedonien dargestellt. Eine besonders negative Zeichnung erfährt dabei die Rolle der Bulgaren, so bei von Hesse-Wartegg, der den Bandenkrieg der bulgarischen »Komitadschis«, dieser »blutbesudelten Unruhestifter« (Hesse-Wartegg 1909: 109), aufs Schärfste verurteilt. Ins gleiche Horn stößt der Geograph und Orientalist Hugo Grothe, wenn er 1903 im Kapitel »Durch Makedonien und Albanien« seiner Reiseaufzeichnungen *Auf türkischer Erde* konstatiert, die von bulgarischen Agitatoren »in das makedonische Land hineingetragene künstliche Revolution« (Grothe 1903: 347) sowie ihre »Propaganda durch Dolch und Pistole« (Grothe 1903: 356) finde bei der slawischen Bevölkerung dort kaum Widerhall, im Gegenteil:

5 Walter Jacob hingegen sieht in seiner »politisch-geographischen« Analyse der »makedonischen Frage« von 1931 eine dauerhafte Lösung nur durch » gegenseitige Verständigung und wohlwollende Übereinkünfte, vielleicht mit einem Balkanstaatenbund als krönender Spitze« (Jacob 1931: 51) – allerdings einem Staatenbund, der neben Bulgarien und Serbien auch Griechenland und Albanien umfasst. Eine Aufteilung Mazedoniens hält Jacob für kontraproduktiv.

»Der Aufruf an die Makedonier zum Befreiungskampf, in dem kein geringerer als Alexander der Große als Vorfahr und Schirmherr zur Erweckung kriegerischer Tugenden angerufen wird, verhallt ziemlich ungehört. Diejenigen Elemente, welche der Fahne des Aufruhrs folgen, sind solche, die wenig zu verlieren haben, geistige Proletarier der größeren Städte wie Salonik oder Monastir, welche dort die Segnungen der mit fremdem Gelde erhaltenen höheren Unterrichtsanstalten großgezogen haben, und solche, denen ein ungezwungenes Bandenleben eine gute Gelegenheit zu einem Erwerb bietet.« (Grothe 1903: 346)⁶

Ja, Grothe habe sogar »so manchen christlichen Fluch auf das edle makedonische Komitee und die bulgarische Freiheitsidee aus makedonischem Munde hören können!« (Grothe 1903: 351) Auch der Althistoriker Heinrich Gelzer, der 1904 seinen Reisebericht *Vom Heiligen Berge und aus Makedonien* veröffentlicht, beklagt vor allem den »Terrorismus der Extremen« (Gelzer 1904: 180) auf bulgarischer Seite.⁷ Der »leidige Nationalitätenhader«, den insbesondere die Bulgaren mit ihrer »Gewalttätigkeit« befeuerten, habe in Mazedonien die »schlimmsten Verhältnisse hervorgerufen« (Gelzer 1904: 174).⁸ Hinzu komme die »türkische Mißverwaltung« (Gelzer 1904: 174) mit korrupten Beamten (vgl. Gelzer 1904: 176-177), die unter anderem die allgemeine Unsicherheit verstärke.⁹ So sei die türkische Obrigkeit weder in der Lage, das Treiben der »Komitadschis« zu unterbinden, noch einem grassierenden Räuberunwesen dauerhaft etwas entgegenzusetzen¹⁰ – prominent nennt

6 Damit, wie Grothe hier die Aufständischen in die Nähe von Verbrechern rückt, sie sogar mit ihnen gleichsetzt, weist er deutliche Parallelen zur Darstellung Karl Mays in dessen Balkanromanen auf (vgl. Kapitel 2.2).

7 Deziert antibulgarisch ist auch die Darstellung in der Abhandlung *Die mazedonische Frage* von Robert Kirnberger (1908), dafür deutlich progriechisch.

8 Der deutsche Politiker, Diplomat und Schriftsteller Albin Kutschbach charakterisiert in seinen 1929 erschienenen Memoiren *Der Brandherd Europas. 50 Jahre Balkan-Erinnerungen* die bulgarischen Bandenaktivitäten in Mazedonien, dessen Bevölkerung überwiegend aus »Südslawen schlechtweg, nicht etwa aus Bulgaren und Serben streng geordnet nach Nationalitäten« (Kutschbach 1929: 276) bestehe, ebenfalls als besonders blutig und »terroristisch«: »Die Zahl ihrer Opfer geht in die Tausende, und selbst die bulgarischen Bauern Mazedoniens haben in ihrer Verzweiflung oft den Schutz der türkischen Behörden angerufen.« (Kutschbach 1929: 283; insgesamt zu Mazedonien: 273-291)

9 Mach stellt Mazedonien, vor allem in Hinblick auf die christliche Bevölkerung, ein vergleichbares Zeugnis aus: »Gegen Beamtenwillkür und die Erpressungen der Pächter, des Zehnten, gegen Räuber und gegen die berüchtigten Saptiehs [türkische Polizeisoldaten] hat der Muselman höhere Behörden, Gerichte und schliesslich die Büchse und den Yatagan; die Rajah ist wehrlos, wenn der Beamte sie um den sauer verdienten Arbeitslohn schröpfst, wenn der Spachi, der Zehnlpächter, sie schamlos beraubt, wenn Räuber oder Saptiehs in sein Dorf einbrechen, ihre Opfer niederschiessen und an Frauen und Kindern ihre viehischen Gelüste befriedigen.« (Mach 1895: 26)

10 Grothe hingegen schreibt von den »Märchen von den Grausamkeiten der Türken an unschuldigen Christenseelen, wie sie zur nötigen Bemächtigung des Aufstandes dem Auslande gegenüber

Gelzer wie Hahn (1867 und 1868) die »Dibrani, die albanischen Räuber aus Dibra, ein wildes gegisches Gesindel, [die] überall die Straßen unsicher« (Gelzer 1904: 175) machten. Auch Karl Oestreich erwähnt in einem Beitrag für die *Geographische Zeitschrift* von 1904 diese »Dibrani«: »Die Albanesen von Dibra gehören zu den unbotmäßigsten und machen eine eingehende Bereisung des Landes nördlich von Ohrida überhaupt zur Unmöglichkeit.« (Oestreich 1904b: 250) Und auch Oestreich bringt die »Komitadschis« in die Nähe »albanischer Räuber«, wenn er schreibt: »Wie eine Warte liegt das Gebirge [Peristeri] da, und wir lesen, daß es in der Tat von den bulgarischen Komitadschis als Unterschlupf und Hauptquartier benutzt wird, ebenso wie es zur Zeit meines Besuchs das Arbeitsgebiet südalbanischer Räuber war.« (Oestreich 1904c: 461)

Schließt die Schilderung des Räuberunwesens in Mazedonien auch an den Diskurs früherer Reiseberichte des 19. Jahrhunderts an, so verstärken in den neueren Berichten die »Komitadschis« die allgemeine Unsicherheit doch deutlich.¹¹ Oestreich betont die Verschlechterung der Sicherheitslage explizit und grenzt sich damit zugleich von früheren Darstellungen ab:

»Wenn die früheren Reisenden nichts von ›Abenteuern‹ berichten, so hat das seinen Grund einzige und allein darin, daß die allgemeine Bewaffnung der Albanesen, der Kampf aller gegen alle, das Räuberwesen erst heute seinen Höhepunkt erreicht hat. Wie sonderbar mutete mich eine Bemerkung Boués an über einen

von der ›Agence Bulgare‹ lange vorher in Umlauf gesetzt worden seien und in denen die »Maus zum Elefanten gewachsen« sei (Grothe 1903: 348-349), und stellt, als er den polizeilichen Untersuchungen nach einem von einem Christen an einem Christen verübten Mord in seiner Unterkunft in Monastir [Bitola] beiwohnt, fest: »Nicht einen Augenblick lang kam mir das Gefühl, in einem Lande zu weilen, dem man so gern Ordnung und Recht abspricht. Die Ruhe und Sicherheit, die Leidenschaftslosigkeit und Unparteilichkeit des Verhörs hätte jedem Beamten bei uns daheim alle Ehre gemacht.« (Grothe 1903: 343) An anderer Stelle hält er fest: »An keinem Orte konnte ich beobachten, daß Handel und Verkehr irgendwie durch eingetretene Auflösung der Ordnung oder durch ungenügenden offiziellen Schutz empfindlich in Mitleidenschaft gezogen wurde. [...] Nicht einen Augenblick haben die Türken aufgehört, sich als Herren der Lage zu fühlen. [...] Auch von zahlreichen ›Räuber- und Aufrührerbanden‹ haben wir nichts zu Gesicht bekommen.« (Grothe 1903: 352) Zur »Angabe dieser Tatsache« sehe Grothe sich veranlaßt, da er nach seiner Rückkehr »in deutschen Zeitungen die abenteuerliche Kunde lesen mußte: ›Die türkischen Behörden konnten den Reisenden die Sicherheit des Lebens nicht garantieren und gestatteten daher den Eintritt erst, nachdem die Herren sich bereit erklärt hatten, auf eigene Gefahr zu reiten.‹« (Grothe 1903: 352)

11 Auch wenn sie laut Gelzer durchaus ordnend wirken können: »Man versicherte mir übrigens, daß in den letzten Zeiten das Räuberunwesen etwas abgenommen habe. Die Bravos, großenteils Albanesen, fürchteten sich vor den bulgarischen Desperados, den Komitadschis, die unerbittlich mit ihnen aufräumten. Sie sind daher im ganzen auffallend zahm und selten geworden. So hat hier manches Übel auch sein Gutes im Gefolge.« (Gelzer 1904: 200)

Albanesen, der bewaffnet ging, als eine Merkwürdigkeit; wie kindlich einfach erscheint die Art, in der Grisebach das Land bereiste, im Dienst der Behörden! Heute ist der Reisende, sowie er sich von der Straße entfernt, sein eigener Herr, aber auch sein eigener Schützer und einziger Helfer.« (Oestreich 1904c: 451)

Das Land als Herausforderung und Bedrohung für den »junge[n], die geomorphologischen Verhältnisse erkundende[n] Deutsche[n], der hierhin und dorthin ritt, alles mögliche aufschrieb, oft mit nur zwei, oft mit nur einem bewaffneten Begleiter« (Oestreich 1904c: 452) – dass diese Inszenierung auch und insbesondere der Selbststilisierung des Autors als eine Art Kara ben Nemsi dient, darauf verweisen Passagen wie:

»Sind schon die Becken und Täler Makedoniens nur wenigen durch Stellung und Abstammung Bevorzugten zugänglich, so gilt dies in weit höherem Maße von den Gebirgen, die deshalb geradezu eine *terra incognita* darstellen. [...] Von den Bewohnern wie von seiten der Regierung wird ein Besuch der Gebirgsländer erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Und in vielen Gebieten erwarten den Besucher wirkliche Gefahren. Ich kann mich mancher Momente entsinnen, die nach der Summe des persönlichen Einsatzes, nach dem alleinigen Vertrauen müssen auf eigene Tatkraft, Mut und Schnelligkeit, das meiste hinter sich lassen, was wir aus berühmten afrikanischen und anderen Reiseschilderungen kennen.« (Oestreich 1904c: 450)

Dass Mazedonien laut Oestreich auch um die Wende zum 20. Jahrhundert noch eine »*terra incognita*« ist, selbst in unmittelbarer Umgebung des als »Bahnknotenpunkt« (Oestreich 1904a: 198) beschriebenen Üsküb [Skopje], ermöglicht es ihm ganz im Stil der Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts an Orten zu sein, »an die sich noch nie eines ›Europäers‹ Fuß [...] verirrt« (Oestreich 1904b: 251) habe, eine Formulierung, die Oestreich mehrmals in unterschiedlichen Variationen verwendet. Diese Konstruktion Mazedoniens als *terra incognita* steht in merkwürdigem Kontrast zu Grothes Schilderung, der bei der Einreise nach Mazedonien mit der Bahn von Belgrad aus an der türkischen Grenze die Beschlagnahmung einer »kleinen Sammlung von Literatur über Makedonien, [...] die Werke von Autoren, die sich in der makedonischen Frage, namentlich hinsichtlich der Nationalitätenverteilung so grimmig befedhen«, und einer »volle[n] Serie der österreichischen Generalstabskarten von Makedonien und Albanien, alles nach türkischen Zensurvorschriften schwere Kontrebande« (Grothe 1903: 307), die sich in seinem Rucksack befinden, befürchtet. Doch auch Grothe merkt an, trotz der Tatsache, dass die »durch deutsches Kapital und deutsche technische Leitung seit dem Jahre 1894 beendete ›Société du Chemin de fer Ottoman Salonique-Monastir‹ eine Verkehrsader durch einen von der Natur reich begünstigten und zu hohem Aufblühen geschaffenen Landteil Makedoniens geführt« (Grothe 1903: 323) habe, seien »selbst

wissenschaftlich gebildete Reisende [...] deutscherseits auf diesem jetzt so bequemen Wege ins Innere Makedoniens selten vorgedrungen, obwohl hier der Aufgaben noch so manche für geschulte Beobachtung sich bieten« (Grothe 1903: 323). Grothe schwelgt in Schilderungen landschaftlicher Schönheiten – sein Weg führt ihn etwa durch eine »waldige und gebirgige, streckenweise ungemein schöne, an Jura- und Schwarzwaldpartien erinnernde Landschaft« (Grothe 1903: 372) – und beklagt: »Auch die Touristik, die gerade im Orient seit einem Jahrzehnt sich auf der Suche nach neuen Pfaden befindet, hat diesen herrlichen Winkel türkischer Erde leider bis heute nicht aufgespürt.« (Grothe 1903: 323) Dass dem Land dennoch eine blühende Zukunft auch als Tourismusdestination bevorsteht, davon zeigt sich Gelzer überzeugt, als ihn der Ausblick von der Kirche Sveti Kliment in Ohrid zu folgender Reflexion inspiriert:

»Hier bot sich uns ein herrlicher Anblick. Zu unsren Füßen die Stadt mit ihren weißen Häusern, vor uns die tiefblaue weitausgedehnte Seefläche, deren verschwimmende Ufer im äußersten Süden man kaum erkannte. Das Seebecken ist rings umschlossen von edel geformten, teilweise dicht bewaldeten Berghöhen. Wenn einmal Ruhe und Friede in diese schwer geprüften Landschaften wiedergekehrt sein wird, dann lässt sich vielleicht auch das Geld beschaffen, um die Bahn von Monastir über Ochrida und weiter über Jannina nach der epirotischen Küste oder durch das Albanergebiet nach Durazzo zu bauen. Unter einer geordneten Verwaltung müßte Makedonien mächtig emporblühen. Bei geregelten, der Neuzeit entsprechenden Verkehrswegen würde der Handel lebhafter werden, und zweifellos würde bald ein starker Fremdenstrom das landschaftlich sehr schöne Bergland so gut wie andere Alpenlandschaften aufsuchen, während heute dasselbe nur unter militärischem Schutze besucht werden kann.« (Gelzer 1904: 155-156)

In den Reiseberichten der Zeit stehen neben diesen Schilderungen blühender, fruchtbare Landschaften auch weiterhin Inszenierungen der Landschaft als Einöde und Wüstenei, etwa wenn Oestreich etwas dramatisierend formuliert: »Die offiziellen Kreise, die Behörden selbst denken mit Schrecken an diese rauhen, kalten Landschaften ohne Wege und Dörfer; die Gebirge liegen seitab, blieben zum Teil ganz unbekannt, sind in der Phantasie der Leute des Tieflands von Räubern, Haiduken und Arnauten bewohnt.« (Oestreich 1904c: 453) Überwiegend aber wird die Landschaft Mazedoniens als grüne, fruchtbare Gegend in Szene gesetzt, die »malerische frische Bilder« (Grothe 1903: 338) bietet. Das Reiseerlebnis, das sie ermöglicht, ist – bei gutem Wetter und wenn gerade keine Räuber oder »Komitadschis« drohen – nicht selten »entzückend« (Gelzer 1904: 191). Insbesondere

Grothes Schilderungen sind dabei zum Teil von einer gewissen »Gaiaerotik«¹² geprägt, die koloniale Begierde durchscheinen lässt; etwa wenn er während der Eisenbahnfahrt entlang des Vardar formuliert: »Saftige, strotzende Erde dehnt sich nun, die nach Pflug und Spaten verlangt.« (Grothe 1903: 310) Orientalistische Inszenierungen Mazedoniens, wie sie etwa Grisebach vornahm, sind in den Publikationen um die Wende zum 20. Jahrhundert, die sich mit der ›mazedonischen Frage‹ auseinandersetzen, sonst allerdings wenig vorhanden. Wiederum Grothe wäre hier zu nennen, der in »Salonik« in »drückende[r] Schwüle« und morgänlandischem Mondlicht »junge Jüdinnen« verhalten erotisch in Szene setzt¹³ und damit zugleich das Stereotyp der ›schönen Jüdin‹ bedient, oder auch Gelzer, der nach dem Hörensagen einen Harem in Kastoria schildert, in dem »fünf Gattinnen und zahlreiche Dienerinnen in dreiundfünfzig Zimmern hausten«, wobei er sich allerdings mit sexuellen Anspielungen zurückhält, sondern vielmehr vermerkt, dass die Damen »die prachtvollen Decken und Kissen des Männerhauses stickten und die wohlenschmeckenden Speisen bereiteten.« (Gelzer 1904: 234)

Ebenfalls so gut wie keine Rolle spielt das Schmutzstereotyp, mit einer markanten Ausnahme bei Grothe. Der zieht bei der Schilderung einer Übernachtung im Ohrider »Hotel de Salonique« alle Register: Schon der Zugang zum Zimmer ist nur »durch fußhohen Mist« (Grothe 1903: 374) möglich; dort entströmt dann genau gegenüber den Fenstern »blutige[n] Häute[n] in stattlichen Reihen, die von tausenden emsiger Fliegen umsummt sind«, ein »erstickender Duft« (Grothe 1903: 374), und nachts stören Unmengen von Wanzen ganz empfindlich die Bettruhe: »Geraudezu in militärischer Ordnung ziehen sie die Wände in die Höhe, hier und da gewaltige Exemplare gleich einem Major zu Pferd an der Spitze der Reihen.« (Grothe 1903: 375) Derlei Ungeziefer sei aber »in heißen Landen« vollkommen üblich und »mit orientalischem Gleichmut« (Grothe 1903: 374) zu ertragen. Grothe und sein Reisebegleiter sind – mit ironischem Seitenhieb auf zeitgenössische Schilderungen Mazedoniens als von Unsicherheit und Gefahr geprägter Region – »in der Meinung einig, daß in einem Punkte Makedonien und Albanien sicher ein recht gefährliches Gebiet sein dürfte.« (Grothe 1903: 376) In Ohrid hält es sie nicht, früh am nächsten Morgen reisen sie wieder ab.

Auch Gelzer nimmt auf das Schmutzstereotyp Bezug, allerdings mit vollkommen anderem Impetus. Er, der in Ohrid »im ›Gasthause von Thessalonike‹, einem höchst primitiven Chan« (Gelzer 1904: 148) unterkommt, merkt an: »Zum Lobe

12 Den Begriff der »Gaiaerotik« hat Malte Fuhrmann als Schlagwort für das »mystifizierte und sexualisierte Verlangen nach Inbesitznahme von Territorium« (Fuhrmann 2006: 40) geprägt. Zu deutschen kolonialen Ambitionen in Mazedonien vgl. Kapitel 4.1 dieser Arbeit.

13 »Das Mondenlicht bricht sich auf den langen grünen und gelben Bändern der runden Kopfhäuben, auf den weißen Stickereien des Mieders, den rotbraunen, bauschigen Röcken des Überkleides; etwas Märchenhaftes, Versteckprächtiges, die Sinne Schmeichelndes atmet unter diesem warmen Lichte das Spiel der Farben und Gewänder.« (Grothe 1903: 316)

unseres feinen Hotels muß ich übrigens bemerken, daß hier, wie auf dem Athos und in ganz Makedonien, die Betten von tadelloser Reinlichkeit waren. Eine große Büchse »Persisches Pulver« hatte ich von Jena ganz umsonst mitgeschleppt [...].« (Gelzer 1904: 149)

Die antike Vergangenheit der Region wird hingegen wie schon in den früheren Reiseberichten stark rezipiert, wobei das antike Reich der ›Makedonen‹ stärker in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt. Vor allem Grothe lässt sich von seiner Fahrt durch »altes makedonisches Kernland« (Grothe 1903: 310) zu mancherlei Reflexionen über das Leben der makedonischen Herrscher inspirieren. So veranlasst ihn der Gedanke an den Asienfeldzug Alexanders zu Spekulationen, dass der Weg dieses Königs »wieder einmal in kühnem, eroberndem Zuge begangen werden« könnte, von »einem zweiten Heros, von einem anderen Volke«, allerdings »vielleicht nicht mit blankem Schwert, sondern mit Pflugschar und Hacke, mit den Erzeugnissen heimischer Arbeit, mit den Waffen des Geistes« (Grothe 1903: 313) – kein Zweifel, wer dieses andere Volk wohl sein werde. Grothe verweist aber wie oben erwähnt auch darauf, dass die ›bulgarischen Aufständischen‹ sich ebenfalls auf Alexander den Großen als »Vorfahr und Schirmherr« (Grothe 1903: 346) berufen.¹⁴ Die Geschichtsvergessenheit der Einheimischen ist also nicht mehr so ausgeprägt wie noch von Grisebach und Hahn dargestellt. Doch betont Grothe ja, dass der Aufruf der »Komitadschis« in der allgemeinen Bevölkerung kaum Widerhall gefunden habe. Und von Mach vermerkt explizit:

»Von den gewaltigen Macedoniern, vor allem dem Grossen Alexander, der den Ruhm seiner Krieger bis an Chinas Grenzen führte, erzählen heute kaum einige Steinhaufen inmitten von Aehrenfeldern. Ueber Pella zieht der Pflug des Balkanbauers; stier und stumpf blicken die weissen Augen seiner Büffel, und der Mann, der die Büffel vor dem ungefügten Holzklotz treibt, ahnt nichts von der vergangenen Herrlichkeit unter seinen Füssen. Wer mit schweren Sorgen der Gegenwart zu ringen hat, dem weiss die Vergangenheit nichts zu sagen.« (Mach 1906: 7)

Es lässt sich festhalten, dass der deutschsprachige Mazedoniendiskurs um die Wende zum 20. Jahrhundert, der insbesondere von der ›makedonischen Frage‹ geprägt ist, trotz der vielfältigen und einander oft widersprechenden Stimmen insgesamt das Bild einer Region malt, die zwar vielfaches Entwicklungspotenzial aufweist – sogar zu einer »Balkanschweiz« (Mach 1906: 6) werden könnte –,

14 Auch Fallmerayer weist bereits in seinem Reisebericht von 1845 mit mildem Spott darauf hin, dass von Stimmen in der Region die slawischen Einwohner Mazedoniens in eine direkte Abstammungslinie mit den antiken Makedoniern gebracht wurden: »Ein ›Weiser‹ in Turnovo zweifelt gar nicht, daß Alexanders Feldherrn slavisch geredet haben.« (Fallmerayer 1845: 186) Die sogenannte »Antikisierung«, wie sie von der Regierung Gruevski in der Republik Mazedonien vorangetrieben wurde und sich etwa im Projekt »Skopje 2014« äußerte (vgl. Kapitel 1), befindet sich also durchaus in einer gewissen Tradition.

aber insbesondere aufgrund von ›Türkenherrschaft‹ und Nationalitätenkonflikten vollkommen darmiederliegt und geradezu in Gewalt zu versinken scheint. Ange-sichts der von blutigen Auseinandersetzungen, von Mord und Totschlag geprägten »mazedonische[n] Zustände« (Gelzer 1904: 246) ist der Blick auf den »Wetterwinkel« (Mach 1895: 1; Hesse-Wartegg 1909: 103) Europas, diesen »Hexenkessel des europäischen Orientes« (Mach 1895: 1), trotz der fruchtbaren Landschaften reichlich düster. Mazedonien ist zum Inbegriff eines Landes geworden, dem Krieg, Zerstörung und Gewalt ihren Stempel aufdrücken:

»Weit wichtiger, größer, volkreicher und von der Natur gesegneter als Serbien und Montenegro, selbst Bosnien dazu, ist der Mazedonien genannte Teil der Balkanhalbinsel, der mit Ausnahme des Vilajets Adrianopel alles umfasst, was dem Osmanenreich auf dem europäischen Festland überhaupt noch geblieben ist. Auf den 130000 Quadratkilometern Mazedoniens wohnen über vier Millionen Menschen; das Gebiet ist also von der Größe Süddeutschlands, einschließlich der Reichslande, mit der Einwohnerzahl von Württemberg und Baden. Es ist ein Wunder, dass es heute noch so viele sind, denn was in diesem Wetterwinkel Europas, soweit die Geschichte zurückreicht, für Kriege ausgefochten, Schlachten geschlagen, Städte verbrannt, Kulturen zerstört, Menschen ermordet worden sind, übersteigt wohl alles, was irgend ein Land unseres Kontinents zu erleiden gehabt hat. Statt eines dreißigjährigen Krieges war es ein mehrhundertjähriger, ein Krieg zwischen Staaten, Provinzen, Volksstämmen, selbst von Familien und einzelnen Menschen gegeneinander.« (Hesse-Wartegg 1909: 103-104)

3.2 »Finstere Gesichter, hohe, schlanke Gestalten«. Die Herausbildung des ›Heroismus-Stereotyps‹

In fiktionaler Literatur fand die ›mazedonische Frage‹ erst relativ spät Eingang. Zunächst wurde sie, wie die in Kapitel 3.1 analysierten Texte zeigen, ausschließlich in wissenschaftlichen Studien und Reiseberichten diskutiert, deren Verfasser jeweils für sich in Anspruch nahmen, durch eigene Erfahrungen vor Ort die Situation authentisch und objektiv wiederzugeben – wobei vor allem die Causa Gopčević eindrücklich aufzeigt, wie stark der fiktionale Charakter solcher angeblich authentischer ›Augenzeugenberichte‹ sein kann. Konstruktionen sind auch die Schilderungen der zu wissenschaftlichen Zwecken Reisenden im Sinne poststrukturalistischer Diskurstheorie allemal. Dennoch sollen Romane, in denen Mazedonien und seine Bewohner eine Rolle spielen, in diesem Kapitel gesondert betrachtet werden.

Erstmals treten »Mazedonier« – hier zwar offensichtlich als ›bulgarisch‹ aufgefasst, aber doch deutlich von den ›Bulgaren‹ unterschieden – in dem Roman *Welko, der Balkankadett. Eine Erzählung aus dem Balkankriege 1912/13* von Kurt Aram [d. i.

Hans Fischer] auf, der 1914 im Ullstein-Verlag erschien. Wie der Titel sagt, spielt der in Nullfokalisierung verfasste Roman während der beiden Balkankriege in den Jahren 1912 und 1913, in denen zunächst eine Koalition aus Bulgarien, Serbien und Griechenland die osmanische Herrschaft im größten Teil der ›europäischen Türkei‹ beendet, auch in Mazedonien, und anschließend untereinander – Bulgarien gegen Serbien und Griechenland – um den Besitz Mazedoniens kämpft.¹⁵ Hauptprotagonist ist der zu Beginn des Romans siebzehnjährige Welko aus einem Dorf bei Sofia, der sich wie die anderen Dorfbewohner nichts sehnlicher wünscht, als in den Krieg gegen die Türken zu ziehen, auch er bewegt von einem »Haß, der jahrzehntelang sich nicht offen hatte Luft schaffen dürfen, eine[r] nie schlummern-de[n] Begierde nach Rache für Tausende von niedergemetzelten Brüdern in Mazedonien und Thrazien, eine[r] alte[n] Wut, die von Vätern und Großvätern her allen im Blute lag« (Aram 1914: 9-10). Er ist aber zu jung und wird so während der von allgemeinem Jubel begrüßten Mobilmachung von der Armee abgewiesen. Um trotzdem in den Kampf ziehen zu können, bleibt ihm nur der Weg an einen sinistren Ort in Sofia, von dem ihm sein Großvater berichtet hatte: »Am wildesten aber gehe es vor dem ›Lomski Han‹ zu, der alten Komitadschiherberge, wo die mazedonischen Brüderschaften ihre Freiwilligen sammelten und mit Gewehren, Messern und Bomben ausrüsteten.« (Aram 1914: 8-9) Diese Freischaren nehmen Welko tatsächlich auf, seinem Weg an die Front in der Kompanie von »Hauptmann Nikow, ein geborener Mazedonier« (Aram 1914: 51) steht nichts mehr im Wege. In der Folge ist er nach mühseligen, verlustreichen Kämpfen an der kriegsentscheidenden Erstürmung von Adrianopel [Edirne, heute Türkei] beteiligt und kämpft im Zweiten Balkankrieg in der Gegend von Saloniki, wo die Soldaten die Nachricht von der Niederlage ereilt und Hauptmann Nikow Selbstmord begeht: »Die Türken waren wieder in Adrianopel. Diese Nachricht hatte Hauptmann Nikow nicht überleben können. Deshalb hatte er sich erschossen.« (Aram 1914: 225)

Die ›Mazedonier‹ werden in *Welko, der Balkankadett* als erfahrene, außerordentlich tapfere und unerschrockene Krieger inszeniert, denen allerdings etwas Raubtierhaftes, Grausames, Zügelloses und Geheimnisumwittertes anhaftet. Schon in der Schilderung des ›Lomski Han‹ deutet sich das an:

»Wenn die reguläre Armee keine Verwendung für sie hatte, hier, am düsteren, unheimlichen, auch von manchem Bulgaren gefürchteten Lomski Han, haftete ihre letzte Hoffnung. Es ging nicht laut zu wie sonst in der Stadt. Das hätte auch schlecht gepasst zu der düsteren Herberge, die viele Hundert Komitadschis hatte kommen und gehen sehen, deren Gebeine längst in den türkischen Bergen und Tälern jenseits der Grenze gebleicht waren.« (Aram 1914: 30)

¹⁵ Eine lesenswerte Quelle zum ersten Balkankrieg auf dem Gebiet Mazedoniens ist der Bericht des Schweizer Arztes Adolf Lucas Vischer, der als Freiwilliger im Dienst des Serbischen Roten Kreuzes insbesondere in Skopje und Bitola eingesetzt war (vgl. Vischer 1913).

Entsprechend werden die ›Mazedonier‹ bei Welkos erster Begegnung mit ihnen eingeführt: »Finstere Gesichter, hohe, schlanke Gestalten. Auf den ersten Blick wusste Welko Bescheid: Das waren Komitadschis.« (Aram 1914: 31) Die an Strapazen gewohnten Kämpfer bewegen sich auch in schwierigem Gelände mühelos und finden so immer wieder in besonders anstrengenden und riskanten Einsätzen Verwendung:

»Die Vorhut wurde von zwanzig erprobten Mazedoniern aus der Schar der Freiwilligen gebildet. Wie die Katzen sprangen sie von Hügel zu Hügel, derweil die Truppe, Gewehr bei Fuß, lautlos wartete. Wie die Schlangen schlängelten sie sich durch niedriges Dornengestrüpp vorwärts, derweil die Truppe ihnen mit angehaltenem Atem nachsah.« (Aram 1914: 52)

Allerdings sind sie auch nur mit äußerster Härte in Zaum zu halten, denn die »Disziplin, wie sie für jede reguläre Truppe nötig ist, kannten die Mazedonier noch nicht« (Aram 1914: 58). Beispielhaft soll hier eine Episode referiert werden, in der einer der ›Mazedonier‹ namens Milo Badschija eine Hauptrolle spielt. Auf dem Vormarsch lagern die Soldaten eines Nachts im Wald, als ein Bär in der Nähe »die Neulinge«, also die ›Bulgaren‹, durch sein Brummen aufschreckt, während sich die »erprobten Mazedonier« durch nichts aus der Ruhe bringen lassen. Da erlebt der bulgarische Schreiber Diado Jozo, der aus der regulären Armee ausgemustert worden und daher zur Freischar gestoßen ist, einen Schrecken eigener Art:

»Immer wieder brummte der Bär und schreckte die Neulinge aus der Ruhe.›Warte, Schreiberlein, ich werde dir Ruhe verschaffen,‹ flüsterte ein Mazedonier, und Diado Jozo sah mit Schrecken, wie die Augen des Mannes im Dunkeln grünlich funkelten wie die eines Raubtieres. Schon aber war der Mazedonier lautlos von der Seite des Schreiberleins verschwunden, und Diado Jozo lauschte nun erst recht ängstlich in die Nacht hinein. Was konnte der tolle Mazedonier nur vorhaben?« (Aram 1914: 54-55)

Was er vorhat, stellt sich bald heraus: Man hört unterdrückte Kampfgeräusche, dann wird es still, und schließlich heißt es: »Plötzlich leuchteten wieder zwei grünliche Augen über ihm. ›So, Schreiberlein, jetzt kannst du ruhig schlafen,‹ sagte der Mazedonier und streckte sich wieder neben Diado Jozo auf die Erde, als wäre nichts geschehen.« (Aram 1914: 55) Als Hauptmann Nikow Milo Badschija am nächsten Morgen wütend zur Rede stellt, erklärt dieser lakonisch, der Bär habe ihn gestört, deshalb sei er hingegangen und habe ihn getötet. Um sich den Feinden nicht durch einen Schuss zu verraten, hätten ihm seine Arme und ein Messer genügt. Als der Hauptmann einwendet, er hätte schreien können, wenn ihn der Bär überwunden hätte, antwortet er kurz: »Ich schreie nicht, Herr Hauptmann!« (Aram 1914: 55) Dass der Hauptmann ihm wegen Missachtung seiner Befehle die – zunächst noch ausgesetzte, um sich dem Feind nicht durch einen Schuss zu verraten

ten – Todesstrafe verkündet, nimmt er stoisch hin. Später meldet er sich freiwillig für ein Himmelfahrtskommando, da sein Leben ohnehin verwirkt sei, und Hauptmann Nikow stellt ihm ein Erlassen der Todesstrafe in Aussicht, sollte er überleben. Er fällt aber während des Einsatzes.

Mehrschichtiger fällt die Zeichnung der ›Mazedonier‹ im Falle eines Angehörigen der »Komitadschis« aus, der während des Kriegseinsatzes zu einem Mentor für Welko wird: Naum Denko, ein »sehr gelehrter Mann« (Aram 1914: 49), dem durch die osmanische Herrschaft in Mazedonien großes Leid widerfahren ist:

»Am liebsten aber hielt sich Welko zu jenem Mazedonier, der ihm damals im Lomski Han so freundlich auf der Bank der Kaffeetrinkenden und Rauchenden Platz gemacht hatte. Er war Lehrer in Monastir gewesen und hieß Naum Denko. Ein kräftiger Mann, der erst alle Geschwister und dann auch Frau und Kind durch die Baschi-Bosuks, die Türkenbanden, verloren hatte. Er war aber trotzdem ein freundlicher Mann geblieben, der ein Herz hatte für jedermann [...].« (Aram 1914: 44)

Tapfer, gebildet, trotz des Verlustes seiner Nächsten durch die »Türkenbanden« menschlich geblieben – Naum Denko ist eine ausgesprochen positive Figur, die auch deutschen Lesern großes Identifikationspotenzial bietet. Doch unter den Mazedoniern in *Welko, der Balkankadett* ist er eine Ausnahmehrscheinung. Und das Menschliche, das die Gräuelaten der »Baschi-Bosuks« Naum Denko nicht nehmen konnten, es scheint in Mazedonien ebenso selten zu sein. Das Land, das gegen Ende des Romans auch zum Schauplatz der Handlung wird, gebiert Grausamkeit und Unmenschlichkeit, die sich nun wie eine ansteckende Krankheit auch unter den bulgarischen Soldaten ausbreiten. Dazu tragen die als lebensfeindlich geschilderten natürlichen Gegebenheiten – »kahle Berge, [...] dichte Wälder, Dornengestrüpp, Bäche und kleine Flüsse« und eine Sonne, die »immer heißer und unerbittlicher« brennt (Aram 1914: 221) –, vor allem aber der mitleidlose Bandenkrieg der »Komitadschis« bei:

»Kam man durch feindliche Dörfer, überfiel man sie und ließ alle Wut an ihnen aus. Befand man sich hier nicht sowieso in Gebieten, in denen serbische und bulgarische Banden seit Jahrzehnten wider einander gewütet hatten wie die Wilden? War nicht alles Land ringsum getränkt vom Blut der Opfer dieses unermüdlichen, unerbittlichen Bandenhasses? Hing dieser Hass nicht wie ein blutrünstiger Dunst über dem ganzen armen, gequälten Land? Das legte sich wie ein ansteckendes wildes Fieber auf die Soldaten. Sie wurden grausam. Und die Führung des Heeres konnte nicht immer Herr bleiben über die gequälten Leute, die ihre Wut immer häufiger an Unschuldigen ausließen.« (Aram 1914: 223-224)

Angeregt zu *Welko, der Balkankadett* wurde der Journalist und Schriftsteller Kurt Aram, von Herbert Fritsche nach seinem Freitod zum »magische[n] Dichter und

Deuter« (Fritsche 1935) verklärt, wohl während eines Aufenthalts in Bulgarien im Rahmen der Deutschen Orient-Mission im Jahr 1913, der humanitären Zwecken diente (vgl. Kirova 2009: 220). Es ist allerdings davon auszugehen, dass er darüber hinaus mit Bulgarien vertraut war, da Welko, der Balkankadett eine profunde Kenntnis bulgarischer Literatur verrät und zudem im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts aufgrund seiner Detailfülle sogar in der bulgarischen Geschichtswissenschaft als Quelle für die Balkankriege genutzt wurde, ungeachtet der Tatsache, dass es sich um einen Roman handelt (vgl. Endler 2019: 20-25). Ein längerer Bulgarienaufenthalt schloss sich in jedem Fall 1917/18 an, als Aram Chefredakteur der von der neu gegründeten Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft herausgegebenen *Deutschen Balkan-Zeitung* war (vgl. Kirova 2009: 218). Auch dieser Aufenthalt resultierte in einem Roman, in dem »Mazedonier« eine bestimmende Rolle spielen: *Leda. Roman aus dem nahen Osten*, erschienen 1926 in der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Der in Nullfokalisierung verfasste Roman handelt zur Gänze in Sofia und Umgebung, im Kriegsjahr 1917. Hauptfigur ist der Deutsche Friedrich Franz von Kaufmann, früher Offizier in »Afrika« – in den Kolonien – und nun in geheimer diplomatischer Mission als deutscher Verbindungsman zu den »Mazedoniern«, namentlich zu deren »Inneren Organisation« (Aram 1926: 170), in der bulgarischen Hauptstadt. Seine wichtigste Kontaktperson ist ein führendes Mitglied der Organisation namens Peter Karakinow, ergänzt um Christo Serafinow, ebenfalls ein Mitglied des inneren Zirkels (er ist »erster Rechnungskontrolleur der Inneren Organisation«; Aram 1926: 170).¹⁶

Das Leben in Sofia geht einen recht gemächlichen Gang zwischen Empfängen, Kaffeehausbesuchen und Wohltätigkeitsveranstaltungen, bei denen die deutschen und österreichischen Diplomaten und Offiziere gern gesehene Gäste sind. Man langweilt sich ein wenig, erzählt von Kriegserlebnissen und flirtet mit den jungen Damen der Gesellschaft. Alles recht harmlos, fast schon idyllisch, wären da nicht die Banditen in den umliegenden Bergen (»serbische Deserteure«; Aram 1926: 65),

16 In der Tat bediente sich das Deutsche Reich insbesondere zu Beginn des Ersten Weltkriegs der Geheimdiplomatie, um über die Mitglieder des sogenannten »Zentralkomitees der Rest-IMRO«, Todor Aleksandrov, Aleksandăr Protogerov und Petăr Čaulev Einfluss auf die bulgarische Regierung auszuüben und sie zum Kriegseintritt an der Seite der Mittelmächte zu bewegen. Angeführt wurde dieses »Unternehmen Roselius« vom Bremer Kaffefabrikanten Ludwig Roselius (zu Roselius vgl. auch Kapitel 6.1), seiner »seltsam illustren Truppe« (Troebst 2007c: 88) gehörten außerdem noch »Frédéric Hans von Rosenberg, Legationsrat an der deutschen Gesandtschaft in Sofia, Friedrich von der Goltz, Militärattaché daselbst, Dr. Stange, Direktor der Sofioter Disconto-Tochtergesellschaft Kreditna banka (Kreditbank) u.a.« (Troebst 2007c: 88) an. Zum Unternehmen Roselius vgl. neben Troebst 2007c: 88-89 und Troebst 2007d: 157-159 ausführlich Friedrich 1985: 211-217. Arams Protagonisten Peter Karakinow und Christo Serafinow könnten u.a. von Protogerov und Čaulev inspiriert worden sein. So stammt der äußerst einflussreiche Karakinow wie Protogerov und Čaulev aus Ohrid und war »ein führender Mann in den Freiheitsbewegungen« (Aram 1926: 20).

die eine harmlose Spazierfahrt zum Abenteuer machen – und die »Mazedonier«. Diese werden zwar als gebildete und kultivierte Menschen geschildert, die sich in internationalen Zusammenhängen bewegen. So ist das Haus von Peter Karakinow, der Zugang zu höchsten politischen Kreisen hat, ein gesellschaftlicher Mittelpunkt. Er selbst hat in Deutschland studiert und ist mit einer Deutschen verheiratet, und sein Patenkind Leda, die Tochter Christo Serafinows, hat das amerikanische Robert College in Istanbul besucht. Zugleich sondert sich die Gruppe der »Mazedonier« aber auch ab: »am wenigsten zahlreich stellten sich im Hause dieses Mazedoniers [Peter Karakinow] altpostilische Familien ein« (Aram 1926: 20). Menschen, die »weder zur Verwandtschaft noch zur Partei gehören« (Aram 1926: 247), sind ihnen in der Regel einigermaßen gleichgültig. Und es geht von ihnen eine manchmal unterschwellige, manchmal ganz explizite Bedrohung aus, die sie zu einem gefürchteten politischen Faktor macht: »Sie fürchten uns alle, Adda, das ist die Hauptsache«, sagt Peter Karakinow einmal zu seiner Frau (Aram 1926: 80). Um ihre Ziele durchzusetzen, schrecken sie, die zahllose Intrigen spinnen, auch vor kaltblütigem Mord nicht zurück. So wird Peter Karakinow gleich auf den ersten Seiten des Romans als brutaler Mörder mit jovialer, gutbürgerlicher Fassade inszeniert: Er holt gemeinsam mit seinem ebenfalls aus Ohrid stammenden Chauffeur Friedrich Franz von Kaufmann mit dem Wagen zu einem Jagdausflug ab. Am Abend zuvor hatte er ihm einige Andeutungen gemacht, die den Deutschen vermuten ließen, »es handle sich darum, einen mazedonischen Feind noch in dieser Nacht zu beseitigen.« (Aram 1926: 6) Tatsächlich deutet nun alles darauf hin, dass der Mord stattgefunden hat. Unter anderem meint von Kaufmann zu seinen Füßen einen Blutfleck zu entdecken:

»Vielleicht hatte sich der Mann in der Nacht auf dem Transport in die Einsamkeit zur Wehr gesetzt, und man hatte sich genötigt gesehen, ihm die Fahrt ins Unge- wisse durch einen kleinen Dolchstoß zu erleichtern, was ja nur selten ganz ohne Flecken abgeht, zumal in einem Auto, dessen Inneres erst kürzlich neu mit einem zarten grauen Stoff überzogen worden ist. ›Schöner Tag!‹ sagte Peter Karakinow und breitete eine Decke über seine und des Gastes Füße. Der Fleck war jetzt nicht mehr zu sehen.« (Aram 1926: 7)

Später nimmt Karakinow noch einmal Bezug auf diese Episode, als er von Kaufmann nach einer geselligen Abendveranstaltung als letzten Gast spät in der Nacht zur Tür begleitet. Hier wird der Keller in Karakinows Haus – eine Reminiszenz an die Folterkeller des Horrorromans? – zu einem Bestandteil der ›Topographie des Terrors‹ der »Mazedonier« und zur Metapher für das durch diesen Terror hervorgerufene Grauen, das durch die räumliche Abgetrenntheit zwar verborgen bleibt, aber doch einmal mehr erschreckend nahe rückt:

»Als der Hausherr hinter ihm die Haustür schloß, deutete er mit der rechten Hand nach unten, wo sich wohl die Kellerräume befanden und flüsterte mit einem breiten Lachen: ›Erinnern Sie sich noch an neulich? ... Da unten hielt ich ihn gefangen, etwa vierzehn Tage lang, keine Kleinigkeit bei dem Verkehr bei uns, was? Jetzt hat er endgültig Ruhe und wir vor ihm auch. Gute Nacht, wünsche wohl zu schlafen.‹ ›Danke schön, ebenfalls‹, erwiderte Friedrich Franz und beeilte sich, aus der Nähe des Hauses in sein Hotel zu kommen.« (Aram 1926: 33)

Der Jagdausflug zu Beginn des Romans ist allerdings noch in anderer Hinsicht handlungsbestimmend: Er führt auf dramatische Weise Leda Serafinow ein, in die sich von Kaufmann auf den ersten Blick heftig verliebt. Sie und ihr Vater waren auf dem Rückweg von ihrem Landgut überfallen worden, Karakinow und von Kaufmann finden das zerstörte Auto auf der Straße vor und treffen bei ihren Nachforschungen auf einer entlegenen Waldlichtung auf die gefesselte Leda, welche die Banditen mit Angaben zur Höhe des Lösegelds für ihren Vater und zum Überga-beort zurückgelassen haben.¹⁷ Die Beziehung zwischen Friedrich Franz von Kaufmann und Leda Serafinow steht fortan im Zentrum des Plots. Nach einigen Irrungen und Wirrungen, die zum Teil aus kulturell bedingten Missverständnissen (›Wer kennt sich aus in so einer Orientalin?‹; Aram 1926: 217) und zum Teil aus der Geheimhaltung der Mission von Kaufmanns sowie der politischen Exponiertheit der »Mazedonier« resultieren, finden sie endgültig zueinander und reisen gemeinsam aus Sofia Richtung Konstantinopel, wo von Kaufmann eine neue Stelle antreten soll und Leda angeblich einige Wochen bei einer Freundin verbringen, in Wirklichkeit aber mit von Kaufmann durchbrennen will: »Aber ich bleibe auch nicht alleine in Konstantinopel zurück, ob als deine Frau oder als deine Geliebte, ich gehe mit dir, wohin du gehst.« (Aram 1926: 299)

Wie aus diesem Zitat hervorgeht, wird Leda als selbstbewusste, unabhängige junge Frau inszeniert, die sich nicht für die Parteinteressen ihrer Eltern und ihres Patenonkels instrumentalisieren lassen will und ihnen zeitweise schlicht den Gehorsam verweigert, was diese schockiert (vgl. Aram 1926: 177). Den Plan, sich heimlich mit von Kaufmann davonzumachen, ohne die Eltern einzubeziehen, entwirft sie und bleibt treibende Kraft, während er sein Unbehagen daran äußert, die Serafinows und Karakinow zu hintergehen, die ihn mit allen Ehren verabschieden.¹⁸ Von Kaufmann bewundert sie darum, und als sie ihn einmal fragt, warum

17 Lösegeld wird allerdings nicht gezahlt: Karakinow und seine »Mazedonier« befreien Serafinow und töten die Entführer bis auf einen, der entkommen kann (vgl. Aram 1926: 65).

18 Mehrere Reden auf ihn werden gehalten, er wird »als Dank für seine Verdienste um die mazedonische Sache« zum »Leutnant der mazedonischen Division« ernannt, erhält einen Orden, für ihn werden »mazedonische Lieder gesungen und mazedonische Tänze zum besten gegeben« und bei der Abfahrt des Zuges spielt eine »mazedonische Kapelle [...] die deutsche Weise: ›Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus ...‹« (Aram 1926: 316-318)

er sie liebe, antwortet er, nachdem er allerdings zunächst ihre Schönheit erwähnt: »Um deiner freien Seele willen, um deiner heroischen Art willen, meine Königin.« (Aram 1926: 312) Auch bei ihrer ersten Begegnung schon hatte er ihr angesichts ihrer »merkwürdig getragene[n] Bewegungen [...] fast etwas Heroisches« (Aram 1926: 18) zugestanden, und ihr Gang hatte ihn zutiefst beeindruckt: »Schön und furchtlos wie eine Königin.« (Aram 1926: 19) Diese Furchtlosigkeit irritiert den Deutschen aber auch:

»Ihr Vater ist irgendwo bei den serbischen Räubern und sie tanzt, dachte Friedrich Franz. Merkwürdige Sitten. Schon neulich war ihm aufgefallen, als er darüber nachdachte, wie ungewöhnlich es eigentlich war, daß Leda Serafinow weder weinte noch jammerte, als der Chauffeur sie von den Fesseln befreite, ja überhaupt keine Gemütsbewegung zeigte, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, im einsamen Iskertal überfallen, gebunden und fortgeschleppt zu werden.« (Aram 1926: 25)

Doch es ist eben eine »fremde, ferne Welt« (Aram 1926: 111), aus der Leda stammt, eine Welt, der von Kaufmann mit einer Mischung aus Faszination, Bewunderung, Abscheu und manchmal auch Herablassung begegnet und die ihn hin und wieder »fassungslos« (Aram 1926: 285) macht, etwa, als er Leda heimlich auf dem Friedhof am Grab ihrer Schwester beobachtet und sich keinen Reim darauf machen kann, dass sie offensichtlich zu der Toten spricht: »Es muß sich da wohl um irgendeinen alten mazedonischen Aberglauben handeln, von dem ich bisher nichts wußte, sagte er sich. Er strich sich beruhigend durch das Haar und suchte wieder seinen Wagen auf.« (Aram 1926: 286)¹⁹

Fremd und exotisch ist auch Ledas Schönheit, die von Kaufmann mit chauvinistischer Metaphorik als im »albtbulgarischen« Kontext ungewöhnlich betrachtet und für die er eine bemerkenswerte Begründung findet:

»Wenn das Mädchen nur nicht so schön wäre ... Sonst wurde man doch hierzulande nicht allzusehr verwöhnt in diesem Punkt, wenigstens nach seinem Geschmack nicht. Die hiesigen jungen Mädchen waren zwar zum Teil recht hübsch, aber klein und zierlich, fast eine Ponyrasse, er aber war bei Pferden wie Menschen mehr für die großen und hochbeinigen Geschöpfe. Deshalb hatte ihm [sic!] Leda inmitten der zierlichen Altbulgarinnen wohl auch so verblüfft. Und dann Mazedonierin,

19 Worum es sich handelt, wird zumindest den Lesern durch den allwissenden Erzähler erklärt: »Sechs Tage und sechs Nächte wandert die Seele über die große Brücke, die vom Diesseits zum Jenseits führt. Solange sie diesen Weg noch nicht zu Ende gegangen ist, steht sie noch in Verbindung mit dem Diesseits. Sie will hören, wie es Vater und Mutter und Schwester geht, sie will erfahren, was man in der Stadt über sie spricht, sie will getröstet und unterhalten sein, damit sie auf dem langen Weg nicht ganz allein und verlassen ist. So lehrt altmazedonischer Volksgrauße.« (Aram 1926: 285)

das heißt Rassenmischung, dabei die Mutter Ukrainerin, wie Frau Karakinow ihm erzählt hatte. Der Frauenschönheit scheint Rassenmischung sehr zuträglich zu sein.« (Aram 1926: 82-83)²⁰

»Mazedonierin, das heißt Rassenmischung« – warum dies so sei und was genau mit »Rasse« überhaupt gemeint ist, bleibt offen.²¹ Deutlich wird allerdings durch die Pferdemetapher, wie die Hierarchien in von Kaufmanns Vorstellung gestaltet sind: Ross und Reiter, animalische Energie und Vernunft bzw. Wille, wobei der Reiter, der das Pferd beherrscht und die Richtung vorgibt, offensichtlich der (reinrassige) Deutsche ist.²² Diese Hierarchie wird später von Leda selbst noch einmal bekräftigt, als sie ihm auf die Frage, warum sie ihn liebe, antwortet: »Weil du ein Deutscher bist.« (Aram 1926: 312) Er komme ihr sogar deutscher als die anderen Deutschen in Sofia vor, dennoch habe sie an ihm gezweifelt, weil er sich »nicht mehr wie ein Deutscher« benommen habe – er hätte nicht »lange fragen, sondern nehmen« sollen. Und als er lachend erwidert: »Also doch ein Barbar!«, erklärt sie ihm, die Deutschen würden von den »anderen« nur aus Neid auf ihre Stärke »barbarisch« genannt,²³ und fügt hinzu: »Weil du stark bist, deshalb liebe ich dich, du Barbar!«²⁴ Allerdings sei es »Roheit, aber keine Stärke«, wollte er sie zwingen, und würde er sie bitten, wäre er »ein Schwächling wie so viele andere« (Aram 1926: 313).

-
- 20 Die Zwischenhaftigkeit, die von Kaufmann dem Balkan als Region zuschreibt, ist allerdings aus seiner Sicht weniger positiv, da sie dessen Bewohner unberechenbar macht: »Diese Mazedonier sind höllisch kitzlig im Ehrenpunkt, und im Orient ist in Liebesdingen überhaupt nicht zu spaßen, viel weniger als in Europa; und das besonders Mißliche ist, daß man auf dem Balkan nie ohne weiteres und im vornehmesten weiß, ist er in diesem Punkt mehr europäisch oder mehr orientalisch.« (Aram 1926: 82)
- 21 Aram fügt sich hier allerdings in einen von Todorova postulierten Diskurs ein, der »den Balkan als Rassenmischung beschreibt, als eine Brücke zwischen den Rassen.« (Todorova 1999: 38).
- 22 Die Metapher von Ross und Reiter für die Beherrschung animalischer Kräfte durch den vernunftbegabten Menschen ist ein im europäischen Kulturkreis verbreitetes, archetypisches Bild (vgl. etwa Gephart 2007: 359). Sigmund Freud verwendet es, um das Verhältnis von »Ich« und »Es« zu illustrieren: »Man könnte das Verhältnis des Ichs zum Es mit dem des Reiters zu seinem Pferd vergleichen. Das Pferd gibt die Energie für die Lokomotion her, der Reiter hat das Vorrecht, das Ziel zu bestimmen, die Bewegung des starken Tiers zu leiten.« (Freud 1973: 83)
- 23 »Im Grunde sehnen sie sich ja nur nach eurer Stärke, denn sie allein imponiert den Menschen.« (Aram 1926: 313)
- 24 Aram rekurriert hier zum einen auf die im Ersten Weltkrieg von französischen und englischen Intellektuellen geprägte und propagandistisch verwendete Vorstellung von der Verteidigung der »westlichen« Zivilisation gegen die deutschen »Barbaren« (auch inspiriert durch die sogenannte »Hunnenrede« Kaiser Wilhelms II. im Jahr 1900 bei der Entsendung deutscher Soldaten zur Niederschlagung des chinesischen Boxeraufstands), der Thomas Mann sein Diktum von der Verteidigung der »tiefen deutschen« Kultur gegen die »oberflächliche« französische Zivilisation entgegensezte (vgl. Münkler 2015: 24-26). Zugleich scheint aber auch Nietzsches »blonde Bestie« durch, Vertreter eines germanisch grundierten »Neuen Barbarentums« (vgl. Schneider 1997: 201-209).

Es ist sicherlich nicht zu weit hergeholt, interpretiert man Leda, die hier »genommen« werden will, unabhängig von der sexuellen Komponente, die mitschwingt, als Metapher für das Land, das sie verkörpert, während Friedrich Franz von Kaufmann für Deutschland als Militär- und Kolonialmacht steht – allerdings eine Macht, die weniger auf rohe Gewalt als vielmehr eine *pénétration pacifique* setzt.

Auch an anderer Stelle des Romans spielen Heroismus und Schönheit eine bestimmende Rolle, diesmal auf einen Mann bezogen, einen »Mazedonier«, den Friedrich Franz von Kaufmann »besonders schätzte und der ihn interessierte« (Aram 1926: 98). Da die betreffende Textstelle unter mehreren Gesichtspunkten zentral für die Interpretation der in *Leda* vermittelten Mazedonien- und Mazedonier-Imaginationen ist, soll sie ausführlicher zitiert werden:

»Dieser Mazedonier, ein schöner Mensch, mit stets ernstem Gesicht, hatte, als er in ganz jungen Jahren zum Führer einer Bande gewählt wurde, vor ihr das Gelübde abgelegt, keine Zigarette zu rauchen, keinen Wein zu trinken, kein Weib zu berühren, bis Mazedonien befreit sei, und er hatte dieses Gelübde bis auf diesen Tag gehalten, wovon jedermann fest überzeugt war. Die beiden traten ein wenig beiseite. Friedrich Franz nahm ihn ein wenig unter den Arm und sagte: ›Darf ich Ihnen nicht endlich eine Zigarette anbieten?‹ ›Danke, danke, Herr von Kaufmann, es ist immer noch nicht soweit.‹ ›Mir scheint, Sie sind zu vorsichtig.‹ Ich bin das in fünfzehn langen Jahren geworden, ich habe es werden müssen.‹ Sein schönes, sehr regelmäßig geschnittenes Gesicht, das dem eines byzantinischen Heiligen glich, bekam einen herben, aszetischen Zug. ›Erst muß die allgemeine Friedenskonferenz glücklich vorbei sein, fuhr der Mazedonier fort. ›Dann vielleicht, dann hoffentlich.‹ Ein Funkeln huschte durch seine schwarzen Augen und ließ sie für einen Augenblick fast grün erscheinen wie die Augen eines hungrigen Raubtieres. Aber schon standen diese schwarzen Augen wieder in dem elfenbeinfarbenen schönen Gesicht ruhig und tief wie zwei Brunnen. ›Mit den Serben ist es doch wohl endgültig vorbei, meinte Friedrich Franz. Wieder funkelte es grün in den schwarzen Augen. ›Hoffentlich, aber meine beste Hoffnung ist Kaiser Wilhelm.‹ (Aram 1926: 98-99)

Die Schilderung dieses namentlich nicht genannten »Mazedoniers« verweist auf den »IMRO-Chef« (Troebst 2007d: 157) Todor Aleksandrov. So heißt es in einem von Ludwig Roselius verfassten Nachruf nach Aleksandrovs Ermordung im Jahr 1924: »Der edle Schnitt des Gesichtes, an einen gotischen Christuskopf mahnend, das schwarze Haar und die wundervolle Modellierung aller Linien, das saubere schneeweisse Gebiß und dann die herrlichen Augen voller Klarheit, Güte und Milde,

aber lodernd im Kampfe. [...] ›Kein Weib, kein Wein, kein Spiel bis Mazedonien frei! So lautete sein Schwur.‹ (Zitiert nach Troebst 2007d: 157-158)²⁵

Diese Heroisierung der slawischen Mazedonier, die sich in Arams Komitadschi-Schilderungen von 1914 bereits angekündigt hatte, ist im Diskurs der deutschen Presse in der Weimarer Republik quer durch die Parteien weit verbreitet, wie Stefan Troebst in seiner Untersuchung »Macedonia heroica. Zum Makedonier-Bild der Weimarer Republik« anhand von zahlreichen Beispielen nachgewiesen hat (vgl. Troebst 2007d). Der mit allen Mitteln geführte ›Freiheitskampf‹ der IMRO insbesondere im Infolge der Pariser Friedenskonferenz an Serbien gefallenen Teil Mazedoniens – dem sogenannten »Vardar-Mazedonien« bzw., aus serbischer Perspektive, »Südserbien« – faszierte die deutschen Publizisten und führte zu einer Stereotypisierung Mazedoniens als »Macedonia heroica«. Dieses »Heroismus-Stereotyp« (Troebst 2007d: 112) wurde auch von der IMRO-Propaganda geprägt, die zwar diplomatisch in Deutschlands Politik kaum etwas bewirkte, dafür aber in der Presse ein umso größeres Echo fand. Dies ist auch vor dem Hintergrund des im Deutschland der Weimarer Republik weit verbreiteten Irredentismus zu sehen. Die aus dem Versailler Vertrag resultierenden Gebietsverluste im Osten und Westen sowie die Ruhrbesetzung sorgten dafür, dass »die Öffentlichkeit der Weimarer Republik empfänglich für die Propagierung von Identifikationsobjekten mit revisionistischer, national-revolutionärer bzw. -romantischer Zielsetzung war« (Troebst 2007d: 113; vgl. auch Sontheimer 1962). Dabei wurden die ›mazedonischen‹ Freischärler häufig als Vorbilder, ihre Taten als »ganz konkrete Anleitung zum Handeln« (Troebst 2007d: 113) dargestellt (vgl. auch Kapitel 6 dieser Arbeit).

In Arams Darstellung ist dieser Vorbildcharakter allerdings trotz der starken Heroisierung kaum zu spüren. Das Raubtierhafte, Animalische, das dem in *Leda* geschilderten »Mazedonier« anhaftet, verweist trotz seiner scheinbaren Selbstbeherrschung auf Brutalität und Unberechenbarkeit, ähnlich wie bei den ebenso raubtierhaft inszenierten mazedonischen »Komitadschis« aus *Welko, der Balkankadett* von 1914 oder auch dem doppelbödigen, intriganten Mörder Peter Karakinow. Zudem macht der »Mazedonier«, der »dem deutschen Kaiser seinerzeit in Nisch vorgestellt worden war« (Aram 1926: 99), selbst deutlich, dass die Ziele seiner Organisation ohne die Unterstützung Wilhelms II., an dem er »mit einem schon mehr abgöttischen Fanatismus« (Aram 1926: 99) hängt, keinesfalls zu erreichen seien.²⁶

25 Zuden Reaktionen auf Aleksandrovs Tod in der deutschen Presse, die von einem ähnlichen Duktus wie Roselius' Nachruf geprägt waren, vgl. Troebst 2007d: 158).

26 Die Begegnung mit dem deutschen Kaiser in Niš ist ein weiterer Hinweis auf Todor Aleksandrov, der bei dieser Gelegenheit von Wilhelm II. persönlich ausgezeichnet wurde (vgl. Troebst 2007c: 89). Das Zusammentreffen der »Komitadschis« mit dem Kaiser hat auch der Publizist und SPD-Politiker Adolf Köster, der im Ersten Weltkrieg als Kriegsberichterstatter u.a. an der Mazedonien-Front war, in seinen 1916 erschienenen, *Mit den Bulgaren* betitelten »Kriegsberichten aus Serbien und Mazedonien« geschildert. Auch er lässt keinen Zweifel an den Machtver-

So selbstbewusst die »Mazedonier« wie Karakinow auch auftreten mögen, letztlich sind sie doch abhängig vom Deutschen Reich. Daran ändert die persönliche Tapferkeit der »Komitadschis« nichts, auch wenn es in *Welko, der Balkankadett* ein »Mazedonier« ist, der den Bären lediglich mit einem Messer bewaffnet tötet, während dies bei Karl May noch das Vorrecht des deutschen Helden ist.

Allerdings findet hier eine Verschiebung des Stereotyps vom grausamen, aber auch heroischen und freiheitsliebenden Kämpfer von den ›Albanern‹ auf die slawischen ›Mazedonier‹ statt. Letztere waren als mazedonische »Bulgaren« in den Reisebeschreibungen etwa von Hahns noch als ausgesprochen gutmütig und harmlos geschildert worden, insbesondere im Vergleich zu den »Albanesen«. In den Mazedonienzeugnissen um die Wende zum 20. Jahrhundert haben sie ihre Unschuld verloren. Die slawischen – besonders die »bulgarischen« – »Komitadschis« werden in derselben Manier wie die »albanischen« Räuber als skrupellos und brutal dargestellt, zunächst ohne eine Heroisierung zu erfahren. Zugleich allerdings werden zumindest von Hesse-Wartegg die »Albanier« zum »tapferen Bergvolk[]« stilisiert, in dem es »keinen Greis, kein Weib, kein Kind, fähig Waffen zu tragen [gegeben habe], das nicht todesmutig in den Kampf gegen die Türken gezogen wäre« (Hesse-Wartegg 1909: 114), dessen Aussehen freilich aufgrund der vielen zur Schau gestellten Waffen »nicht sehr vertrauenserweckend« (Hesse-Wartegg 1909: 117) sei. Bei Aram werden die »Mazedonier« insbesondere in *Welko, der Balkankadett* nun in vergleichbarer Weise zu heroischen, unerschrockenen Streitern für die Freiheit stilisiert, wobei sie durch ihre Undurchsichtigkeit und Brutalität jedoch

hältnissen: »Aber am längsten und interessiertesten verweilte Wilhelm II. bei den mazedonischen Komitadschis. Hier zogen ihn sicherlich nicht nur die prachtvollen und verwegenen, buntbewaffneten Gestalten mit ihren graugrünen türkenähnlichen Krimmerkappen an. Um dieses Freiwilligenkorps, in dem idealistische Intellektuelle neben verwegenen Abenteurern fechten, schwebte der romantische Schimmer des alten, des sterbenden Balkan. Diese modernen Haiducken hatten früher gegen die Türken, dann gegen die Serben, jahrelang einen heimlichen illegitimen Volkskrieg geführt. Jetzt standen sie vor dem Oberstkommandierenden des ersten und modernsten Heeres der Welt – die einstigen Schützlinge der Burtons. Ihr Staunen mag nicht größer gewesen sein als das der alten Festungsmauern in ihrem Rücken.« (Köster 1916: 77) Zur Aleksandrov-Ikonographie passt Kösters Bemerkung, unter »den seltsamen Typen dieses Freikorps« sei ihm eine »langbärtige, bleiche Christusfigur« aufgefallen (Köster 1916: 78). Auch Kuehnelt-Leddihn alias Tomislav Vitezović liefert in seinem Roman *Die Anderen* von 1931 einen Beitrag zu dieser Ikonographie, in dem sich sowohl das Heroische als auch das Raubtierhafte, das Aram dem »Mazedonier« zuschreibt, als Motiv wiederholt, nun aber ins Tragische verkehrt: »Vor mir entsteht das Bild des großen Kämpfers; der pechschwarze, seidige Bart um das bleiche, nur von den dunklen Augen beseelte Gesicht, darüber die Lederkappe der Tschetnitzi mit dem Totenschädel, das Gewehr in der Faust: Todor Alexandroff, ein großes, tragisches Raubtier, das heroisch das zähe Leben der Verfolgten durchgelitten hat, ein Leben der Nacht an den Grenzen, ein Leben des Grauens, des Hungerns, ein Leben, das Wange an Wange mit dem Tode durchzittert, ein Trübsal ohne Hoffnung und Freude ist.« (Vitezović 1931: 9-10)

durchwegs ambivalente Charaktere bleiben. In gewisser Weise ließe sich also von den »Mazedoniern« als den neuen »Albanesen« sprechen, eine These, die sich unter anderem auch anhand des Augenmotivs belegen lässt. Der Blick bzw. das Auge der jeweiligen Protagonisten spielt nämlich – wohl auch im Verständnis vom Auge als Fenster zur Seele – in der Darstellung der einheimischen Bevölkerung bereits im 19. Jahrhundert eine prägnante Rolle. So konstatiert Hahn, der wiederholt den »albanesischen Blick« thematisiert:

»Dem albanesischen Blicke scheint überhaupt eine gewisse Starrheit und Härte eigenthümlich, welche je nach den Individuen zwischen Selbstbewusstsein, Kühnheit, Wildheit und Frechheit nüancirt, aber immer jeder feineren Herzensregung entbehrt. Dieser starre Blick ist darum noch kein offener, weil dieser Seele voraussetzt, doch dürften lauernde und versteckte oder scheue Züge sich öfter bei dem Slaven als bei dem Albanesen finden, auch stiessen wir bei jenen wohl hie und da auf einen weichen Blick, der aus dem Herzen kam.« (Hahn 1868: 50)

An anderer Stelle schildert er Dorfbewohner, die seine Reisegesellschaft »stumm und theilnahmslos mit dem stumpfen Blicke anstarren, den [sic!] man so oft bei den Bulgaren begegnet« (Hahn 1865: 161). Bei Aram ist von diesem »stumpfen Blicke« nicht mehr die Rede, sondern vielmehr von »scharfen schwarzen Augen«, die ihr Gegenüber »eindringlich« mustern (Aram 1926: 6), die funkeln und leuchten (vgl. etwa Aram 1914: 55; Aram 1926: 17). Dass sie allerdings – selbst in der Dunkelheit – grünlich funkeln wie die Augen eines Raubtieres, verweist auf die ›Unmenschlichkeit‹ der »Mazedonier«.²⁷ Auch wenn ihr Blick nicht »starr« ist, so deutet er doch auf die durch von Hahn dem »albanesischen« Blick zugeschriebenen Charakteristika »Kühnheit« und »Wildheit« bei gleichzeitigem Mangel an »Seele« hin, ergänzt um die angeblich überwiegend »slavischen« »versteckte[n] Züge«, welche die »Mazedonier« zu schwer durchschaubaren Gegenübern machen.

Auch in dem 1931 von Erik Maria Ritter von Kuehnelt-Leddihn unter dem Pseudonym Tomislav Vitezović veröffentlichten Roman *Die Anderen* findet eine deutliche Heroisierung der ›Mazedonier‹ statt, allerdings mit einem anderen Fokus. Der umstrittene konservative Publizist aus adeliger österreichischer Familie, tief in der Donaumonarchie verwurzelt, der sich gegen Kommunismus und Kapitalismus, aber auch den Nationalsozialismus wandte und die Jahre des Dritten Reichs im amerikanischen Exil verbrachte, sich aber weder als Exilant

²⁷ Ein offener, ›seelenvoller‹ Blick wird in den besprochenen Romanen nur der Mazedonierin Leda zugesprochen. Als Friedrich Franz von Kaufmann sie bei ihrer ersten Begegnung gefesselt im Wald findet, öffnet sie wie aus einer Ohnmacht erwachend die Augen und blickt ihn wenige Sekunden lang direkt an: »Die schwarzen Augen tauchten in den blauen Friedrich Franzens unter, ein goldener Glanz trat aus ihnen, und von diesem Glanz breitete sich ein leises Lächeln aus und glitt über das schöne blasse Gesicht ... Zwei dunkle Segel, die von fernen Meeren kommen, wissen sich im sicheren Hafen und freuen sich.« (Aram 1926: 18)

verstand noch als Demokrat und in den Jahrzehnten danach nicht davor zurück-scheute, sich auch in dezidiert rechtsextremen Organen zu Wort zu melden (zu Kuehnelt-Leddihn vgl. etwa Holzner und Riccabona 2009), lässt den überwiegend in variabler interner Fokalisierung verfassten Roman mit einem »Vorgeschichte« genannten Prolog beginnen: Ein Ich-Erzähler berichtet von seiner Teilnahme an einer Gedenkfeier zum vierjährigen Todestag Todor Aleksandrovs, des »großen Freischärlerführers, den die Kugel Belgrads erst auf weiten, weiten Umwegen durch Verrat und List treffen konnte« (Vitezović 1931: 9), an dessen Grab im Pirin-gebirge.²⁸ Dass der Roman eine einzige Anklageschrift ist, wird mit gehörigem Pathos schon in den ersten Zeilen der »Vorgeschichte« deutlich gemacht, denen ein »Bulgarische Volkshymne« betiteltes Zitat vorangestellt ist (»Schäume, Maritza, blutumspült,/Weine, oh Witwe, schmerzdurchwühlt«):

»Ja, weine, heule, brülle du Witwe, ihr Tausende von Witwen Makedoniens, daß man eure Stimmen nicht nur im Tale der Struma und des Wardar hört, laßt euer Wehgeschrei weit über den Schardagh und das Gebiet des Drin bis nach London und Paris dringen, bis nach New-York und Berlin, Kapstadt und Peking, so daß die ganze Erde erfahre von der Schande und Sünde Europas, von seinem verbrecherischen Tun und Treiben und Schweigen ... von seinem Schweigen ...« (Vitezović 1931: 9)

Europa ist schuld daran, dass in Mazedonien »Tausende von Witwen« klagen, Europas Mächte sind schuld an den Zuständen insbesondere in »Serbisch-Makedonien«, da sie nicht eingreifen und das Unrecht verschweigen. Laut einem deutschen Journalisten, der nach der Gedenkfeier noch mit mehreren »Komitadschis« und dem Ich-Erzähler zusammensitzt und sich zahlreiche Erzählungen von »serbischen« Gräueltaten anhört, würde niemand entsprechenden Berichten glauben, und ohnehin dürfe man »über Makedonien nicht schreiben« (Vitezović 1931: 13) – ein eklatanter Widerspruch zu dem bereits oben erwähnten Befund Stefan Troebsts über den Mazedoniendiskurs in der deutschen Presse der Weimarer Republik,²⁹ der aber deutlich macht, wie stark der politische Impetus des Romans ist: Er soll das durch die Pariser Vorortverträge entstandene Leid in Regionen Europas, in denen auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker keine

28 Tatsächlich fiel Aleksandrov laut Stefan Troebst einem Mordanschlag seines Nachfolgers an der Spitze der IMRO, Ivan Mihajlov, zum Opfer, der dies aber »als ein Verbrechen der von Moskau gesteuerten makedonischen Linken« (Troebst 2007d: 157) darzustellen wusste.

29 Wie erwähnt wurde besonders von politisch rechts stehenden Autoren über Mazedonien publiziert, aber auch von der politischen Linken; vgl. etwa Herwarth Waldens *Ein Volk in Not und Kampf. Hilferuf aus Mazedonien*, ein 1932 in der »Bibliothek des ›Bundes Freier Balkan‹« publiziertes Manifest.

Rücksicht genommen wurde, mit grellen Farben in den Blick rücken.³⁰ So stammt die Hauptfigur der Romanhandlung, Michael Ujvári, aus Siebenbürgen, einer zu großen Teilen von Ungarn besiedelten Region, die nach dem Ersten Weltkrieg an Rumänien fällt, und erlebt dort als Ungar Vertreibung, Folter und Gefängnis. Im Wiener Exil lernt er den Mazedonier Krum Daneff kennen, einen »Wojwoden« der »Inneren revolutionären makedonischen Organisation [sic!], die einst gegen die Türken und nun gegen die Serben und Griechen kämpft« (Vitezović 1931: 111), erfährt durch ihn vom Schicksal der ›Mazedonier‹ und wird in den Kampf der IMRO verwickelt.

In einer Konfrontation mit dem zum Vertreter deutscher Politik sowie ›westlicher‹ Indifferenz und Dekadenz stilisierten Walter von Kersten, »einem der geistigen Henker Makedoniens« (Vitezović 1931: 288), macht Krum Daneff selbst noch einmal explizit, wer verantwortlich für die Gewalt und das Elend in Mazedonien sei. Laut ihm sind auch die vom Balkan stammenden Täter eigentlich Opfer, Opfer der Politik der europäischen Großmächte und der Ignoranz der europäischen Öffentlichkeit:

»Ihre europäische, Ihre westeuropäische Presse aber schweigt, schweigt aus Bosheit, Gemeinheit, Absicht und Unbekümmertheit. Für euch sind wir elender Balkan, der nicht wert ist, daß man ihn einen Augenblick nur eines Gedankens würdigt. Wir sind für euch eine Räuberbande, Revolverhelden, Messerstecher, die sich gegenseitig aus Sport und Vergnügen umbringen und abschlachten, nicht aber die Opfer westeuropäischer Großmachtpolitik. [...] Auf euch lastet das Blut tausender hingeschlachteter makedonischer Männer und Frauen! Bleibt nur bei eurer Brigantenlegende, weil sie euch keine Gewissensbisse verursacht, bleibt nur dabei!« (Vitezović 1931: 311-312)

³⁰ In einem dem Buch vorangestellten Vorwort, in dem der Amalthea-Verlag seine Publikation begründet, wird dies ebenfalls ausdrücklich festgehalten: *Die Anderen* sei ein »wertvolles, literarisch-zeitgeschichtliches Dokument gegen die Friedensverträge«, und zwar insbesondere die »Friedensdiktate von Trianon und Neuilly«, und damit eine »wertvolle Ergänzung zur Erkenntnis des heutigen Europäertums. Die Gegenseite – die bei uns wiederholt zu Worte kam [...] – wird und muß zu diesem anklagenden Buch Stellung nehmen.« (Vitezović 1931: 7) Dass dieses Ziel durchaus erreicht wurde, zeigt eine Rezension des Romans durch Otto Forst-Battaglia, die 1932 in den »Jahrbüchern für Kultur und Geschichte der Slawen« erschien. Forst-Battaglia hält fest, Vitezović speie »Haß und Zorn«, man merke, »daß er Partei ist«. Doch die »Empörung« wollte ihm »nicht übel gefallen«, wo sie »zur Mutter der dichterischen Gestaltungskraft« werde, zudem seien etwa die »Schilderungen der makedonischen Bewegung« sehr interessant. Das »Grauen unserer Zeit« werde in der »Balkanhölle« auf die »Spitze getrieben« (Forst-Battaglia 1932: 469).

Am Ende dieser Abrechnung muss Kersten, die Personifikation des zynischen, ignoranten ›Westens‹, sterben.³¹ Krum Daneff erwürgt ihn mit bloßen Händen: »Immer näher kamen die Hände. Wie zwei tödlich versengende Sonnen leuchteten hinter ihnen die Augen.« (Vitezović 1931: 314)

Der grausame Daneff, dieser »größte Killer auf makedonischer Erde« (Vitezović 1931: 115), entspricht in seiner Anlage als Romanfigur in mehreren Aspekten der Todorov-Ikonographie: Auch er hat einen vergleichbaren Schwur abgelegt, auch er hat etwas Raubtierhaftes an sich.³² Doch ist er keinesfalls ein anachronistisches Fabelwesen mit romantischer Aura wie die »Komitadschis« in Niš, wie sie Köster geschildert hat. In seinem Nihilismus erscheint er sehr modern, und zugleich wird

31 Zivilisationskritik am ›dekadenten Westen‹ wird auch durch die Inszenierung des Fernzuges geübt, der von Paris nach Thessaloniki fährt und die Gebiete durchquert, die Schauplatz des verzweifelten Kampfes der ›Mazedonier‹ sind: »Ein Zug von den Champs Elysées, dem Quai d'Orsay und der Place Pigalle in das Land des Zeus, des Apollo und der Pallas Athene, ein Zug vom Lande der Cinémas vivants, der billigen Seidenstrümpfe und der Gigolos in das Land, wo Athanas Popoff, die Binde um die Augen rief: Ich sterbe für mein Volk; der Völkerbund wird die wahre Ursache meines Todes auszuforschen wissen! Armer Athanas Popoff; der Völkerbund hat dir etwas gepfiffen!« (Vitezović 1931: 114)

32 Zum Vergleich sei die pathetische Schilderung eines ›Wojwoden‹ aus Band 1 der Reihe »Pro Macedonia« der »Makedonischen Studenten-Vereine im Auslande« (zu diesen Vereinen und ihren Publikationen vgl. Troebst 2007d: 128-133) zitiert, die zeigt, dass aus Sicht der IMRO-Propaganda Raubtierhaftigkeit und Brutalität durchaus nicht als Charakteristika eines ihrer Anführer gelten können – auch wenn er keineswegs als harmlos gezeichnet wird: »Er [Gotze Deltscheff] war der Wojwode, der dem Walde grüßend zuruft, daß er ihm dichten Schatten spende, ihm kühzendes Wasser bereite – und der Wald gehorcht. Er war der Wojwode, der den Paschas befiehlt, Frieden zu halten und ja kein Unheil anzustiften – und die Paschas erzittern. Und schließlich war er der Wojwode, der sich dazu bekennt, daß die Erde Makedoniens ihm Mutter sei und die einträchtigen Gefährten seine ganze Verwandtschaft – und daß er daran Geñügen finde ... Ein kleiner weißer Arnautenfes, von schwarzem Schal umwunden, bedeckte den mittelgroßen, ovalen Kopf. Eine Soldatenjacke aus grauem Tuch, graue Tuchbeinkleider und bis zu den Knien gewickelte nußbraune Gamaschen in festgeschnürten Opanken – zeichneten die ebenmäßigen Linien einer Gestalt von mittlerem Wuchs. Eine nur am linken Ärmel angezogene dunkelgraue Jacke, von welcher der rechte Rand auch halb umgeworfen war, verlieh der stattlichen Erscheinung einen besonders verwegenen Reiz. Mit Dolch, Revolver und der Patronentasche über Kreuz, mit dem blinkenden Mannlichergewehr über der Schulter, erinnerte Gotze an einen Haiduckengott. Ein Kranz von dunkelbraunem Haar umrahmte eine hohe, klare Stirn, die sich über leicht gerunzelten Brauen wölbte. Ein rundes, dunkles Gesicht erhellt großen braune Augen, mit gewöhnlich ruhigem Blick, doch bereit, bei der kleinsten Erregung wie ein Messer aufzuzucken. Eine gerade Römernase, über kleinem Schnurrbart gebogen, verriet durch das leise Beben ihrer Flügel die Wärme eines edlen Herzens. Kaum aufgeworfene Lippen, die sich zu einem verlorenen Lächeln zeichneten, und ein schön gerundetes Kinn zeugten wohl von einemflammenden Temperament, dessen Wesen zutiefst voll Poesie war. Und an dieser gesamten Erscheinung war etwas ungewöhnlich Mildes und zugleich Trotziges, etwas undefinierbar Träumerisches und doch immer Vorwärtsstürmendes und Sieghaf tes zugleich.« (Jaworoff 1925: 19-20)

deutlich, dass er nicht immer ein grausamer, gefühlloser Kämpfer gewesen ist, sondern durch die Umstände der ›Serbenherrschaft‹ erst dazu gemacht wurde. So finden sich bei ihm anders als bei Arams ›mazedonischen‹ Protagonisten Blicke, die ›aus dem Herzen‹ kommen, allerdings sind sie keineswegs ›weich‹, sondern von ›unendlichem Haß‹ (Vitezović 1931: 261) geprägt. Bereits als er als Figur eingeführt wird, bei der ersten Begegnung mit Michael Ujvári, wird das erlittene Leid in der Schilderung seiner früh gealterten Physiognomie angedeutet: »Das Gesicht war durchfurcht von einer Unzahl Runzeln und Falten. Wenn er behauptete nur achtundzwanzig Jahre alt zu sein, so mußte sich viel in seinem unruhigen Leben ereignet haben, daß das Schicksal mit ehemaligem Griffel seine Züge so zergraben hatte.« (Vitezović 1931: 110) Wie sich kurz darauf herausstellt, wurde seine Familie von der ›serbischen‹ Obrigkeit in übertriebener Härte zerstört.³³ Als ihm dann auch noch die Geliebte brutal genommen wird, legt er seinen Schwur ab und verwandelt sich in der Folge in eine Art nihilistischer Kampfmaschine:

»Einst hatte er sogar geliebt – Grozdanka Safirtschewa, das blonde Mädel aus Welles. Ein serbischer Beamter, der Dimitrijević erschlug sie, als sie ihm nicht zu Willen sein wollte. Da war er in die Pantheylemons-kathedrale zu Skopje gegangen und geschworen [sic!], weder zu heiraten noch sonst ein Weib zu berühren, bis nicht Makedonien frei von der Fremdherrschaft wäre. Seitdem schien das Gefühl der Liebe von ihm genommen zu sein; er ist ein achtsames, feinfühliges, nächtliches Raubtier geworden, eine Menschenfalle von ungeheurer Präzision. Die Zeiten sind vorüber, wo er in den Schoß Grozdankas vor Angst und Bangen geweint hatte. Er ist hart, hölzern und seelenlos. Er glaubt an die Chemie, die Waffenfabriken, die Generalstabskarten und an die Gesetze der Organisation; er glaubt jedoch nicht an Gott.« (Vitezović 1931: 116)

Zugleich wird er als gebildet inszeniert, und – ein Topos, der bereits in Grothes Schilderung der Aufständischen in Mazedonien eine Rolle gespielt hatte – er beruft sich auf die antiken ›Makedonen‹ als Vorfahren und Vorbilder. So trägt er bei einer Bergbesteigung in Österreich »Krum Daneff, Sohn des Hadshi [sic!] Dame Daneff, Wojwode, Doktor der Philosophie, Hörer der Medizin und Makedonier« (Vitezović 1931: 211) in das Gipfelbuch ein. Auf die belustigte Frage einer Begleiterin, ob denn

33 »Sein jüngster Bruder Schischman ging zu Skopje in die Schule. Der Lehrer redet in einer anderen Sprache als die Schüler. Da befragt er seinen Vater nach dem Grund. Der flüstert ihm ins Ohr, daß er Bulgar sei und nicht Serbe sei. Der Kindermund redet. Der Lehrer hört es und geht zum Direktor. Der Direktor berichtet es dem Župan. Der Župan meldet es der Polizei. Am Abend kommen Gendarmen zu Hadži Toma Daneff. Sie kümmern sich nicht viel darum, ob er einst nach Jerusalem gepilgert war oder nicht; sie bringen Handschellen mit. Hinter dem Friedhof legen sie unvermutet an. Schüsse am Rande der Stadt sind nichts allzu Seltenes. Die Erde ist hartgefroren und der Totengräber flucht. Zwei Brüder aber sind in Sremska Mitrovica. Zwangsarbeit. Zwanzig volle Jahre. Und die Mutter überschattet der Wahnsinn.« (Vitezović 1931: 111-112)

»Makedonier« ein Beruf sei, nickt er, und als sie weiterfragt, ob er stolz darauf sei, bejaht er wieder: »Gewiß!« sagte Krum. ›Der größte Feldherr und Herrscher aller Zeiten war Makedonier.‹« (Vitezović 1931: 211)

Von einem verklärenden oder gar idyllisierenden Blick auf die antike Vergangenheit ist in der Darstellung des mazedonischen Raums hier freilich nichts zu spüren. Er wird mit äußerster Konsequenz als eine Gegen-Idylle entworfen, die sich in der Naturschilderung bereits andeutet: Die südliche Sonne hat nichts Positives an sich, sondern ist eine versengende, »glühend brennende Sonne des Balkans«, unter ihr reitet man »auf traurig stolpernden Maultieren über die lehmigen Halden« des Gebirges, als Laute der Natur nur das »Summen der fettigen Schmeißfliegen im Ohr« (Vitezović 1931: 9) und die Schreie von »Raubvögeln [...] über entlegenen Bergwiesen« (Vitezović 1931: 10). Auch der in die Ferne schweifende Blick bietet keine Linderung, sondern lässt lediglich Assoziationen von Gewalt und Grausamkeit zu und führt erbarmungslos in die Gegenwart eines geschundenen Landes:

»Oben stand schon eine Unmenge Volkes mit verwitterten Komitadschigesichtern, zerzausten Bärten, sehnigen Fäusten und schweren Backenknochen. Neben dem Grabe stand ein Brunnen und eine Kapelle, die weit über das Land blicken; man sieht von hier bis nach Petritsch hinunter, bis zu dem Paß, wo der byzantinische Kaiser Basilius, genannt Bulgaroktonos, der Bulgarentöter, 15000 gefangene Bulgaren vor 800 Jahren blenden ließ, bis nach Golema Rakowitzza, wo Iwan Slawoff Katzarski von den Griechen anno 25 verstümmelt und gemordet wurde, bis zur Malesch Planina, hinter der sich Serbisch-Makedonien birgt, die Hölle auf Erden, das Land des Raubes, Mordes, der Marter, Bestechung, das Land der Dauermenschraube und Schändung, des Peletons [sic!] und der glühenden Foltereisen ...« (Vitezović 1931: 9-10)

Gewalt, so die Darstellung in *Die Anderen*, erzeugt Gegengewalt, und so bricht sich der gnadenlose Terrorismus der »Komitadschi« Bahn, »Bomben explodierten, Automobilen wurden die Schrauben ausgedreht, Pferden die Sattelgurte durchgeschnitten, Brücken angesägt, Bahnhöfe gesprengt, Höllenmaschinen in Schlafzimmern untergebracht« (Vitezović 1931: 261). In dem solcherart gebeutelten Land hebt »ein gewaltiges Sterben« an (Vitezović 1931: 273), und letztlich wird es zur Vision eines blutgetränkten *killing field*, einer Todeszone, in der nur wenig Hoffnung auf eine Besserung der Zustände bleibt: »Nacht fällt herab in gefalteten Schleibern über Makedonien. Die Wälder sind rot vom Blut, die Gefängnisse sind rot vom Blut, die Spitäler sind rot vom Blut, nur der Himmel scheint tiefdunkelblau.« (Vitezović 1931: 255)

In diesen Schilderungen zeigt sich zum einen die von Saul Friedländer als prägnantes Merkmal ›nazistischer‹ Ideologie identifizierte »Verknüpfung von Kitsch und Tod« (Friedländer 1984: 31), die auch in Romanen von der ›mazedonischen Front‹ wirkmächtig wird (vgl. Kapitel 5.1). Zum anderen wird ein Narrativ fortge-

schrieben und zugespitzt, das sich bereits um 1900 in den Texten etwa von Machs und von Hesse-Warteggs herausgebildet hatte: das Narrativ des von einer gewalttätigen, brutalen Geschichte und Gegenwart geprägten »Hexenkessels« Mazedoniens. Die Protagonisten haben allerdings eine gewisse Wandlung erfahren: Unmittelbare Verursacher von Leiden und Tod der Bevölkerung sind in *Die Anderen* nicht mehr ›türkische‹, ›albanische‹ Räuber und ›bulgarische‹, ›serbische‹ oder ›griechische‹ Banden, sondern die Vertreter der Behörden in dem nach den Balkankriegen an Serbien und nach dem Ersten Weltkrieg als »Südserbien« an das neu gegründete Königreich Jugoslawien gefallenen Teil Mazedoniens, weniger auch in dem Griechenland zugesprochenen Gebiet. Die »makedonischen« (das heißt bei Kuehnelt-Leddihn zugleich »bulgarischen«) Banden reagieren nur, sie werden durch das Schweigen ›Europas‹ angesichts der – in der Darstellung des Romans³⁴ – brutalen Unterdrückung der »makedonischen« Bevölkerung geradezu zu ihrem terroristischen Handeln gezwungen. Es sind die Umstände, die sie zu Gewalttätern machen, nicht etwaige, wie auch immer geartete Eigenschaften ihrer Nation oder Ethnie, wie es in den meisten anderen Texten über Mazedonien seit dem 19. Jahrhundert durch die Annahme eines bestimmten ›Volkscharakters‹ insinuiert wird, wie es auch in den beiden Romanen Kurt Arams den Blick auf die »makedonischen« Protagonisten bestimmt und wie es in einem weiteren Roman zum Tragen kommt, der 1931 erstmals erschien: *Apis und Este*, der erste Band der Trilogie *Die Throne stürzen* von Bruno Brehm.

Für diese Romantrilogie über den Untergang ›Kakaniens‹ erhielt der später in die »Gottbegnadeten-Liste« des ›Dritten Reichs‹ (vgl. Rathkolb 1991) aufgenommene österreichische Schriftsteller im Jahr 1939 den deutschen Staatspreis für Literatur. Dies stand einem Erfolg des Werkes auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs jedoch nicht im Wege: Bereits 1951 wurde es erneut aufgelegt und erreichte hohe Käuferzahlen, und 1992 feierte es der Piper-Verlag in einem Nachwort des Verlegers Klaus Piper zur einbändigen Neuauflage als Wiederentdeckung, die angesichts der ›Jugoslawienkriege‹ von höchst aktuellem Erkenntnisinteresse sei. Dies forderte den Literaten und Kritiker Karl-Markus Gauß zu einem empörten Zwischenruf in der Wochenzeitung *Die Zeit* heraus: Nach einem kurzen Überblick über Brehms Karriere im Nationalsozialismus, die trotz seiner intensiven Verbindung mit dem Regime nach dessen Ende nahezu ungebrochen fortgesetzt werden

³⁴ Eine ausführliche historiographische Studie zum »jugoslawischen Makedonien« zwischen 1918 und 1941 hat die Zürcher Geschichtswissenschaftlerin Nada Boškovska im Jahr 2009 vorgelegt. Sie zeigt anhand zahlreicher Quellen, dass Serbien bei der Integrierung des sogenannten »Vardar-Makedonien« in das eigene Staatsgebiet vor allem auf Propaganda, Repression und Ausbeutung setzte und eine Diskriminierungspolitik sowie kolonialistische Attitüden die Einstellung der Zentralmacht gegenüber Mazedonien prägten. Zeitweise haben auch laut Boškovska »Terror und Gegenterror« diese Periode geprägt. Vgl. Boškovska 2009.

konnte, stellt er die Absurdität der Tatsache heraus, dass Ende des 20. Jahrhunderts ein von den Stereotypen eines nationalsozialistischen Autors geprägtes Buch zur Erklärung der Gegenwart herangezogen werden soll:

»Der Verleger wirbt für das von ihm aus der Vergessenheit geholte Buch, das den Untergang der Donaumonarchie in den Intrigen pistolenschwingender und sli-wowitztrinkender Balkanverschwörer verursacht sieht, ernstlich mit dem Versprechen, es hätte gerade ›heute wieder erschreckende Aktualität gewonnen‹. Der erste und einst erfolgreichste Teil des Romanzyklus ist ›Apis und Este‹ betitelt. Apis, ›der Stier‹, das ist der serbische Oberst Dragutin Dimitrijevic, ein legendärer Auführer, der die ›Schwarze Hand‹ lenkte, jene Terrorbande, die 1914 in Sarajevo den österreichischen Thronfolger ermordete. Nicht daß Brehm den mordlustigen Apis einfach abtun würde; getreu seinem Glauben, ›Geschichte wird von Männern gemacht‹, weiß er richtige Männer durchaus zu schätzen, selbst wenn die Geschichte, die sie machen, ihm nicht behagen mag. Brehm hat durchaus keine rassistischen Vorurteile, zeigt er sich doch von all dem Wilden und ungezügelt Animalischen, das nicht nur Leni Riefenstahls Nuba, sondern auch den dunklen Balkanmenschen eignet, schon rein ästhetisch fasziniert. Die Bosnier sind eben gar zu ›stattliche Menschen, groß wie die Bergslawen, schön wie die Italiener, stolz in der Haltung, kühn im Blick der gebräunten Raubvogelköpfe.‹ Nur das Morden haben sie nun mal im Blut.« (Gauß 1992)

Tatsächlich unterscheiden sich Brehms »überspannte[] Balkanhelden: Leidenschaft in Herzen, heiliges Irresein im flackernden Blick und alleweilen Schaum vor dem Mund« (Gauß 1992) trotz ihrer vergleichbaren Inszenierung als Heroen mit Schönheitsfehlern von den Protagonisten Arams und ebenso Kuehnelt-Leddihns. Sie sind nicht erst durch soziale und politische Umstände zu brutalen Kämpfern gemacht worden, wie bei Kuehnelt-Leddihn, sondern sind es aufgrund ihrer Veranlagung. Und ihre Brutalität wird nicht nur angedeutet wie bei Aram, sondern detailverliebt in Szene gesetzt. Mazedonien scheint sich dabei als Handlungsort besonders zu eignen, Brutalität und Grausamkeit zu inszenieren. In einem »Mazedonien, Sommer 1912« überschriebenen Kapitel ist kurz vor dem ersten Balkankrieg eine serbische Freischärlergruppe um den Offizier Apis³⁵ in den mazedonischen Bandenkrieg verstrickt und schlägt sich durch eine Landschaft aus Felsblöcken und kahlen Bergen, in der man sich die Malaria holt und die von Tod und Zerstörung geprägt ist. So stoßen die Freischärler auf dem Rückzug vor einer Formation türkischer Soldaten auf ein verwüstetes Dorf, das zur Metapher für den erbarmungslos geführten Bandenkrieg wird:

³⁵ Zu Dimitrijević bzw. »Apis« und der »Schwarzen Hand« (auch »Ujedinjenje ili Smrt«, d. i. »Einheit oder Tod«), einer Geheimorganisation serbischer Offiziere, die panzerbische Ziele mit terroristischen Mitteln zu erreichen suchten, vgl. zusammenfassend Hösch 2002: 187.

»Mein Gott, wie sieht es hier aus! Die Ölbaumwälder des kleinen Tales sind gefällt, die Weinstöcke ausgerissen, die schmalen Feldstreifen zertrampelt. Schwarze Brandflecken zeigen die Stelle, wo einst Hütten, Mauerreste, wo Häuser gestanden haben.« Da haben die verdammten Bulgaren gebrannt, knirscht Tankosić. Ein aufgedunsener, fliegenumsummter Eselkadaver liegt mit weggespreizten Beinen quer über dem Steig, mit schweren Schwingen klatschen Geier auf, ein großer Vogel mit einem faulig grünen Stück Gedärme im Schnabel hüpfte flügelschlagend vor ihnen her und entbreitete erst, wie sie ihm schon ganz nahe sind, die Schwingen. »Wo das hohe Komitee seine Schufte hinschickt, flucht Tankosić, »dort wächst kein Gras mehr. Bulgaren und Griechen hausen hier ärger als die Türken.« Sie gehen langsam, mit schußbereiten Gewehren, durch die brandgeschwärzten Mauerreste. Überall steigt Moder- und Brandgeruch auf, dieser kalte, ekelregeende Brandgeruch. Ein Hund knurrt mit gesträubten Haaren und wilden Augen aus einem versengten Haus, ein Steinwurf des Ciganović verscheucht das Tier. »Armes Land! Armes Land,« klagt Tankosić, »die Komitees werden es noch in Fetzen reißen.«« (Brehm 1931: 113-114)

Vorher ist allerdings schon deutlich geworden, dass Apis und seine Mitstreiter, die »Serben«, sich um keinen Deut von den »Bulgaren und Griechen« unterscheiden. Wie aus ihrem Gespräch auf der Flucht vor den Soldaten hervorgeht, sind ihnen diese auf die Spur gekommen, weil sie das Haus eines türkischen Würdenträgers angesteckt und die Bewohner im Feuer getötet haben. Die menschenverachtende Diktion ihrer Kommentare zu diesem Geschehen – da »qualmt so ein verbrannter Beg mehr als nasses Holz« (Brehm 1931: 111) – zeugt in der Inszenierung des Romans ebenso wie das zerstörerische Werk der »Bulgaren und Griechen« von der archaischen und grausamen Gewalttätigkeit der ›Balkanvölker‹ (bei Brehm werden eben nicht ›Bulgaren‹ oder ›Serben‹ derart charakterisiert, sondern Angehörige aller dieser Gruppen in gleicher Weise):

»Der verdammte Beg wird niemanden mehr verraten, der hat ausgeschwätzelt. Wie dem sein Haus gebrannt hat! Wie die Weiber gejammert haben!« Tankosić lacht vor sich hin: »Und andere werden nun besser das Maul halten.« Ciganović nickt mit dem Kopf: »Und die Weiber haben vor Schreck vergessen, den Schleier umzunehmen!« Nun richtet sich auch Lala auf: »Und alles hinein ins Feuer! Alles hinein in die Flammen. Nicht ein Huhn konnte heraus, kein Schaf, kein Kind, kein Weib. Davon werden alle alten Weiber noch lange erzählen in Veles und Skoplje!«« (Brehm 1931: 110)

Es bleibt festzuhalten, dass sich spätestens in den 1920er Jahren (mit einem Vorausroman von 1914, Kurt Arams *Welko, der Balkankadett*) ein neuer Strang von literarischen Mazedonienstereotypen herausbildet, der teilweise bereits vorher im Diskurs vertretene Zuschreibungen übernimmt, anpasst und in neuem Gewand

weitertradiert. Es findet eine deutliche Heroisierung der slawischen Bevölkerung Mazedoniens statt, jedoch – in unterschiedlicher Ausprägung und Stoßrichtung – zumeist verbunden mit einer gleichzeitigen Abwertung bzw. Exotisierung. In jedem Fall zeugen die analysierten Texte von einem mehr oder weniger starken *othering* der Bevölkerung Mazedoniens, die nun allerdings auch eine deutliche Kritik an der Eigengruppe beinhalten kann, etwa in Kuehnelt-Leddihns Anklage des ›Westens‹. Eine so umfassende Pejorisierung wie etwa bei Karl May gibt es in diesen Texten allerdings nicht. So spielt das Schmutz-Stereotyp keine Rolle.³⁶ Eine uneingeschränkte Heroisierung der ›Mazedonier‹, wie sie Troebst (2007d) in Teilen des Mazedonien-Diskurses in der Presse der Weimarer Republik festgestellt hat und von der zum Beispiel der oben zitierte Nachruf des Unternehmers Roselius auf Todor Aleksandrov zeugt, findet aber ebenso wenig in einem der besprochenen Romane statt. Der Raum Mazedonien selbst wird zu einer Metapher für Tod, Zerstörung und Gewalt. Orientalistische Phantasien und grüne Landschaften, wie sie im 19. Jahrhundert und auch um die Jahrhundertwende zumindest Teile des Diskurses bestimmten, treten in den Hintergrund oder verschwinden völlig. Was allerdings auch in den ›heroischen‹ Romanen (mit Ausnahme Kuehnelt-Leddihns) implizit oder auch explizit zum Ausdruck kommt, ist die angenommene Überlegenheit ›deutscher‹ bzw. ›europäischer‹ Protagonisten, die – besonders deutlich in Aram (1926) – einen Assoziationsraum fortgestalten, der mit Blick auf die Region Mazedonien bereits seit dem 19. Jahrhundert geprägt wurde und von kolonialistischen Phantasien, aber auch handfesten kolonialen Ambitionen in Mazedonien zeugt.

Dass diese Dialektik aus Heroisierung und gleichzeitiger Inszenierung einer kulturellen und intellektuellen Inferiorität der ›mazedonischen‹ Bevölkerung aufgrund irredentistischer und kolonialistischer Tendenzen insbesondere den deutschen (und österreichischen) Mazedonien-Diskurs betrifft, lässt sich zumindest mit Blick auf den Roman *Orient-Express* des niederländischen Schriftstellers A. Den Doolaard [d. i. Cornelis Johannes George Spoelstra] bestätigen. Dieser Roman erschien 1934 erstmals auf Holländisch und bereits 1935 in deutscher Übersetzung von Elisabeth und Felix Augustin im Amsterdamer Querido Verlag, einem der wichtigsten europäischen Verlage für deutschsprachige Exilliteratur. Die erzählte Zeit umfasst mehrere Jahrzehnte, vom gescheiterten Ilinden-Aufstand 1903 bis zu Beginn der 1930er Jahre, als die IMRO (im Roman »V. M. R. O.«) einen von Terrorismus geprägten Kampf gegen die jugoslawischen Behörden in ›Vardar-Mazedonien‹ führt und sich zugleich in blutigen internen Auseinandersetzungen selbst zerfleischt.

³⁶ Anders ist dies in Abenteuerromanen für jugendliche Leser, die im selben Zeitraum erscheinen und das ›Heroismus-Stereotyp‹ aufnehmen, zugleich aber in deutlicher Anlehnung an Karl May u.a. das Schmutzstereotyp aufgreifen und abundant verwenden (vgl. Kap. 6).

Hauptfiguren sind insbesondere der »Woiwode« Damian Drangoff, einer der Anführer des Aufstandes im Jahr 1903, in dem er im Kampf gegen eine türkische Übermacht ums Leben kommt, seine Tochter Milja, die am Tag des Aufstands zur Welt kommt, später selbst ein Mitglied der Organisation wird, aber schließlich durch ein gezielt gegen sie als ›Abtrünnige‹ gerichtetes Attentat dieser Organisation auf den Orient-Express ums Leben kommt, und Damians Bruder Kosta, der einzige, der vom Anfang bis zum Ende des Buches am Leben bleibt, weil er sich um eines friedlichen Lebens willen und aufgrund seiner Desillusionierung dem zunehmend als sinnlos empfundenen Kampf entzieht. In der Inszenierung Mazedoniens als einem von Gewalt und Gegengewalt geprägten Landstrich, einem »Land der Aufstände, in dem die bröcklige rote Erde das Blut der Tausenden aufgesogen zu haben scheint, die für Mazedonien starben« (Den Doolaard 1935: 24), ähnelt der Roman den besprochenen deutschsprachigen Romanen. Doch die psychologische Zeichnung der Figuren, die in variabler interner Fokalisierung zur Sprache kommen, ist deutlich differenzierter. Ihre Charaktere sind vielschichtig und nicht durch einen bestimmten ›Volkscharakter‹ gekennzeichnet, sondern vielmehr individuell geprägt. So ist Kosta Drangoff tapfer, aber gutmütig und friedliebend, während Todor Aleksandrov (im Roman »Alexandroff«), ebenfalls einer der Hauptprotagonisten des Romans, als skrupelloser »Berufsrevolutionär« (Den Doolaard 1935: 283) gezeichnet wird, ein Getriebener, der ohne die »Organisation« und ihren Kampf keinen Halt im Leben hätte und diesen Kampf deshalb gnadenlos weitertriebt. Zudem arbeitet er permanent an der eigenen Mystifizierung, deren Wirkung auch in den oben zitierten deutschsprachigen Zeugnissen deutlich geworden ist. So wird Milja seine Geliebte, er hält sie aber versteckt, niemand darf von der Beziehung wissen, da ihm seine »Feinde« sonst »zu leicht etwas auswischen« (Den Doolaard 1935: 249) könnten – offensichtlich eine Anspielung auf den vielzitierten Schwur Aleksandrovs, »kein Weib« zu nehmen, bis Mazedonien frei sei.³⁷ ›Heroismus‹ stellt sich bei Den Doolaard zumeist als hohle Phrase heraus, die ›Helden‹ sind nur allzu menschlich, passen aber gerade durch dieses Menschliche nicht in die Schablonen der deutschsprachigen Produktion ›heroischer Mazedonier‹ und fallen zugleich auch nicht einer voreingenommenen Pejorisierung bzw. Exotisierung anheim.

Dass das »makedonienbezogene Heroismus-Stereotyp im Zwischenkriegs-Deutschland [...] eine epochengebundene Treibhausblüte« (Troebst 2007d: 113) war, lässt sich insgesamt auch für die hier analysierten Werke sagen. Allerdings sind Ausläufer über das Ende des Zweiten Weltkriegs hinaus zu verzeichnen, etwa

³⁷ Wobei zu erwähnen ist, dass der Ich-Erzähler der Rahmenhandlung von Kuehnelt-Leddihns *Die Anderen* beim Totengedenken an »Alexandroff« auch dessen Frau und Tochter auftreten lässt – hier wird der Schwur ja auch nicht »Alexandroff« zugeordnet, sondern »Krum Daneff Wojwoda« (Kuehnelt-Leddihn 1931: 11).

wenn ein Jugendroman von Wilhelm Matthießen, der das Stereotyp aufnimmt, Anfang der 1950er Jahre in einer überarbeiteten, jedoch in der Grundaussage gleich gebliebenen Neuauflage erscheint (vgl. Kapitel 6.2), aber auch in den autobiographischen Schilderungen des österreichischen Schriftstellers und Fremdenverkehrsfunktionärs Hans Hofmann-Montanus in *Mensch an der Sonne. Buch einer österreichischen Liebe zum Balkan* von 1947. So beschreibt er einen Besuch in Bulgarien im Jahr 1933, in dem er einer Probe eines Männerchores beiwohnt. Dessen Darbietung, die ein »mazedonisches Lied« (Hofmann-Montanus 1947: 16) abschließt, wird dem Berichterstatter zur Offenbarung:

»Es war die Orgel des östlichen Menschentums, die herniederbrauste, als wäre sie auf leuchtende Himmelsthron gebaut, dann aber aufdunkelte wie aus öden Klüften des Rhodopegebirges. Die Orgel hatte ihr Fernwerk: die leise Klage um Verlorenes, – doch dem Fernwerk antworteten Jubelschreie der Befreiung ... [...] Der Westen, den das Übermaß an Zivilisation krank gemacht hat, bedürfte des östlichen Menschentums als eines Quells, dem Erneuerung entspringt, und als eines Heilmittels zum Natürlicher- und Demütigerwerden. Wieviel Auffrischung erschlaffter oder verderrender Gefühlskräfte käme in die Weststädte, wenn man edle bulgarische Männerchöre häufig in die Konzertsäle und Kirchen berieme, und wie selten sucht sogar der Rundfunk des Westens das große Orgeltönen, das aus Bulgarien emporsteigt.« (Hofmann-Montanus 1947: 16-17)

Dass »viele unter den begabtesten, künstlerisch höchstentwickelten Chorsängern verschworene Mazedonier seien«, wie ein »bulgarischer Musikfreund[]« verstohlen flüsternd mitteilt, also »Mitglieder terroristischer Verbände, die sich die Wiedergewinnung der verlorenen mazedonischen Gebiete zum Ziel gesetzt« haben (Hofmann-Montanus 1947: 17) und »Leute ab[schlachten] wie Hühner« (Hofmann-Montanus 1947: 18), stört den Kunstgenuss kaum, schließlich haben diese »Mazedonier« gute Gründe für ihr zweifelhaftes Tun. Nämlich zum einen »so etwas wie einen Rechtsanspruch« auf »altpostilischen Boden in Mazedonien« (Hofmann-Montanus 1947: 18), der von Hofmann-Montanus in einem Überblick vom mittelalterlichen bulgarischen Zarenreich bis zu den Pariser Vorortverträgen erläutert wird, und zum anderen das »Recht der Jugend, alle Gegebenheiten für ein Ideal hinzuerwerben, an der Glut des Ideals sich blind zu schauen für die Welt, und an den Klippen der Tatsachen, wenn es unvermeidlich sein sollte, zu zerschellen ...« (Hofmann-Montanus 1947: 22) Dass ihr »mazedonische[r] Bandenschrecken« (Hofmann-Montanus 1947: 18) das Land verheert und »Mazedonien, wo schon die Blutrache die Sippen gegeneinander hetzte, vollends zur Hölle für diejenigen

[macht], die es zu verteidigen, zu verwalten und zu erhalten« haben (Hofmann-Montanus 1947: 21)³⁸ erscheint da verzeihlich.

38 Dass laut Hofmann-Montanus in Mazedonien die »Blutrache« verbreitet ist, kann wohl als intertextueller Bezug zu Karl Mays in der Region spielenden Romanen aufgefasst werden. Vgl. Kapitel 2.2.

4 Die Vereinnahmung des Raums. Kolonialdiskurs und Erster Weltkrieg

Wie sich aufzeigen ließ, wurde der deutschsprachige Diskurs über Mazedonien im 19. und frühen 20. Jahrhundert stark von der Konstruktion einer ›deutschen‹ bzw. ›europäischen‹ Überlegenheit über die einheimische Bevölkerung der als rückständig und un- oder semizivilisiert imaginierten Region geprägt. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass es tatsächlich Initiativen zur deutschen Kolonisierung Mazedoniens gab – teils mit, teils im Widerspruch zu offizieller deutscher Politik –, die von kirchlichen und bildungspolitischen Aktivitäten über Eisenbahnbau und -betrieb bis hin zur Gründung landwirtschaftlicher Musterbetriebe reichten. Eine ausführliche Analyse dieser Aktivitäten hat 2006 der Historiker Malte Fuhrmann in seiner Monographie *Der Traum vom deutschen Orient. Zwei deutsche Kolonien im Osmanischen Reich 1851-1918* vorgelegt; auf seine Erkenntnisse bezieht sich das folgende Teilkapitel dieser Arbeit. Waren die kolonialen Initiativen oft auch von beschränkter Reichweite, so spielten sie doch eine maßgebliche Rolle bei der ideo-logischen Legitimierung eines deutschen Führungsanspruchs in der Region, der durch eine *pénétration pacifique* erreicht werden sollte. Mit der deutschen Besatzung des während der Balkankriege an Serbien gefallenen ›Vardar-Mazedoniens‹ im Ersten Weltkrieg schienen sich kolonialistische Phantasien zu bewahrheiten – nun allerdings nicht mehr friedlich, wenn auch in der öffentlichen Diktion stets Wert darauf gelegt wurde, es handle sich bei den deutschen Aktivitäten nur um uneigennützige Hilfeleistungen für den bulgarischen Verbündeten. Zahlreiche Wissenschaftler vermaßen und erforschten in der vom deutschen Staat eingerichteten »Mazedonischen Landeskundlichen Kommission«, kurz Malako, im »Gefolge des deutschen Heeres« (Doflein 1921) das Land und schufen so die Basis für eine angestrebt deutsche Vorherrschaft:

»Raumproduktion braucht Wissen. Erst indem der Raum (und damit das in ihm disziplinierte Subjekt) in Katastern, Karten und Statistiken zum Erkenntnisobjekt wird, kann der moderne Staat entstehen. [...] Nach außen benötigt der Staat Raumwissen für seine kolonialen und imperialistischen Projekte. Diskursivierung und Modellierung des Raumes sind von operativen, administrativen und machtstrategischen Leistungsanforderungen nicht zu trennen.« (Köster 2005: 34)

Die Präsenz deutscher Soldaten und die von ihnen umgesetzten Infrastrukturprojekte wie Straßen und Bahnlinien, die dem Land »für ewige Zeiten« ihren Stempel aufdrücken sollten, sorgten zudem dafür, dass »die Deutschen sich in Makedonien wie ägyptische Pharaone oder römische Kaiser fühlten« (Fuhrmann 2006: 10). Zwar war die massive deutsche Präsenz nur von kurzer Dauer und endete jäh mit dem überstürzten Rückzug aus Mazedonien 1918. Dem in teils erst während der Weimarer Republik erschienenen Erinnerungswerken vom »mazedonischen Kriegsschauplatz« formulierten Anspruch tat dies aber keinen Abbruch, wie anhand mehrerer Beispiele zu zeigen sein wird.

4.1 Koloniale Ambitionen in Mazedonien

Die Vorstellung, dass Mazedonien sich als Region für eine deutsche Kolonisierung anbiete, ist im 19. Jahrhundert bereits zu einem recht frühen Zeitpunkt nachweisbar. Die durch den griechischen Unabhängigkeitskampf einsetzende Erosion des Osmanischen Reichs lud zu allerhand Phantasien ein, in denen bestimmte Territorien dieses Reichs als Zielgebiete massenhafter deutscher Siedlungsbewegungen firmierten. So zitiert der Journalist Ernst von der Nahmer in einer Abhandlung über *Deutsche Kolonisationspläne und -erfolge in der Türkei* einen Brief des preußischen Historikers Barthold Georg Niebuhr, den dieser 1821 »unter dem Eindruck des griechischen Aufstands« an den Freiherrn vom Stein geschrieben habe: »Welch neue Welt kann dort entstehen! Wie kann Amerika aufgewogen werden, was wohl not tut! Ich wollte, ich wäre jung, um mit Tausenden von Deutschen hinzugehen und in Bithynien oder Mazedonien uns anzusiedeln« (Nahmer 1916: 408) Laut von der Nahmer kursierten damals sogar schon »vollständige Aufteilungspläne für die Türkei«, in denen etwa »Mazedonien und Thrazien« einem preußischen Prinzen zufallen sollten (Nahmer 1916: 412-413).

Aus einer umfassenden Siedlungsbewegung wurde allerdings nichts. Immerhin entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige kleinere Landwirtschaftskolonien in Mazedonien, insbesondere an der Vardartrasse der Eisenbahnlinie von Saloniki nach Mitrovica (vgl. Fuhrmann 2006: 68-69). Dort, so Fuhrmann, konnten sich die Siedler aufgrund der »Germanisierungspolitik der Bahnleitung«, deren Anliegen es war, auch auf kleineren Bahnhöfen deutschsprachige Stationsvorsteher einzusetzen, mit der deutschen ›Civilisation‹ verbunden fühlen (Fuhrmann 2006: 68). Die bekannteste und größte dieser Kolonien war das Gut Palikura in der Nähe der Stadt Kavadarci in der heutigen Republik Mazedonien, wo sich der badische Mennonit Jakob Zeisset 1885 zunächst als Pächter niedergelassen hatte. Mit seiner Heirat im Jahr 1889 begründete er eine später achtköpfige Familie, und um die Wende zum 20. Jahrhundert ging das Landgut, auf dem er hauptsächlich einen lukrativen Opiumanbau betrieb, in seinen Besitz über. Zeissets Liegenschaft

zog zahlreiche deutsche Besucher an, die sich dort recht erhaben fühlten. Dafür sorgte laut Fuhrmann schon die Lage an einem »fast senkrecht zur Crna hin abfallenden Hang, von wo aus man das Tal, die weitläufigen Felder, ferner die Symbole von Antike und Moderne, die Ruinen des byzantinischen Stobi und die Bahnstrecke beim Vardar, übersah«, eine Lage, die »einem das Gefühl geben [konnte], man habe das Land, das in der antiken Tradition stand und sich erst vor kurzem der Moderne geöffnet hatte, erfolgreich kolonial in Besitz genommen.« (Fuhrmann 2006: 70) So taufte der ›Alldeutsche‹ Wilhelm Groos, der sich 1905 in Palikura aufhielt und in den ›Alldeutschen Blättern‹ davon berichtete, die höchste Erhebung auf dem Gutsgelände ›Kaiser-Wilhelm-Berg‹, erkannte in einheimischen Würdenträgern ›Kolonialsubjekte[...]‹, diagnostizierte angesichts der zahlreichen einheimischen Angestellten eine ›deutsche Herrenstellung‹ und empfahl Palikura als ›Anlaufpunkt für eine weitere Kolonisierung der Region durch deutsche Landwirte und deutschen Bergbau‹ (Fuhrmann 2006: 70-71). Max Brunau, der als ehemaliger deutscher Pfarrer in Saloniki nach dem Ersten Weltkrieg Zeugnis über das ›Deutschtum Mazedoniens‹ ablegte, beschreibt Palikura als ›einen Großgrundbesitz [...], der nicht nur für deutsche, sondern auch für Balkanverhältnisse sehr ansehnlich war und oft den Neid und die Mißgunst seiner türkischen, nach ihrem alten Schlendrian wirtschaftenden Nachbarn erregte‹ (Brunau 1925: 21). Zeisset sei ›als Musterwirt in ganz Mazedonien bekannt‹ gewesen: »Die türkischen Beys sahen mit Staunen, was er aus dem Boden gewann, ahmten ihn aber wenig nach, obgleich er Jahre hindurch bemüht war, landwirtschaftliche Maschinen, mit denen er selber arbeitete, mehrscharige Pflüge, Mähmaschinen, Binder, Dreschsätze, auch unter seinen Nachbarn in Aufnahme zu bringen.‹ (Brunau 1925: 21-22)

Der liberale Reichstagsabgeordnete, Diplomat und Schriftsteller Albin Kutschbach blickt in seinen Erinnerungen an *50 Jahre auf dem Balkan* mit Wehmut auf seine Besuche auf dem ›größerer Gute Palikura, das den Umfang eines kleineren Fürstentums hatte‹, zurück, wo er sich ›stets an der deutschen Art erfreut [habe], mit der dort gewirtschaftet wurde‹ (›deutsche Art‹ heißt hier ›Fleiß und eine mustergültige Bewirtschaftung‹): ›Jetzt ist das alles dahin, denn die großen Kämpfe während der beiden Balkankriege, namentlich aber die des Weltkrieges, die sich auf diesem Gebiete abspielten, haben eine völlige Zerstörung des mit so vielem Fleiß, großer Ausdauer und unter hohen Kosten Aufgebauten herbeigeführt.‹ (Kutschbach 1929: 291)

Nicht nur die Ansiedlung deutscher Landwirte, auch andere koloniale Aktivitäten in Mazedonien erlitten durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg einen empfindlichen Dämpfer, nachdem ihnen die deutsche Besatzung Nordmazedoniens zunächst noch einmal Auftrieb verschafft hatte. Diese kolonialen Aktivitäten waren vielfältig, standen teilweise in Konkurrenz zueinander, waren mal auf einer Linie mit der offiziellen deutschen Politik und mal nicht. Protestantische Missionsbestrebungen, die ›Stärkung des Deutschtums im Ausland‹, Einflussnahme durch

Handelsbeziehungen, eine *mission civilisatrice* als Mittel wirtschaftlicher und politischer Interessenswahrung, eine *pénétration pacifique* des Osmanischen Reichs unter Zuhilfenahme von Kanonenbootpolitik – es ist ein breites Spektrum, das sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Hinblick auf Mazedonien bietet. Ausführlich analysiert wurde es bereits von Fuhrmann (2006), so dass hier nicht detaillierter darauf eingegangen wird. Im Vordergrund stehen sollen vielmehr die hinter den Aktivitäten stehenden Ansichten über Mazedonien und seine einheimische Bevölkerung, die sich in Texten von der Kolonialbewegung nahestehenden Autoren äußern und als ungleich langlebiger erweisen als die Aktivitäten selbst. Zwar gab es, so Fuhrmann, trotz an sich guter Bedingungen »so gut wie gar keine publizistischen Appelle zur deutschen Besiedlung Makedoniens« (Fuhrmann 2006: 65), die Propaganda habe sich eher auf Kleinasiens gerichtet. Als Beispiel nennt Fuhrmann Hugo Grothe. Dieser »herausragende Aktivist der Orientkolonisation« (Fuhrmann 2006: 214) zeigt tatsächlich zwar durchaus ›gaiaerotisches‹ Verlangen nach mazedonischem Boden und streicht die deutsche Rolle bei der eisenbahnbaulichen Erschließung des Landes heraus, empfiehlt Mazedonien aber eher für einen touristischen Besuch, nicht zur Besiedlung. »Auch wenn er die Monastir-Bahn mit der Bagdadbahn verglich, projizierte er seine Hoffnungen auf Siedlungen auf letztere.« (Fuhrmann 2006: 66) Auch seine Phantasie eines neuerlichen Alexanderzugs weist nach Osten (vgl. Kapitel 3.1). Es lassen sich aber doch prägnante, aussagekräftige Beispiele anführen, in denen einer deutschen Kolonisierung Mazedoniens das Wort geredet wird, so die 1894 publizierte Reisebeschreibung *Ein Ausflug nach Macedonien. Besuch der deutschen Eisenbahn von Salonik nach Monastir* des Freiherrn Colmar von der Goltz oder »Goltz-Pascha«, der als Leiter der deutschen Mission zur Reformierung des Osmanischen Heeres zu Berühmtheit gelangte, und insbesondere die autobiographisch gefärbte Studie *Das Deutschtum in Mazedonien*, 1925 vom ehemaligen Pfarrer der deutschen Saloniker Gemeinde Max Brunau veröffentlicht.

Von der Goltz führt in seinem Vorwort zwei Gründe an, die ihn motivierten, dem »halbvergessenen Lande, dem eine große und vielleicht nahe Zukunft bevorsteht«, einen Besuch abzustatten. Zunächst einen historischen: »Welches Soldatenherz sollte sich nicht mächtig angezogen fühlen, bei dem Gedanken, durch die Gefilde Mazedoniens streifen zu können und einmal an der Stätte zu stehen, wo Alexander, der größte aller Feldherrn, die je gelebt, das Licht der Welt erblickte.« (Goltz 1894: o.S.) Doch ausschlaggebend waren offenbar deutsche Aktivitäten in der Region, die es von der Goltz geraten erscheinen ließen, den »Ausflug« zu unternehmen:

»Ein besonderer Anziehungspunkt war für mich die im Entstehen begriffene Eisenbahn von Salonik nach Monastir, welche das Herz Mazedoniens dem Weltverkehr demnächst wieder eröffnen soll. Sie ist das Werk einer deutschen Gesellschaft, und die oberste Leitung des Bau's liegt gleichfalls in deutscher Hand. Deut-

sche haben in der Entwicklung des orientalischen Eisenbannetzes [sic!] eine hervorragende Stellung errungen, und es schien mir eine patriotische Pflicht, den Landsleuten in der Heimath davon zu berichten, wenn auch die Sache selbst abseits meines eigenen Berufes und Wirkungskreises liegt.« (Goltz 1894: o.S.)

In seiner Darstellung Mazedoniens neigt von der Goltz nicht zur Exotisierung. Im Gegenteil, immer wieder zieht er Parallelen zwischen Deutschland und dem bereisten Land. Diese findet er in der Geschichte, etwa wenn er Alexander den Großen mit dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vergleicht (Goltz 1894: 62) oder das antike Makedonien wenige Jahrzehnte nach Alexanders Tod mit Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (Goltz 1894: 65). Er findet sie aber auch in der Gegenwart. So erinnert ihn die von Großgrundbesitz geprägte Landschaft der fruchtbaren Ebenen immer wieder an die »nordische Heimath« (Goltz 1894: 93). Wie etwas früher Hahn (1868) diagnostiziert er dabei eine ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹. Insbesondere in Hinblick auf städtische Siedlungen und Infrastruktur vergleicht er Mazedonien nicht mit dem gegenwärtigen Deutschland, sondern dem Ostpreußen seiner Kindheit. Über Monastir [heute Bitola in der Republik Mazedonien] führt er aus:

»Sehr wohl kann es den Vergleich mit mancher europäischen Stadt aushalten. Freilich urtheilen die heutigen Besucher aus dem Abendlande meist abfällig nicht nur über diese, sondern über alle orientalischen Städte, härter noch die jungen türkischen Bey's, die ihre Erziehung in Europa genossen, und deren Ideal die Boulevards von Paris sind. Aber wir vergessen bei den reißenden Fortschritten, die das Abendland seit 30 Jahren gemacht hat, nur zu leicht, wie es vordem bei uns aussah. Bei dem Besuch der türkischen Provinzialstädte, zumal aus der europäischen Seite, wie vor Jahren in Adrianopel, heute in Monastir, tauchten mir deutlich Bilder aus der Kindheit in der ostpreußischen Heimath auf. Die langen, langsamen Wagenfahrten auf grundlosen Wegen, bis endlich die alte Karosse über holpriges Pflaster in das düstere Stadthor hineinwackelte, der große, noch ungepflasterte Marktplatz mit den Resten von Heu und Stroh, allem Kehricht des letzten Markttages, einem Dümpling in der Mitte, wo Enten und Gänse ihr Wesen trieben, die krummen Gäßchen mit niedrigen, einstöckigen Häusern zu beiden Seiten, Gartenzäune dazwischen, endlich die Einfahrt zum Gasthofe zu den drei Kronen oder zum Schwan oder Adler, der weite Hof, umstanden von windschiefen Stallungen, vollgepropft von ausgespannten Bauernwagen, die abgetretene Treppe und die großen, düsteren Gastzimmer mit grünen Rouleaux an den Fenstern und einer darauf gedruckten Schweizerlandschaft. Heut' ist das Alles verschwunden; aber erinnert man sich dessen, so fällt der Vergleich für den Orient keineswegs ungünstig aus.« (Goltz 1894: 96-97)

Beim Aufbruch aus Monastir versetzt ihn die Reise über Land sprichwörtlich ein knappes halbes Jahrhundert zurück. Die Reisegeschwindigkeit, das Rütteln und Schütteln der Kutsche, der Ausblick aus dem Fenster, alles gerät zur sentimental Reminiszenz an die Vergangenheit:

»Am andern Morgen um vier Uhr rasselten, wackelten und ächzten unsere alten Karossen zur Stadt hinaus, durch die aus dem Schlummer erwachende Ebene. Wie ich zum Wagenfenster hinaussah auf die nebligen bethauten Wiesen und Getreidefelder, und ein Chausseebaum nach dem andern rechts und links vorübertau-melte, träumte ich mich unwillkürlich in die ferne Heimath vor 40 Jahren zurück, wenn die Sommerferien zu Ende waren und wir Kinder in die alte Kutsche gepackt, fast ebenso langsam wie hier mit schwerem Herzen die Chaussee entlang rollten, dem Städtchen und der Schule entgegen.« (Goltz 1894: 99)

Auf diese Weise konstruiert Goltz, so Fuhrmann, eine »ahistorische, durch die Natur hervorgerufene und von vagen ›inneren‹ Werten abgeleitete Wesensverwandtschaft zwischen diesem Land und Deutschland und stellt das Osmanische Reich als speziell deutsche Heimat dar.« (Fuhrmann 2006: 158) Mag auch diese Konklusion vielleicht etwas weit gehen, so steht doch außer Zweifel, dass von der Goltz starke Ähnlichkeiten zwischen dem mazedonischen Teil des Osmanischen Reichs und Deutschland bzw. Ostpreußen sieht. Allerdings findet auch eine deutliche Wertung statt. In »Macedonien« herrscht laut von der Goltz durchweg eine »geringere Sorgfalt in der Bodenkultur« (Goltz 1894: 78) vor, die »Bearbeitung der Aecker ist immerhin noch eine primitive, die Düngung weder systematisch, noch überhaupt genügend« (Goltz 1894: 139) – abgesehen vom Besitz deutscher Kolonisten. Hinsichtlich der kolonialen Heterotopie Palikura etwa heißt es: »Die sorgfältigere Bestellung der Felder lässt uns die kundigere Hand nicht einheimischer Arbeiter erkennen.« (Goltz 1894: 122) Und so empfiehlt von der Goltz denn auch die Ansiedlung ausländischer, insbesondere deutscher Landwirte, um das Potenzial des Landes besser auszunutzen. Auch den Städten tut deutscher Einfluss aus seiner Sicht offensichtlich gut. Denn nicht alle erscheinen in der Schilderung so positiv wie Monastir. Üsküb [heute Skopje in der Republik Mazedonien] macht zwar, »wie die meisten türkischen Städte, von fern gesehen einen hübschen Eindruck«, aus der Nähe sieht es aber anders aus:

»In Wirklichkeit hat sich nur um den Bahnhof herum ein freundliches europäisches Viertel gruppirt, das auch seinen guten Gasthof besitzt, während wir im Uebrigen eine ächt albanesische Stadt vor uns haben, mit holprigen Straßen, krummen und schiefen, meist offenen, Werkstätten und Verkaufsläden, endlich vereinzelten größeren Häusern dazwischen.« (Goltz 1894: 123-124)

Eine »ächt albanesische Stadt« hat offenbar auch keine Ähnlichkeit mehr mit einer ostpreußischen Stadt der Vergangenheit. Und doch verweisen das europäische

Viertel und die Anwesenheit von »deutschen Familien der Eisenbahnverwaltung« und »mehreren türkischen Offizieren, welche in Deutschland gedient hatten, jetzt aber hier als Instructeure wirkten«, mit denen von der Goltz seinen Aufenthalt in der Stadt »auf das Angenehmste« verbringt (Goltz 1894: 124), darauf, dass eine ›positive‹ Entwicklung unter entsprechendem Einfluss möglich wäre. Leitbild der *mission civilisatrice*, die von der Goltz propagiert, ist die europäische Moderne. Allerdings nicht diejenige Moderne, die mazedonische Basare mit den »billigen Erzeugnissen europäischer Industrie, welche die hübschen einheimischen Arbeiten mehr und mehr verdrängen« (Goltz 1894: 96), überschwemmt. Von der Goltz orientiert sich vielmehr an der »ostelbischen, konservativ abgefederten Minimalmoderne, der die traditionelle militärische Elite entstammte« (Fuhrmann 2006: 159): Ein Ideal, das laut Fuhrmann »zum meist nicht hinterfragten deutschen Modernisierungsmodell für das Osmanische Reich werden sollte« (Fuhrmann 2006: 159).

Eine andere Perspektive als von der Goltz nimmt Max Brunau ein. Als er 1925 sein Werk über *Das Deutschtum in Mazedonien* veröffentlicht, existiert das Osmanische Reich nicht mehr, Mazedonien ist zwischen den Balkanstaaten Griechenland, Jugoslawien und Bulgarien aufgeteilt, und die ehemals prosperierende deutsche Kolonie in Saloniki und der mazedonischen Provinz hat deutlich unter den Umbrüchen gelitten. Es ist ein wehmütiger Tonfall, in dem der frühere Pfarrer der deutschen Gemeinde davon berichtet, wie privilegiert die deutschen ›Expats‹ in Mazedonien einst leben konnten:

»Die Deutschen in Salonik und in Mazedonien lebten bis zum Kriege in durchaus auskömmlichen Verhältnissen. Bis zu den Balkankriegen herrschte im Lande eine Billigkeit der Lebensmittel, die einem heute märchenhaft erscheint, so daß auch die niederen Bahnbeamten und -handwerker ihr gutes Auskommen hatten, meist sogar Besitzer von Grund und Boden und Häusern geworden waren. [...] Die gesellschaftliche Stellung war von jeher eine durchaus angesehene. Als Franken, durch die Kapitulationen vor allen Willkürakten und Uebergriffen türkischer Polizei oder Behörden geschützt, allein unter der Gerichtsbarkeit des deutschen oder österreichischen Konsulats stehend, nahmen sie den Landeseinwohnern gegenüber eine Herrenstellung ein. Den deutschen Familien auf dem Lande und in den Provinzstädten wurde nie ein Haar gekrümmt, und man konnte sicher zu Pferde durch das Land reisen. Man hat in Deutschland zumeist falsche Vorstellungen von der Unsicherheit und von den Kämpfen und dem Blutvergießen, das in Mazedonien herrschte, gehabt. In den Straßen Saloniks war man sicher zur Tages- und Nachtzeit wie nur in einem geordneten Staat Europas. Es wurde allerdings im Lande ja fast immer gekämpft. Aber diese Kämpfe bulgarischer oder griechischer Komitadschis mit türkischem Militär waren nichts, was den Landesfremden, den Franken, der den Gegensätzen neutral gegenüberstand, irgendwie gefährdete. Gewiß ereigneten sich politische Morde, und auch in den Straßen der Stadt hätte eine ver-

irre Kugel wohl einmal einen Europäer aus Zufall treffen können. Aber daran war man gewöhnt und regte sich darüber nicht auf.« (Brunau 1925: 27)

Der Aufstand von 1903, zu dessen Beginn eine Reihe von Bombenattentaten die Stadt erschütterten und auch den Deutschen Club und die Deutsche Schule trafen (die dramatische Schilderung dieser Ereignisse durch den Schuldirektor Sigmund gibt Brunau 1925: 29-30 wieder), sorgte in Brunaus Lesart nur vorübergehend für Unruhe. Auch Epidemien, etwa der Cholera, können den zivilisatorisch höherstehenden Deutschen nichts anhaben: »Den Europäer, der etwas auf Sauberkeit, zumal der Hände, hielt und mit dem Genuß rohen Obstes vorsichtig war, regte das Wüten der Seuche in der Stadt wenig auf.« (Brunau 1925: 33) Selbst die Balkankriege beeinträchtigen die Stellung der Deutschen auch im Hinterland kaum, denn noch »war das Ansehen des Europäers so groß, daß kein Balkansoldat es wagte, in ihrem Hause zu plündern oder auch nur ungezogen aufzutreten« (Brunau 1925: 34). Erst mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg ist die »Herrenstellung« der Deutschen in Mazedonien vorbei. Als »Zukunftsland für deutsche Auswanderer« (Brunau 1925: 90) sieht Brunau es nicht mehr, er rät sogar explizit von einer Ansiedlung dort ab, falls man nicht von Vornherein über eine feste Stelle verfüge. Und dennoch hat der Erste Weltkrieg in Brunaus Inszenierung eine noch stärkere ideologische Grundlage für deutsche Ansprüche auf die Region geschaffen als die von Eisenbahnbeamten und -ingenieuren begründete Kolonie der Vorkriegszeit.¹ Zum einen durch die an der ›mazedonischen Front‹ Gefallenen, die nun in großer Zahl dort begraben liegen: »Das Deutschtum Mazedoniens, das dort unter der Erde ruht, ist viel zahlreicher als das, das jemals vorher dort gelebt hat.« (Brunau 1925: 50) Zum zweiten durch die Strapazen, denen die Soldaten im Kampf um Mazedonien ausgesetzt waren: »Unvergessen werden bleiben die Kämpfe an der Cerna und im Moglenagebiet. Unsägliches haben unsere Soldaten gelitten in der Gluthitze des Sommers, der für die nicht daran gewöhnnten Nordländer furchtbar ist.« (Brunau 1925: 50) Und drittens durch die infrastrukturellen Leistungen, die von den Deutschen erbracht wurden, während die nachfolgenden Landesherren, so Brunau, nicht in der Lage seien, das Erbe zu bewahren und weiterzuführen:

»Bleibendes hat der Deutsche im Kriege dort geschaffen in der Erschließung des Landes durch den Bau von Bahnen und Chausseen. Eine mächtige Heeresstraße ist

1 Ein Echo dieser Kolonie findet sich in Helene Böhlaus 1904 erschienener Erzählung »Muttersehnsucht«. Die in einer freudlosen Ehe gefangene Hauptfigur Maria wird von einem Jugendfreund besucht, der in der »weite[n] Welt [...] sein Glück gemacht« und in »Mazedonien [...] seinen Platz als Ingenieur« gefunden hat. Dass dieser Gast Marias Gefühlsleben aufwühlt, sie sich ihm schließlich hingibt »wie eine welfremde Göttin, die von Menschengesetz und Satzung nie etwas gehört« hat und ein Kind empfängt, entspricht zugleich dem damals im deutschsprachigen Diskurs vorherrschenden Bild von Mazedonien als zwar fruchtbarem Land, das aber von Gesetzmöglichkeit und Chaos geprägt ist (vgl. Kapitel 3.1).

längs des Vardar gebaut. Eine Bahnlinie verbindet, über den Babunapass und Prilep, Monastir und Gradsko, das, einst eine unbedeutende Station, ein Bahnhofsknotenpunkt geworden ist, von wo Zweig- und Feldbahnen an die Front gingen. Noch 1921 lag ungeordnet dort das ganze Eisenbahnmaterial, Schienen und Schwellen, Wagen, Lokomotiven und Lowrys, wie die Deutschen beim Rückzug das alles zurückgelassen hatten. Die Heeresstraße am Vardar führt auch durch das Felsentor Demir Kapu, wo durch einen schmalen Tunnel die Bahn nach Süden geht. Hier wurde nun für die Heeresstraße ein zweiter Tunnel gebohrt, und über die Öffnung an der Nordseite meißelten deutsche Soldaten die Inschrift: Kaiser Wilhelm II. baute diese Straße. Hernach hat zwar der französische General d'Esperey noch die Worte hinzufügen lassen: Und der General d'Esperey hat die Deutschen besiegt und aus dem Lande vertrieben. Aber trotzdem, unvergessen wird nicht nur bleiben, was deutsche Tapferkeit in Mazedonien geleistet, sondern auch, was deutsche Arbeit dort geschaffen hat.« (Brunau 1925: 50)

In dieser Konstruktion eines deutschen Anspruchs auf Mazedonien, der aus dem Einsatz als Bündnispartner Bulgariens an der »mazedonischen Front« resultierte, entspricht Brunau der Darstellung von Autoren soldatischer Erinnerungswerke (vgl. Kapitel 4.3) und nationalistischer Kriegsromane der Zwischenkriegszeit (vgl. Kapitel 5.1).

4.2 Die Arbeit der »Mazedonischen Landeskundlichen Kommission (Malako)«

»Am 7. Mai 1917 schrieb mir Geheimrat Penck in Berlin: «Die Okkupation von Mazedonien durch deutsche Truppen soll benutzt werden, um möglichst viel Material zur Kenntnis des Landes zu gewinnen. Es gelang mir, durch ein Throngesuch den Kaiser dafür zu interessieren, und Seine Majestät haben 50 000 Mark bewilligt. Es sollen nun Gelehrte hinuntergeschickt werden, um das Land zu erforschen. Darunter habe ich auch Sie genannt, der Sie meines Erachtens nicht nur die beste, sondern auch die einzige Persönlichkeit sind, welche objektives Licht breiten könnte über das bunte Völkerbild.« Dies war die Veranlassung, mich an den Arbeiten der »makedonischen Landeskommision« zu beteiligen.« (Weigand 1924: III)

Mit diesen Worten lässt der Romanist und Bulgarist Gustav Weigand – in aller Bescheidenheit – das Vorwort zu seinem 1924 im Leipziger Verlag Friedrich Brandstetter erschienenen Werk *Ethnographie von Makedonien. Geschichtlich-nationaler, sprachlich-statistischer Teil* beginnen. Er beschreibt weiter, wie er im Auftrag des preußischen Kulturministeriums ins deutsche Hauptquartier in Niš reiste, um mit der Heeresleitung sowie dem bulgarischen Bündnispartner über Ausstattung und Arbeitsweise der Kommission zu verhandeln. Letztlich wurden »von bulgarischer

Seite sechs Herren zur Mitarbeit bestimmt, während von deutscher Seite etwa dreißig Gelehrte teilnahmen, die Archäologie, Botanik, Ethnographie, Geographie, Geologie usw. zu bearbeiten hatten« (Weigand 1924: III).² Sie trugen laut Weigand eine spezielle Uniform und wurden in der Ausführung ihrer Forschungsarbeiten von den Etappenbehörden in jeder Weise unterstützt. Weigand selbst allerdings begab sich nicht auf eine Forschungsreise im besetzten Gebiet, da er »ein reiches Material besaß«, das er auf »sechs verschiedenen Reisen im Balkan gesammelt« und nur teilweise veröffentlicht hatte (Weigand 1924: III).

Die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse gestaltete sich für die Mitglieder der »Malako« indes schwieriger als gedacht. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem politischen Umsturz in Deutschland standen die ursprünglich dafür vorgesehenen Gelder nicht mehr zur Verfügung. Letztlich resultierten daher nur wenige Buchpublikationen aus der Arbeit der Kommission: neben Weigands *Ethnographie von Makedonien* vor allem noch *Mazedonien. Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers im Gefolge des deutschen Heeres* des Zoologen Franz Doflein, erschienen bereits 1921 im Verlag von Gustav Fischer in Jena, und *Makedonien. Landschafts- und Kulturbilder* des Geographen Leonhard Schultze Jena, erschienen 1927 in demselben Verlag. Nicht zur Veröffentlichung gelangte etwa die von Weigand angekündigte »Herausgabe eines speziell ethnographischen Werkes« (Weigand 1924: III) durch den Direktor des Hamburger Museums für Völkerkunde Georg Thilenius. Dort wurde 1919 immerhin eine dreimonatige Sonderausstellung zur »Makedonischen Volkskunde« gezeigt, zu welcher der »Hamburger Correspondent« vermerkte, die Entstehungsgeschichte der Sammlung gehe zurück auf die »unermüdliche, schwierige wissenschaftliche Arbeit der von der deutschen Heeresgruppe in Makedonien 1917 berufenen ‚Makedonischen Landeskundlichen Kommission‘, die aus deutschen und bulgarischen Gelehrten besteht, und deren Aufgabe die Erforschung des bisher fast unzugänglichen Gebietes ist.« (Zitiert nach Laukötter 2015: 234) Die von Schultze Jena noch 1927 angekündigten weiteren Publikationen aus »Völkerkunde, Sprachwissenschaft, Kunstgeschichte, Zoologie und Botanik« (Schultze Jena 1927: VI) blieben offensichtlich auch nur ein Desiderat.

Die veröffentlichten Werke entsprechen in vielerlei Hinsicht den Mazedonien-Berichten des 19. Jahrhunderts. Gleichgeblieben ist etwa der Anspruch, eine bisherige *terra incognita* in Europa bekannt zu machen, wenn auch nun verbunden mit dem als Verpflichtung empfundenen Wunsch, die Leistungen der deutschen Ar-

² Zusammenfassende Informationen über die von ihm so genannte »Mazedonische Landeskundliche Kommission (abgekürzt Malako)« bietet der Geograph Fritz Klute in einem 1921 auf dem XX. Deutschen Geographentag in Leipzig gehaltenen Vortrag über »Landeskundliche Arbeiten in Mazedonien« (Klute 1922). Weigand kommt in diesen Ausführungen interesseranterweise nicht vor.

mee in diesem Land zu würdigen und weitere Tätigkeitsfelder zu erschließen, wie es Doflein zusammenfasst:

»Ein Buch, wie das vorliegende, soll mit seinem vorläufigen Ergebnis ein Zeugnis davon ablegen, wie in dem zerstörenden Krieg aufbauende Arbeit mit Hilfe der Armee geleistet wurde. Es soll ein bisher unbekanntes Land, einen weißen Fleck auf der Karte Europas dem Verständnis unseres Volkes näher führen und zeigen, was dort für alle Zweige unseres Wissens und unserer Kultur noch zu suchen ist.« (Doflein 1921: 579)

Ergeht sich Weigand (1924) ganz in der Art eines Müller (1844) in ausführlichen Schilderungen des angeblichen jeweiligen ›Nationalcharakters‹ der in Mazedonien siedelnden Ethnien – mit dem Unterschied, dass er die Slawen Mazedoniens eindeutig den Bulgaren zurechnet, während Müller sie als Serben kategorisiert hat –, so steht Doflein mit seinem bewusst subjektiv gefärbten Erlebnisbericht, in dem die wissenschaftlichen Erkenntnisse aus seinem Fachgebiet, der Zoologie, lediglich einen Teil ausmachen, ganz in der Tradition etwa eines August Grisebach (1841). Schultze Jena hingegen präsentiert seine Erkenntnisse als ›objektiven‹ Ergebnisbericht landeskundlicher Feldforschung. Nur an einzelnen Stellen scheint, wenn auch vage, das Forschersubjekt durch, etwa bei der Beschreibung eines Wohnhauses in Konjsko:

»Die langen Winterabende erhellt das Holzfeuer in der viereckigen Herdaushöhlung des Lehmbodens; sein scharfer Rauch wirbelt ins Dachgebälk, beizt es glänzend schwarz und bewegt die staubigen Spinneweben, die allenthalben zwischen den verrußten Ziegeln hängen. Ist das Herdfeuer verglommen, wird der Kienspan auf den eisernen Leuchter-Dreifuß gesteckt; in seinem Flackern tanzen die Riesenschatten der Umsitzenden an den Wänden auf und ab. Wenn auch er verlöscht ist, legen wir uns auf die Decke am Boden und preisen die Weisheit dieser niedrigen Ruhestatt, die das tränende Auge dem aufstrebenden Qualm entrückt.« (Schultze Jena 1927: 79)

Wer das erzählende ›Wir‹ ist, bleibt unklar, während Dofleins Aufzeichnungen zu entnehmen ist, dass er in Konjsko mit Schultze Jena zusammengetroffen sei und bei ›einer guten Flasche Burgunder‹ (Doflein 1921: 104) in gemeinsamen Erinnerungen geschwelgt habe. Obenstehendes Zitat macht allerdings deutlich, dass Schultze Jenas Darstellung keineswegs auch nur annähernd ›objektiv‹, sondern stark wertend ist. Noch expliziter wird dies an zahlreichen weiteren Stellen seines Textes. So beschreibt er die Feldbearbeitung und Gestaltung von Bewässerungskanälen als ›kunstlos‹, sie geschehe mit ›einfachsten Mitteln‹ und ›auf einfachste Art‹, es handle sich um Gräben, ›die jedes Kind graben kann‹ (Schultze Jena 1927: 93). Die mazedonische Bevölkerung wird mit exotischen ›Naturvölkern‹ gleichge-

setzt – bezeichnenderweise aus Kolonialgebieten des Deutschen Reiches³ –, zugleich zu ›edlen Wilden‹ von hohem Anstand stilisiert und drittens – ähnlich wie bei Hahn (1868) – in einer ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ mit der mittelalterlichen Bevölkerung Deutschlands verglichen:

»Eine solche Behausung ist nicht viel mehr als ein Schutz gegen Wind und Wetter; nichts verrät, daß hier über die rohen Bedürfnisse des Alltags hinaus auch nur das Geringste gedacht und gefühlt würde. Dann aber überrascht den Fremdling, der hier eintritt, ein Anstand, besonders der Frauen, fein in Wort und Gebärde, den wir aus keiner deutschen Bauernstube kennen. Ein seltsames Gemisch von Naturvolkswesen und von Resten hoher Kultur begegnet uns auch im materiellen Kleinbesitz der makedonischen Gebirgsbauern: Am Gebälk hölzerne Aufhängehaken, so plump geschnitten, wie man sie in Neuguinea nur von den Hinterwäldlern des Inneren kennt, hier Flaschenkürbis-Gefäße im Negerstil, dort Tonkrüge in der klassischen Form der Amphora. Wie lebendiges Mittelalter unserer eigenen Vergangenheit muten andererseits die Bilder von Himmel und Hölle an, mit denen sie noch heute die Wände ihrer Kirchen bemalen: wie die Sünder im Feuer schmoren oder der Teufel schon auf dieser Erde dem Frommen leibhaftig in die Schüssel pißt.« (Schultze Jena 1927: 81)

Trotz der Überhöhung des »Anstandes« wird deutlich, dass Schultze Jena die Bevölkerung Mazedoniens im Verhältnis zum deutschen Beobachter – und der anderen Vertreter der Armee, der er angehört – als unterentwickelt ansieht. Ähnlich verfährt er, wenn er einerseits den Mythos der »Komitadschi« als mit den »makedonischen Bergen [...] wie Rotbart mit dem Kyffhäuser oder die Loreley mit dem Rhein verwachsen« bezeichnet und zugleich in einer Distanzierung von der Heroisierung des ›mazedonischen Freiheitskämpfers‹ im deutschsprachigen Diskurs der 1920er Jahre konstatiert: »Auf einem anderen Blatt der Geschichte Makedoniens stehen die Morde, Schändungen und Plünderungen, die unter dem Deckmantel des Freiheitskampfes abenteuernde Banden von Christen gegen Christen verübt haben.« (Schultze Jena 1927: 52)

Dass der abwertende Blick auf die Einheimischen und auch den bulgarischen Bundesgenossen im deutschen Heer sehr verbreitet war, bezeugt Doflein und grenzt sich zugleich von dieser »unberechtigten Überhebung« ab:

»Wer Gelegenheit hatte, in Kreise und Individuen aus einem Volk, wie die Bulgaren, etwas tiefere Einblicke zu tun, der ist verpflichtet, seine Erfahrungen der All-

³ Tatsächlich hatte Schultze Jena zuvor Erfahrungen in Kolonien des Deutschen Reiches gesammelt. Während des Krieges der deutschen Kolonialmacht in ›Deutsch-Südwestafrika‹ gegen die Herero befand er sich auf einer Forschungsexpedition vor Ort und nutzte u.a. die Gelegenheit, gefallenen Hereros zu Forschungszwecken Organe zu entnehmen sowie an gefangenen ›Hottentotten‹ Lebendstudien zu betreiben (vgl. Gräbel 2015: 168).

gemeinheit zugänglich zu machen, um uns für die Zukunft vor so verderblichen Vorurteilen zu bewahren, wie sie während des Weltkrieges zu unserem Schaden viele Deutsche beherrschten. Mit wie wenig Takt und Verständnis traten unsere Landsleute in den meisten Fällen unseren Bundesgenossen gegenüber. Wie oft war ich peinlich berührt von der unberechtigten Überhebung, mit der unsere Soldaten auf die armen, dummen Bulgaren herabsahen, von der Art, mit der unsere Offiziere von ihren bulgarischen Kameraden sprachen.« (Doflein 1921: 270)

Doch schon dass es eben »arme[], dumme[] Bulgaren« sind, die er hier in Schutz nimmt, zeigt, dass auch er letztlich die gleiche Perspektive einnimmt. Und so stellt auch Doflein immer wieder Vergleiche an, die das empfundene – oder schlicht im zeitgenössischen Diskurs vorausgesetzte – Gefälle deutlich machen. Beobachtet er in Prilep und am Ohridsee blonde und blauäugige Kinder, betont er, dass allerdings keine Verwechslung mit deutschen Kindern möglich sei, »denn so verlumpte, verschmutzte, verwahrloste Kinder gab es in Deutschland nirgends« (Doflein 1921: 272). Konstatiert er, dass der »Mangel an Sauberkeit und die Vernachlässigung der Kleidung« bei bulgarischen Soldaten »offenbar eine Folge des langen Kriegs« sei und attestiert er auch »unseren Soldaten [...] in Mazedonien mit der Zeit eine starke Nachlässigkeit«, so setzt er doch hinzu: »Allerdings so verlumpt, zerrissen und verschmutzt wie manche bulgarischen Regimenter war nie eine deutsche Truppe.« (Doflein 1921: 277-278) Gestehst er zu, dass die deutschen Soldaten etwa in der »Ausnützung der Schluchtbäche, der Nebenflüsse des Wardar und dieses Flusses selber [...] viel von den Bulgaren gelernt [haben], welche auf diesem Gebiet ausgezeichnete Fachleute sind« (Doflein 1921: 29-30), wird an anderer Stelle doch deutlich gemacht, wer von wem mehr zu lernen habe: »Geradezu rührend ist die Lernbegier der Bulgaren. Wo sie konnten, suchten Soldaten und Offiziere von uns Deutschen zu lernen. Nicht nur die Sprache, sondern in jedem Gebiet; Handwerker wie Ärzte, Beamte und Offiziere wie Studenten sahen zu unserer höheren Kultur auf, und suchten vom Zusammenleben mit den Deutschen zu profitieren, so viel sie nur konnten.« (Doflein 1921: 278)

Doch nicht nur die Lehrerrolle schreibt Doflein den Deutschen zu. Aus der Position der kulturellen Überlegenheit heraus, so zeigen es seine Ausführungen, lässt es sich trefflich richten, und zwar selbst über Attraktivität oder Unattraktivität der Einheimischen. Slawischen Mazedoniern spricht er pauschal beinahe jegliche äußere Anziehungskraft ab: »Weder Frauen noch Männer haben schöne Gestalten oder Gesichter, wenn auch jugendliche Vertreter beider Geschlechter eines gewissen Reizes nicht entbehren. Noch dazu verdirbt die Tracht die Gestalt ganz außerordentlich. [...] Schlankheit und Beweglichkeit der Frau scheint nicht dem Schönheitsideal dieser slavischen Bauern zu entsprechen.« (Doflein 1921: 246)

Als Gegenpol zur slawischen Frau, die »mit ihren kurzen Beinen einen plumpen, watschelnden Gang« (Doflein 1921: 246) habe, wird die »jugendliche Zigeune-

rin« inszeniert. Denn sind die »Zigeuner« per se auch »ein schmutziges Gesindel« (Doflein 1921: 250) und ihre alten Frauen »scheußliche Vetteln, die so aussahen, wie wir uns als Kinder Hexen vorgestellt haben« (Doflein 1921: 251),⁴ so kommt in Dofleins Schilderung der »schönen Zigeunerin« ein weitverbreitetes Stereotyp zum Tragen,⁵ das zugleich mit sexualisierten Orientphantasien des 19. Jahrhunderts korrespondiert:

»Geschlechtskrankheiten sind unter den Zigeunern sehr verbreitet und so unwahrscheinlich es klingt, nicht wenige unserer Soldaten, ja Offiziere haben sich in diesem Viertel böse Infektionen geholt. Kam man öfter durch das Viertel, so konnte man die Anziehungskraft der Zigeunerinnen besser begreifen. Eine jugendliche Zigeunerin hat meist eine entzückende Haltung und einen schönen, schwebenden Gang. Sie stachen ganz außerordentlich durch ihre natürliche Grazie von den plumpen schwerfälligen Mazedonierinnen ab. Während ich sonst in Üsküb unter den einheimischen Mazedonierinnen keine Frau und kein junges Mädchen gesehen habe, welches ich für schön oder nur reizvoll hätte erklären können, unter den Zigeunerinnen konnte man manchmal große Schönheiten sehen, die jeden Künstler begeistert hätten mit ihren schönen Formen, den edlen Gesichtern, den graziösen Bewegungen ihrer kaum verhüllten Formen.« (Doflein 1921: 252-253)

Die Bedrohung, die hier von den »Zigeunerinnen« ausgeht, rekurriert zugleich auf das Schmutzstereotyp, das bereits u.a. bei August Grisebach (1841) und Karl May (1892) ein relevanter Bestandteil der Schilderungen der Region Mazedonien ist und insbesondere für den durch den Hygienediskurs des 19. Jahrhunderts geprägten May mittels Bakterien und Ungeziefer die Gefährdung des Helden potenziert. Auch Doflein referiert diesen Hygienediskurs, wenn er feststellt, die »Übertragung und Ausbreitung von Seuchen« sei »in Mazedonien [...] besonders schlimm durch die Vernachlässigung der Wohnungen, den Schmutz in den Häusern, in den Dörfern und Städten, durch die Primitivität in hygienischen Verhältnissen, den Mangel an reinlichen Aborten, an Wasserleitungen, an Kanalisierung usw.« (Doflein 1921: 434) und hinzufügt: »Dazu kam auf dem Balkan als besonders erschwerendes Moment die Masse des Ungeziefers in den Wohnstätten der Menschen und an ihrem eigenen Körper.« (Doflein 1921: 434)⁶ Der Naturforscher »im Gefolge des deutschen

4 Zum Motiv der »alten Zigeunerin« als »Hexe« vgl. Brittnacher 2012: 233-245.

5 Vgl. hierzu Hille 2005, insbesondere 38-58.

6 Schmutz und Ungeziefer bestimmten vor dem Hintergrund eines deutschen »Hygiene-Diskurses« auch die von »koloniale[n] Blicke[n]« geprägte soldatische Wahrnehmung der Kriegsgebiete in Osteuropa, etwa »Russisch-Polen«, als »unsaubere Gegend, in der überall Krankheiten lauerten«, so Günter Riederer in seinem Vorwort zu den Kriegstagebüchern von Harry Graf Kessler (Riederer 2008: 37-41). Vgl. zu diesem »spezifisch deutschen ›Orientalismus‹«, der den »schmutzigen« Osten als Ziel eines westlichen »Zivilisierungsauftrags« wahrnahm, auch Süßelbeck 2013: 194-196.

Heeres« beschreibt aber nicht nur, sondern nimmt den Kampf gegen die Ursachen der Krankheiten auf. Freilich scheitert er oft genug, an Umständen wie den »undicht gebauten Häusern der Mazedonier« (Doflein 1921: 435), in denen Schwefeldämpfe keinen Erfolg erzielen können, aber auch und insbesondere an der »Bürokratie der Militärverwaltung und vor allem unseres Sanitätswesens«, die ihn etwa daran hindert, mit der »damals neu erprobten Cyankalimethode« zu operieren: »Da keine Vorschriften und Paragraphen darüber existierten, durfte so etwas nicht gemacht werden.« (Doflein 1921: 435) Zugleich stellt das Ungeziefer für Doflein eine Art von einheimischer Folklore dar. Das Bewohnen eines wanzenbefallenen einheimischen Quartiers erscheint ihm ›romantischer‹ als die Einquartierung in einer eigens gebauten wanzenfreien Baracke und trägt zum interkulturellen Erleben bei.⁷

Obwohl Dofleins Mazedonienbeschreibungen durchaus affirmative Bezüge zu Karl Mays in der Region spielenden Romanen aufweisen – so etwa die Konstruktion des zivilisatorisch überlegenen ›Deutschen‹ als Lehrer und Erzieher, wenn auch deutlich weniger präpotent als bei May, oder auch die Betitelung eines Kapitels mit »Schluchten des Balkans« –, unterscheidet er sich hinsichtlich Verwendung und Interpretation des Schmutzstereotyps doch deutlich vom sächsischen Erfolgsschriftsteller. In der Regel denunziert er nicht, sondern relativiert. Die Schilderung des Aufenthalts im Haus eines älteren Albaners während eines Jagdausflugs ins Šar-Gebirge kann sogar als direkte Replik auf May gelesen werden. Doflein werden von seinem Gastgeber nämlich »Ehrenbissen« mit der Hand direkt in den Mund gereicht. Da dabei peinlichst auf Sauberkeit geachtet wird, konstatiert Doflein: »Und so wußte ich die Ehre zu schätzen, als der alte Mann einen möglichst schönen Happen Fleisch für mich herausfing und ihn mir in den Mund steckte.« (Doflein 1921: 337–338) May hingegen hatte der »Ehrenbissen« dazu gedient, einmal mehr auf drastische Weise die angeblichen hygienischen und kulturellen Missstände im ›Orient‹ zu inszenieren:

»Der Reisende braucht den Osten gar nicht um hervorragender Abenteuer willen zu besuchen; er findet Abenteuer übergenug, täglich, ja ständig. Aber was sind das für Abenteuer! [...] Die zahlreichsten derselben erlebt er im Kampf gegen die

7 »Die Zimmer waren stets reich an Ungeziefer; ein wanzenfreies Quartier galt für eine große Auszeichnung vom Quartieramt. Schließlich sah man sich hier, wie überall in Mazedonien, genötigt, wanzenfreie Soldaten- und Offiziersheime und Verpflegungsanstalten zu schaffen. Dann war man allerdings in weniger romantischer Umgebung; aber auf solche legte der Durchschnittssoldat weniger Wert. Auch unter den Offizieren zeigte sich erstaunlich wenig Anpassungsfähigkeit an Fremdes und ein Kleben an Traditionellem, welches es manchem unmöglich machte, die Vorteile und Besonderheiten des Aufenthalts im fremden Land in der richtigen Weise auszunützen.« (Doflein 1921: 131–132)

oft aller Beschreibung spöttende Unreinlichkeit der dortigen Bevölkerung. Ich habe mit einem berühmten Scheik gespeist, welcher während des Essens sich einige allzu lebhafte Tierchen aus dem Nacken holte, sie vor aller Augen zwischen den Nägeln seiner Daumen guillotinierte und dann mit den Händen, ohne sie vorher abzuwaschen, in den Pillaw fuhr und von demselben eine Kugel rollte, um sie mir als »el Lukme esch Scharaf^{*)} [^{*)} Ehrenbissen.] in den Mund zu schieben.« (May 1892c: 100)⁸

Überhaupt ist Doflein zumeist um Ausgleich bemüht. Konstatiert er einen zerstörerischen Umgang mit den Ressourcen des mazedonischen Waldes durch die Einheimischen und stellt den »deutschen Wald[]« in Gegensatz dazu (Doflein 1921: 412, vgl. auch 182-183), so vermerkt er an anderer Stelle doch, dass bulgarische und auch deutsche Soldaten »im Raubbau am Holz« (Doflein 1921: 433) wetteiferten, oder berichtet angesichts von Nussbäumen in einem Gebirgstal: »Allerdings die mächtigsten und prachtvollsten unter ihnen hatte Hauptmann Jungmann auf dem Gewissen, dessen Bataillon sie für die deutschen Gewehrfabriken gefällt hatte.« (Doflein 1921: 80) Immer wieder wird die Ausbeutung des besetzten Landes durch die Deutschen explizit gemacht, ohne die laut Doflein eine Kriegsführung schon gar nicht mehr möglich wäre. Das betrifft unter anderem die Opiumproduktion:

»Es war für unsere Kriegsführung von der größten Bedeutung, daß wir ein Opiumland in der Hand hatten. So gefährlich dies Produkt der schönen Pflanze als Gift und Genussmittel ist, so segensreich hat es sich bei Hunderttausenden von Verwundeten als Mittel zur Narkose und Schmerzlinderung erwiesen. Das Rohprodukt wird nach Deutschland geschafft und in dessen chemischen Fabriken weiterverarbeitet.« (Doflein 1921: 32)

Es betrifft aber auch den Rohstoffabbau, so ein Chrombergwerk in Radusche [heute Raduša in der Republik Mazedonien], in dem laut Doflein zur Zeit seines Besuchs 3.700 mazedonische und albanische Arbeiter beschäftigt waren (über deren »Leistungsfähigkeit, Arbeitsamkeit, Arbeitsdisziplin« sehr geklagt worden sei) und das für die deutsche Kriegswirtschaft eine entscheidende Rolle spielte:

»So lieferte denn in jener Zeit Radusche all das Chrom, welches wir zur Stahlhärtung bekamen. Es herrschte daher ein fiebiger Betrieb dort und auf der Kleinbahn. Alles Geförderte wurde sofort abtransportiert, fuhr nach Deutschland

8 Auch Dofleins Beschreibung albanischer Siedlungen im Šar-Gebirge bildet einen starken Kontrast zu Mays Schilderungen, aber auch denen von Soldaten im Ersten Weltkrieg wie Siegfried Seidel (vgl. Kapitel 4.3), wenn er ihre Schönheit hervorhebt, die ihn an Japan erinnert: »Wieder steigt mir die Erinnerung an japanische Dörfer auf, wenn ich das feine Silbergrau der Häuser so zart zu dem üppigen Grün der Bäume stimmen sehe, wenn ich die gleichmäßige Besiedelung, die guten Verhältnisse der Bauten und die reiche Pflanzenwelt überblicke. [...] Schöne, schlanke Menschen begegnen uns auf den Feldern und am Rande des Dorfes.« (Doflein 1921: 243)

und wurde dort gleich nach der Ankunft weiterverarbeitet. Man bekam hier einen Einblick in eine der vielen Nervenleitungen des Kriegsorganismus und lernte verstehen, wie außer politischen und militärischen Notwendigkeiten auch harter wirtschaftlicher Zwang die Besetzung eines Landes und das Halten einer Front unerlässlich machte.« (Doflein 1921: 323)

Selbst Nahrungsmittel wie Truthähne und Brot bzw. Mehl wandern in das »hungernde Deutschland« (Doflein 1921: 41), und dann ist es offensichtlich doch gleich, wenn das mazedonische Mehl durch Steinchen verunreinigt ist (da es in den Mühlen nicht »übermäßig sauber« zugehe) und »so manchem deutschen Soldaten und seinen Angehörigen zuhause [...] im wahrsten Sinne des Wortes die Zähne« knirschen (Doflein 1921: 135). In dem vermeintlich höher entwickelten Deutschland gibt es sonst schlichtweg nicht genug zu essen.

Doch nicht nur die Kriegswirtschaft prägt den von Doflein geschilderten Raum Mazedonien, sondern der Krieg selbst drückt der Landschaft überall seinen Stempel auf. Zerstörte Dörfer prägen das Land, Armut und Unterentwicklung sind zu großen Teilen eine Folge des Krieges. In laut Doflein von Kriegshandlungen bisher verschont gebliebenen Ortschaften sammelt er wesentlich positivere Eindrücke vom Leben der Bevölkerung, so etwa bei einem Besuch Tetovos (Doflein 1921: 219–220). Selbst ungetrübte Naturerfahrung ist nur in Gegenden fernab der Front möglich, zum Beispiel im Šar-Gebirge, das schon Grisebach (1841) zu schwärmerischen Landschaftsschilderungen animiert hatte:

»Aber mehr als diese wissenschaftlichen Beobachtungen bedeutete mir die wundervolle Landschaft, welche vom Gipfel aus nach allen Seiten sich um mich ausbreitete. Ich wußte nicht, in welche Himmelsrichtung ich zuerst blicken sollte. Ich wandte mich von einer Seite zur anderen, meine Augen tranken voll Wonne all die Schönheit in sich und die ganzen Stunden lang erfüllte mich ein Gefühl des Glückes in dieser menschenfernen Einsamkeit. Hier war ich einmal wirklich fern dem Krieg und den sich hassenden Menschen.« (Doflein 1921: 231)⁹

9 Eine Sonderstellung hat Ohrid inne. Dort finden zwar Kampfhandlungen statt (an der durch den gleichnamigen See verlaufenden Grenze zu Albanien), es weist aber dennoch eine Landschaft auf, die sich »mit den schönsten der Welt messen« (Doflein 1921: 542) kann und ungetrübten Genuss bietet: »Von schönen Eindrücken erfüllt, warm von Sonne und Schönheit, stiegen wir im Hafen von Ochrida ans Land.« (Doflein 1921: 542) Im Unterschied zu Grisebach gesteht Doflein zumindest hier auch den Einheimischen die Fähigkeit zu, landschaftliche Schönheit zu erkennen und zu honorieren: »Auch die Einwohner von Ochrida besaßen Verständnis für die poetische Schönheit der Örtlichkeit. Abends wandelten junge Leute, Liebespaare hier heraus, genossen die Abendstimmung, saßen auf den Felsenklippen und sangen ihre schwermütigen Lieder.« (Doflein 1921: 565).

In Frontnähe ist die Landschaft zwar nicht weniger eindrücklich, doch wird ihr Genuss empfindlich gestört. Zum einen durch die Kampfhandlungen selbst und die von ihnen ausgehende Gefahr, was Doflein in der Nähe des heutigen Bitola erfahren muss: »Ich trat hinaus auf den kleinen Gipfelraum, atmete tief auf, reckte meine Arme in die Höhe, und begann mit einem frohen Jodler mein Entzücken, welches das Bild in mir erweckte, das vor mir lag, auszuposaunen. Da faßte mich still der bulgarische Hauptmann an der Schulter und zog mich hinunter in Deckung. ›Wir sind nicht auf dem Rigi hier, gleich wird's schießen.‹« (Doflein 1921: 521) Zum anderen aber auch und insbesondere durch die Eingriffe, die bei Anlage und Befestigung der Front erfolgt sind und die Landschaft verschandeln:

»Auf den Rückseiten der vorliegenden Berge sah man überall gerade Linien, Zick-zackstreifen durch Gräben, Serpentinen von neu gebauten Zufahrtsstraßen und all den Spuren des grausamen Krieges gezogen. Naturforscher und Künstler in mir aber wirkten zusammen, um all dies häßliche Menschenwerk in dem Bild auszulöschen, das innerlich in meiner Seele die Lichtstrahlen, die aus allen Weiten zu mir flogen, aufbauten. Und es blieb Schönes und Ergreifendes genug an der Landschaft, die sich, während ich in den Felsen herumkletterte, nach einander nach allen Himmelsrichtungen unter mir ausbreitete.« (Doflein 1921: 522)

Es handelt sich um keine ursprüngliche, wilde Landschaft mehr. Die vorgebliebene *terra incognita* ist einer vom Menschen geprägten Landschaftsform gewichen, selbst das unwegsame Gebirge ist bezwungen und anverwandelt worden. Ist dies auch für ästhetischen Naturgenuss eine Zumutung, so werden die Eingriffe in die Landschaft da, wo sie »deutsche[r] Organisationstüchtigkeit« (Doflein 1921: 453) zu verdanken sind, zum Symbol militärischer und zivilisatorischer Macht, bekräftigen den vermeintlichen Anspruch auf das besetzte Land und werden zu einem Versprechen für die Zukunft: »Das, was Mannschaften und Offiziere mit Treue, Ausdauer, körperlicher und geistiger Energie in diesem Lande leisteten, das kann nicht ganz verloren gehen und wird wieder ein Zeugnis von dem guten Kern des Volkes werden, wenn die Deutschen eine neue Zukunft gewinnen.« (Doflein 1921: 472) So wird trotz der zu einem guten Teil auf Ausgleich bedachten Mazedonien-Repräsentationen Dofleins auch durch seinen Beitrag zu den Arbeiten der »Mazedonischen Landeskundlichen Kommission« deutlich, dass dieses Unternehmen ganz in der Tradition deutscher kolonialer Bestrebungen in Mazedonien stand. Wissen über das Land, seine Geographie, seine Ressourcen und seine Bevölkerung sollten Macht garantieren und, trotz der Niederlage im Krieg, auch für die Zukunft sichern. Wie eine Reminiszenz an Aufrufe zur Siedlung in Mazedonien erscheint da Dofleins Inszenierung von Frontbefestigungen deutscher Soldaten:

»Es ist eine eigenartige Erinnerung, die ich an diese Fahrt dicht hinter der Front mitgenommen habe. Wie war die ganze Landschaft verändert durch die Bauten

des Heeres. Seit 16 Monaten war in jener Zeit die Front in dieser Gegend nicht verschoben worden. So blieb es auch noch ein ganzes Jahr. Wie wurde in dieser Zeit die ganze Erde der Hügel von unseren Truppen durchwühlt; ich wurde unwillkürlich zu einem Vergleich mit den unterirdischen Nestern der Ameisen gedrängt, welche in Massen die gleichen Hänge besiedelten. Überall hatten die Soldaten Felder bestellt, Gärten mit Blumen und Gemüsen bepflanzt, Bewässerungsgräben gezogen. Welche Massen von Brettern und Balken waren in das holzarme Land gebracht worden, um all die Bauten aufzuführen. Es war, als sei ein Volk von lauter Männern im Lande eingewandert, das hier für alle Zeiten zu bleiben glaubte.« (Doflein 1921: 100)

Schwingt auch Skepsis mit, so korrespondieren Dofleins Äußerungen doch nicht nur mit kolonialistischen Texten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts über Mazedonien, sondern auch mit Erinnerungswerken deutscher Soldaten, die während und nach dem Ersten Weltkrieg publiziert wurden. Skepsis und die Relativierung von vorherrschenden Stereotypen sind allerdings keine Merkmale von deren schriftlichen Zeugnissen – wobei Dofleins Versuch, »objektiv« zu berichten, auch unter den Publikationen der »Malako« eher die Ausnahme darstellt.

4.3 Der Erste Weltkrieg. Berichte vom Kriegsschauplatz

Der Kriegseinsatz des deutschen Heeres an der Seite der bulgarischen Armee in Mazedonien, der von 1915 bis zum Zusammenbruch der ›mazedonischen Front‹ 1918 andauerte, schlug sich in zahlreichen Publikationen nieder, die von diesem ›Kriegsschauplatz‹ im südöstlichen Europa bzw., wie es in der Regel hieß, im ›Orient‹ berichteten. Teils waren es offizielle, von der Armee selbst herausgegebene Veröffentlichungen, so *Mazedonien. Ein Erinnerungswerk für die Mitkämpfer auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz*, das ›herausgegeben von einem Armee-Ober-Kommando‹ 1918 im Berliner Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) erschien und mit Beiträgen zu unterschiedlichen Themenbereichen, zum Teil verfasst von »Malako«-Angehörigen wie Arthur Byhan und Franz Doflein, einen umfassenden Überblick über natürliche und kulturelle Gegebenheiten des Landes sowie den soldatischen Alltag dort vermitteln sollte: »Mazedonien in der Geschichte«, »Die Bevölkerung Mazedoniens«, »Die Erdgeschichte Mazedoniens«, »Gutes und Böses aus der Pflanzen- und Tierwelt«, »Das Walten des Wettergottes«, »Unsere Bundesgenossen«, »Unsere Feinde«, »Von der Heimat zur Front«, »Kranken- und Verwundetenfürsorge«, »Wohlfahrtspflege«, »Kriegergräber«, »Sieg und Frieden« lauten die Überschriften der einzelnen Kapitel.

Neben (populär-)wissenschaftlicher Aufklärung über »jene[] Gegenden, von deren Aussehen wir vor dem großen Kriege nur wenig wußten, deren Namen wir

höchstens im Zusammenhang mit Bandenkämpfen und räuberischen Überfällen hörten«, wie es ein »Hauptmann der R. [der Reserve]« Loewe in seinem Beitrag beschreibt (Loewe 1918: 100), war der Zweck einer solchen Publikation auch, die Leistungen der deutschen Soldaten in einer klimatisch, geographisch und kulturell herausfordernden, ja feindlichen Umgebung zu betonen und zugleich einen deutschen Herrschaftsanspruch im Sinne einer wirtschaftlichen und kulturellen Dominanz über den bulgarischen Bundesgenossen zu formulieren. Im abschließenden Beitrag »Sieg und Frieden« – das Buch erschien noch während des Krieges, als man nicht von einer Niederlage ausging – formuliert es »Leutnant d. L. [der Landwehr]« Hausmann folgendermaßen:

»Deutsche Kultur, deutsches Wissen und deutsche Kunst nahmen ihren Weg mit ihren Landeskinder und kamen dem fremden Lande zu gute. Der deutsche Arbeitsfleiß wirkte vorbildlich und zeigte die Wege, die einzuschlagen sind, um ein bisher abgelegenes, vernachlässigtes Gebiet wieder zu heben. Wo die Natur ihre Hilfe versagte, da setzte die Technik ihr Wissen ein, um vereinsamte, öde Landstrecken zu beleben und nutzbar zu machen. Manche ungeahnte Schätze fanden deutsche Forscher bei ihren Streifzügen und sie eröffneten einen erfreulichen Ausblick auf die Zukunft. Das, was der Sieg der Waffen eingebracht hat, liegt als ein reiches, ergiebiges Arbeitsfeld für den Frieden vor uns. Bei dieser Arbeit unsere Bundesgenossen zu stärken und zu kräftigen, wird eine unserer Hauptaufgaben im Frieden sein, denn damit nützen wir uns und ihnen. [...] An die große Handelsstraße Hamburg-Berlin-Bagdad wird in Zukunft auch Mazedonien seinen Anschluß erhalten und einer neuen Blüte entgegengehen. [...] Welche reichen Früchte wird erst eine sicher und zielbewußt einsetzende Arbeit im Frieden tragen, wenn auf dem, was im Kriege geleistet worden ist, weiter aufgebaut wird. Dann haben unsere tapferen deutschen Truppen nicht umsonst hier gelebt, gekämpft und geblutet.« (Hausmann 1918: 137)

Die Fremdartigkeit und Exotik des Landes hingegen stehen im Fokus des großformatigen, aufwändig gestalteten Fotobands *Bilder vom mazedonischen Kriegsschauplatz*, im »Auftrag eines Armee-Ober-Kommandos« herausgegeben vermutlich 1915 oder 1917¹⁰ von der Graphischen Gesellschaft München und gesammelt und zusammengestellt von Ludwig von Buerkel. Mit einer Auflagenhöhe von bis zu 26.000 Exemplaren (so die Angaben im Zentralen Verzeichnis antiquarischer Bücher ZVAB) erlangte es eine weite Verbreitung, während der Fotoband *Mazedonien: Bilder*

¹⁰ Im Buch ist kein Erscheinungsjahr verzeichnet. 1915 und 1917 beruhen auf Angaben im Zentralen Verzeichnis antiquarischer Bücher ZVAB, während der Eintrag im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek 1913 vermutet. 1917 erscheint am plausibelsten, auch weil das Exemplar im Besitz des Verfassers dieser Arbeit in Bildunterschriften auf 1916 verweist.

zur Erinnerung an die gemeinsamen Kämpfe der deutsch-bulgarischen Armee, 1917 herausgegeben von der »Feldluftschiffer-Abteilung 34 unter Mitwirkung der Kartographischen Abteilung des stellvertretenden Generalstabes der Armee«, nur in Einzelexemplaren aufgelegt wurde. Die Bilder vom mazedonischen Kriegsschauplatz zeigen in geringerem Umfang deutsches (und bulgarisches) Soldatenleben hinter der Front, etwa Paraden anlässlich von Besuchen des Generalfeldmarschalls Mackensen. Die meisten der hervorragend reproduzierten Photographien geben Einblicke in das Leben auf Basaren und Altstadtstraßen, in »Türken-« und »Zigeunervierteln«, in Dörfern und Klöstern. Im Kapitel über »Üsküb«, das heutige Skopje, werden die modernen, ›europäischen‹ Stadtteile und Bewohner nicht gezeigt, sondern ausschließlich Szenen aus dem ›orientalischen‹ Teil der Stadt, die Exotik und/oder Armut vermitteln. Ähnliches gilt für Aufnahmen vom Land. Symptomatisch ist Abbildung 168 des Buches, die vier vollverschleierte Frauen in einem steinigen, halb ausgetrockneten Flussbett zwischen kahlen Bergen zeigt und »In der Einöde« betitelt ist. Im der Publikation vorangestellten Vorwort eines »Leutnant d. L.« Hans Schmidt-Annaberg wird hingegen auf den Rohstoffreichtum und das wirtschaftliche Kapital des noch unterentwickelten Landes hingewiesen, ein Kapital, das sich nach Herstellung von »Ordnung und Sicherheit« – wohl insbesondere durch den Einsatz des deutschen Heeres – endlich nutzen ließe:

»Der Mazedonier selbst ist zwar durch die mehr als ein Menschenalter währenden unruhigen Verhältnisse des Landes weniger zur ruhigen Arbeit erzogen. Bislang mußte er ständig der Hüter des Hauses, der Verteidiger seines Besitzes und seiner Volksgenossen sein. Sein händlerischer Sinn ist aber ausgeprägt genug, um ihn auf die bessere Nutzung der Scholle hinzuweisen, wenn erst der Friede in das von ewigen Kämpfen durchschüttelte Mazedonien einzieht und Ordnung und Sicherheit dem einzelnen das Seine gewährleisten.« (Bürkel und Schmidt-Annaberg o.J.: o.S.)

Neben diesen von der Armeeführung selbst herausgegebenen Publikationen stehen Veröffentlichungen von offiziellen Kriegsberichterstattern in der Presse, aber auch in Buchform. Zu nennen ist hier das 1916 im Münchener Albert Langen Verlag erschienene *Mit den Bulgaren. Kriegsberichte aus Serbien und Mazedonien* des späteren SPD-Reichstagsabgeordneten und Reichsministers Adolf Köster. Von Oktober 1915 bis April 1916 begleitete er das vorrückende deutsche Heer durch Serbien bis an die »Salonikifront«, also etwa an die Grenze zwischen der heutigen Republik Mazedonien und Griechenland, wo sich ein festgefahrener Stellungskrieg entwickelte. In Kösters zum Großteil in interner Fokalisierung verfasstem Bericht steht neben umfassender Information über die Kriegshandlungen (wobei die Schilderungen von Kämpfen zumeist aus zweiter Hand vorgetragen werden), das Leben der Soldaten sowie ›Land und Leute‹ der Wille zur Unterhaltung der Leser im Mittelpunkt. Die ›fremde Welt‹, in der sich die Deutschen in Mazedonien befinden, dieses »Erleb-

nis des märchenhaft geträumten Orients« (Köster 1916: 81), wird in bunten Farben ausgemalt, wobei der homodiegetische Erzähler häufig auf im deutschsprachigen Mazedoniendiskurs seit dem 19. Jahrhundert ausgeprägte Topoi bzw. Stereotype zurückgreift (vgl. Kapitel 2 und 3) – vermutlich bewusst, um den Lesern Anknüpfungspunkte und Identifikationspotenzial durch Abgrenzung zu bieten oder auch die besonderen Herausforderungen des Kriegseinsatzes in diesen als jenseits der Grenzen Europas liegend inszenierten »Balkanberge[n]« (Köster 1916: 105) zu überhöhen. Rekuriert wird etwa auf die Vorstellung einer von Gefahr für Leib und Leben geprägten *terra incognita* an der Peripherie des europäischen Kontinents, wenn es bei der Schilderung eines Ausflugs ins heutige Štip heißt:

»Die Bereisung Mazedoniens war vor zehn Jahren ein ebenso großes Wagnis wie die Durchquerung Afrikas. [...] So ist Mazedonien neben Albanien das unbekannteste Gebiet Europas geblieben. [...] Die Burgen der Inkas in Südamerika waren leichter zu erreichen als das alte byzantinische Kastell von Istip – dicht vor den Toren Europas. Heute, wo dieses ganze Land unter militärischer Bedeckung liegt, hat man keine Bedeckungsmannschaften nötig. Immerhin ist für alle einzeln Marschierenden hier größte Vorsicht angeordnet. Der Mazedonier wie der Albaner kann nicht von seinem Gewehr lassen. Von morgens bis abends hört man es hier im Lande knallen. Er schießt aus Freude, aus Trauer, aus Langeweile.« (Köster 1916: 96)

Zwar liegt die *terra incognita* hier bereits in der Vergangenheit und auch die Sicherheitslage ist – dank Militär im Land – besser geworden, aber die nun neben ›Albanern‹ auch den ›Mazedonieren‹ (unklar, ob Köster sich dabei nur auf Slawen oder alle weiteren in Mazedonien ansässigen Ethnien bezieht) zugeschriebene Schießwütigkeit und die davon ausgehende Gefahr sind gleich geblieben. Aufschlussreich ist das Paradox der Europazugehörigkeit Mazedoniens, das in wenigen Absätzen einmal ein »Gebiet Europas« genannt wird und einmal »vor den Toren Europas« liegt. Mazedonien als *shifting territory* mit diffusen Grenzen – auch dies eine Zuschreibung früherer Texte, ebenso wie sein Schicksal als »Stieffkind[] der europäischen Großmachtdiplomatie« (Köster 1916: 95), die für Leid und Elend im Land verantwortlich gemacht wird. Allerdings liegt nun bei Köster die Wendung dieses Schicksals zum Guten hin nicht nur auf der Hand, sondern auch bereits in absehbarer Nähe. Durch den deutschen Militäreinsatz an der Seite der Bulgaren, durch »unsere sicher, weil methodisch fortschreitende Kraft, unser Können und unsere festgegründete Hoffnung« (Köster 1916: 95), könne Mazedonien nämlich als Teil Bulgariens »nach dem Kriege ungestört beginnen [...], die Wunden seiner vielhundertjährigen Geschichte zu heilen« (Köster 1916: 96). Auch das Paradox der Europa(nicht)zugehörigkeit Mazedoniens lässt sich Köster zufolge mittels des deutschen Militäreinsatzes auflösen. Es handelt sich nämlich weniger um ein geo-

graphisches¹¹ als vielmehr um ein kulturelles und zugleich zeitliches Problem. Der »Orient«, zu dem Mazedonien gezählt wird, ist noch in einer in »Europa« längst vergangenen Epoche gefangen, die nun zwar unter den Einfluss der Moderne geraten ist, aber noch immer neben ihr weiterbesteht und letztlich überwiegt: »Ganz dünn nur ist hier [im heutigen Skopje] der europäische Lack auf den Orient aufgetragen und ganz unvermittelt. [...] Während draußen am Bahnkörper autogene Schneidemaschinen rattern, in der Luft ein 160 PS. Motor sich einläuft, spinnen in den Straßen der Stadt die Weiber ihre Wolle wie vor 2000 Jahren.« (Köster 1916: 85)

Doch trotz ihres Übergewichts ist die »Zeit« des Orients dem Untergang geweiht. Noch ist das ›Europäische‹ nur ein Firnis, doch es ist eindeutig überlegen, und es hat starke Verfechter: Die »fremden Truppen« in Skopje, also insbesondere die deutschen, »werden den Balkan, werden Ostrom und Mazedonien einer neuen Zukunft entgegenführen« (Köster 1916: 84).¹² Ein wenig wehmütig konstatiert Köster das, hat der exotische ›Orient‹ doch auch seine malerischen Seiten, und mit dem Einzug der neuen, der ›europäischen‹ Zeit wird »vieles von dem schönen und bunten Wirrwarr, von dieser verträumten Unordnung [...], die wir heute noch in Üsküb und anderswo bewundern« (Köster 1916: 84), vergehen. Allzu schlimm ist das freilich nicht, das zeigt die Perspektive der einfachen Soldaten, der eigentlichen Helden von Kösters Schilderungen,¹³ die er immer wieder – im folgenden Zitat mit einem Schwenk in eine angedeutete Nullfokalisierung – einnimmt: »Und dann die vielen, die nichts tun und nichts haben, sondern nur sitzen, liegen, faulen und rauhen und doch leben. Unsere deutschen Arbeiter und Bauern und Beamten schlend-

11 Das südlicher gelegene Griechenland etwa ist bei Köster ein Teil Europas. So spürt er in Monastir [dem heutigen Bitola in der Republik Mazedonien], das er als »europäischer als alle serbischen Städte«, als »anders als alle bisherigen [Städte] in Serbien und Mazedonien« empfindet, den Einfluss der nahen griechischen Mittelmeerküste. Es habe »immer teilgehabt an der reichen mittelmeerländischen Handelskultur, deren stark jüdisch versetztes Zentrum bis heute Salonik geblieben ist« (Köster 1916: 105), und sei dadurch anders geprägt als der Rest des Landes. ›Europäische Kultur‹ sei somit nicht »neu und häßlich aufgepropft« (Köster 1916: 104), man spüre »an tausend Kleinigkeiten der Straße, der Gesichter, der Kleidung, der Haltung der Menschen, daß man dem muffigen Hammelgeruch der Balkanberge nun bald entflieht, daß nicht allzu weit das Meer ist, das Meer und Europa.« (Köster 1916: 105)

12 Auch die verbündeten Bulgaren, »wirklich ein sehr junges Volk« (Köster 1916: 124), gehören laut Köster einer anderen Zeit an, stehen den Deutschen aber deutlich näher. Sie sind wie Kinder, die gewisse Erfahrungen erst noch machen müssen, um – in nationalem Sinne – erwachsen zu werden: »Uns Westeuropäern, die wir die nationale Einigung mehr oder minder lange hinter uns haben, kommt die Fahnen- und Inschriftenromantik dieser jungen wiedererstandenen Balkanvölker manchmal naiv und kindlich vor. Aber unsere Großväter in Deutschland haben sie noch mitgefühlt. Ohne die historische Volksromantik am Anfang des 19. Jahrhunderts kein Deutsches Reich, keine lebendige schaffende Volksgemeinschaft, wie wir sie in diesen Tagen, in diesen Jahren staunend erleben. Und so auch hier.« (Köster 1916: 123)

13 »[...] die Deutschen in Üsküb! – Hamburger Ewerführer auf den Wegen Alexanders des Großen!« (Köster 1916: 81)

dern durch diese fremde Welt, denken an die große Ordnungsmaschine, in der sie zuhause werkeln, und in ihre Neugier mischt sich ein tüchtiges Stück Verachtung für diese untergehende Zeit.« (Köster 1916: 83) Eine romantische Idealisierung des ›Orients‹ ist eher eine Sache der »elenden Sucher und Gucker« wie Köster selbst, die »unruhig und betört durch die Straßen dieser orientalischen Stadt [laufen] und [...] von Staunen in Staunen« stürzen, während die Soldaten, diese »Flieger und Landsturmmänner und Trainfahrer selber [...] das alles mit einer bodenlosen Ruhe und Selbstsicherheit« hinnehmen (Köster 1916: 81). Aus der Sicht des Berichterstatters sind sie damit besonders für den Krieg in entfernten Ländern qualifiziert, und er lässt sich zu hochfliegenden Phantasien hinreißen, die deutsche koloniale Ambitionen der Zeit vor dem Krieg aufnehmen und zugleich auf Alexander den Großen rekurrenieren: »Man sieht sie zwischen Griechen und Kutzowallachen unbirrt ihres Weges ziehen und sagt sich: sie wandern, wenn es not tut, nach Anatolien und Bagdad, gegen den Hindukusch und gegen den Ganges.« (Köster 1916: 81)

Da, wo Köster die Perspektive dieser einfachen Soldaten scheinbar ungefiltert zu Wort kommen lässt, dient sie der humoristischen Färbung des Berichts und somit wiederum der Unterhaltung der Leser. So besteht ein »Willem Pott und die heulenden Derwische. Ein Brief« überschriebenes Kapitel (Köster 1916: 114-117) aus dem (fiktiven) Schreiben eines seiner Sprache nach norddeutschen Soldaten an seine Frau Trina, das die von Köster beschriebene Ungerührtheit der Soldaten unmittelbar erlebbar macht, ihren Pragmatismus, ganz gleich, wo sie auch eingesetzt werden. Zugleich lässt es die fremde, als exotisch wahrgenommene mazedonische Umgebung durch den von inszenierter Naivität geprägten Blick des Soldaten und nicht zuletzt seine Sprachfärbung besonders komisch wirken, wie schon der Beginn des Briefes, der nicht zuletzt mit tradierten Stereotypen spielt, aufzeigt:

»Liebe Trina!/Im Betracht, daß ich hoffe, daß Du meine Karte aus Budapest wohl erhalten hast, melde ich Dir, daß wir drei seit fünf Tagen hier bei unserm Truppen teil wohlbehalten angekommen sind und bleibt es hoffentlich so. Die Reise war kolossal lang und sind wir hier fern von der Heimat, im Lande der Türken, wo Du ja von weißt, daß es früher grausame Räuber waren, jetzt aber unsere Verbündeten sind. [...] Liebe Trina, das, wo wir jetzt leben, ist wahrhaftig ein merkwürdiges Land, aber gestern das, mit den heulenden Derwischen, wirst sogar Du nicht glauben wollen und sagen, ich binde Dir eins auf, ist aber alles sichere Wahrheit, Trina, wo man doch kaum glauben kann, daß sowas möglich ist, unter Menschen, die ihre richtige Arbeit machen. Aber wie der eine nachher gesagt hat, sind es nicht Verrückte, sondern Barbier und Schneider und gewöhnliche fleißige Leute. Und nur einmal in der Woche werden sie verrückt und röcheln wie tote Schweine und bohren sich mit Messern ins Fleisch.« (Köster 1916: 114-115)

Auf das im deutschsprachigen Mazedoniendiskurs seit dem 19. Jahrhundert weitverbreitete Schmutzstereotyp rekurriert Köster auffallend wenig, es spielt aber

gleichwohl eine Rolle, wenn auch eher ex negativo – da, wo es nicht schmutzig ist, wird dies besonders hervorgehoben. So besucht Köster ein »kutzowallachisches« Dorf, wo schon die Gebäude sein Erstaunen erregen, da sie so untypisch seien: »Anstatt der kleinen verfallenen Holzhäuser sieht man moderne solid aufgeführte Steinbauten – von amerikanischer Nüchternheit zuweilen.« (Köster 1916: 119) Noch bemerkenswerter ist aber die »ganz unbalkanische[] Sauberkeit«, die »so völlig überlegen dem Orient [ist], der uns sonst hier umgibt« (Köster 1916: 120). Erklärt wird dieses Phänomen zum einen mit dem Einfluss von Rückwanderern aus Amerika, die eine Prägung durch die dortige Kultur erfahren haben, zum anderen mit der Andersartigkeit der »Kutzowallachen« im Verhältnis zu den anderen Ethnien Mazedoniens.¹⁴ Eine »andere Rasse« (Köster 1916: 120) seien sie, ein »gutes Ferment für den langen Weg der Entorientalisierung, den die Balkanstaaten nach dem Kriege vor sich sehen.« (Köster 1916: 121)

Schönheit und Erhabenheit der mazedonischen Landschaft hingegen spielen bei Köster so gut wie gar keine Rolle. Die Landschaft wird – so wie das Klima des Landes¹⁵ – als menschenfeindlich inszeniert, als besondere Herausforderung für die deutschen Soldaten, die sich dadurch aber nicht von ihrer unerschütterlichen Pflichterfüllung abhalten lassen: ein Topos, der in Kombination mit der Schilderung von Exotik und kultureller Unterlegenheit der Einheimischen auch die in der Reichsarchiv-Reihe *Schlachten des Weltkrieges* publizierten Bände *Herbstschlacht in Mazedonien. Cernabogen 1916* (Strutz 1924) und *Weltkriegsende an der mazedonischen Front* (Dieterich 1926) sowie die Erlebnisberichte einzelner Soldaten prägt, die teils während, teils nach dem Krieg erschienen. Köster selbst fasst die für ihn wichtigen Punkte am Ende seines Berichts in gewisser Weise zusammen:

»Abschied vom Balkan! [...] Abschied von den kahlen Bergen, den Maulbeerbäumen, den Hammelherden, den bunten Bäuerinnen Mazedoniens! Abschied von den Moscheen und Minarets, den Basaren und Türkencindern, die so oft zum Spaß ihren roten Fez unter unsere Autoräder warfen! Abschied auch von unseren Balkansoldaten! Der heiße Sommer kommt. Die kahlen Berge brennen aus. Die Soldaten werden ihre harte Pflicht tun – in der stillen Schlacht des Stellungskrieges – und an dem Tage, wo der blutige Tanz der Geschütze und Kompanien gegen die Linien von Kukus anhebt.« (Köster 1916: 144)

Doch sind auch die Grundaussagen in den einzelnen Kriegsberichten aus Mazedonien ähnlich, so unterscheiden sie sich im Duktus und der Intensität von Pe-

¹⁴ Die hier genannten »Kutzowallachen«, auch Vlachen, Zinzaren oder Aromunen, sind ›Balkan-Romanen‹, die eine dem Rumänischen verwandte Sprache sprechen (vgl. zusammenfassend Kahl 2005: 64). Zu dieser auch in der Republik Mazedonien ansässigen Minderheit vgl. auch Gauß 2001 und Stieger 2017.

¹⁵ »So tückisch ist das Klima dieses Landes: nachts und morgens glänzt Eis vor den Brunnen, mittags möchte man wegen Tropenanzügen nach Hause schreiben.« (Köster 1916: 99)

jorisierung und Exotisierung deutlich voneinander und von den offiziellen bzw. semioffiziellen Publikationen Kösters, der Armeeführung und der Malako. Allerdings ist zu bemerken, dass nicht immer Wert auf Schilderungen des Landes und seiner Bewohner gelegt wird. So stehen das militärische Lagerleben und technische Aspekte der Kriegsführung im Zentrum des erst 1935 im Berliner Verlag Bernard und Graefe erschienenen *Feldflieger über Mazedonien* von Georg Haupt-Heydemarck. In *Die deutschen Eisenbahntruppen auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz* von Walter Tetzlaff, 1924 in Berlin im Selbstverlag publiziert, geht es hingegen insbesondere um eine Würdigung der Leistung der Eisenbahntruppen in Mazedonien (und damit auch indirekt des Verfassers, ihres ehemaligen Kommandeurs), die als kriegsentscheidend dargestellt wird, könne man den Ersten Weltkrieg doch mit Fug und Recht als »Krieg der Eisenbahnen« (Tetzlaff 1924: 3) bezeichnen. Die Inszenierung des Landes durch Tetzlaff ist insofern gänzlich zweckgerichtet, wie der Verfasser selbst andeutet: »Um die Leistungen der Eisenbahntruppen in Mazedonien richtig würdigen zu können, ist es nötig, die ungünstigen Lebensbedingungen zu kennen, unter denen diese Leistungen erreicht worden sind. Allen Schwierigkeiten zum Trotz haben sich die Leistungen aller Betriebe ständig.« (Tetzlaff 1924: 61) Das »unwegsame Mazedonien« (Tetzlaff 1924: 3), »bis zum Einmarsch in Serbien mehr oder weniger uns allen eine terra incognita« (Tetzlaff 1924: 15), seine »einsame, wilde Gebirgsgegend« (Tetzlaff 1924: 16), kaum passierbare Straßen, Holzarmut, und nicht zuletzt das unbarmherzige Wetter, das mal Überschwemmungen hervorruft, mal den »Erdboden sowie die Gegenstände, die den bei meist fehlender Bewölkung ungehinderten Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, je nach ihrer Beschaffenheit bis auf 60, ja sogar 70°, also zu sehr heißen Temperaturen« erhitzt (Tetzlaff 1924: 23), all das erfordert in Tetzlaffs Darstellung übermenschliche Anstrengungen von den Eisenbahntruppen, die sie jedoch tadellos meistern, trotz der zahllosen Hindernisse: »Die rückwärtigen Verbindungen dieser mehrere 100 000 Mann starken Armee stellten infolgedessen Anforderungen, insbesondere an die Eisenbahntruppen, wie sie in gleichem Maße auf keinem anderen Kriegsschauplatze des Weltkrieges gestellt worden sind.« (Tetzlaff 1924: 7) Hinzu kommt die Unzuverlässigkeit bzw. Unzulänglichkeit des bulgarischen Bundesgenossen, der in der Organisation des Nachschubs völlig versagt. Ochsenkolonnen sind »das einzige Transportmittel, das die bulgarische über 200 000 Mann starke Armee auf den wenigen, vollständig zerfahrenen Straßen, die sich durch das wilde Hochgebirge weit über 100 km zur Front ausdehnten«, besitzt, und es dauert wochenlang, bis eine solche Kolonne »ihre geringe Nutzlast der Front zuführen« kann (Tetzlaff 1924: 8). Die Führer der Kolonnen trotten »stumpfsinnig« dahin, sie kennen »keine Marschdisziplin«, und zu allem Überfluss machen sie die Straßen für die »wenigen deutschen Lastwagen« (Tetzlaff 1924: 9) kaum befahrbar. So muss der »deutsche Geist« (Tetzlaff 1924: 51) Abhilfe schaffen und den Nachschub auch für die bulgarische Armee durch eigens erbaute Feld- und Seilbahnen sichern. Dabei sind wiederum andere Schwierigkei-

ten zu meistern, etwa da die mazedonischen Hilfsarbeiter mitten im Winter im Hochgebirge nicht einmal über das »allernotwendigste Schuhzeug« (Tetzlaff 1924: 49) verfügen, das eigentlich die bulgarische Armee hätte bereitstellen sollen. Die Arbeiten stocken, bis die Deutschen für Schuhe gesorgt haben. »Eingeborene« spielen auch sonst nur eine Rolle, wenn sie Herausforderungen für die deutschen Truppen illustrieren sollen, zum Beispiel die Gefahr durch Krankheitserreger, die »unter der Landesbevölkerung in deren oft engen, erbärmlichen Lehmbuden« (Tetzlaff 1924: 49) besonders verbreitet seien, auch infolge von allerlei Ungeziefer:

»Zur Läuseplage gesellte sich im Sommer die Fliegenplage, die kaum zu schildern ist. Besonders in der Vardarebene konnte man sich oft der Fliegen kaum erwehren. Schon auf dem Wege vom Teller zum Munde sind Löffel und Gabeln von Fliegen besetzt. Bei den Eingeborenen, insbesondere bei Kindern, sah man oft einen dicken Kranz von Fliegen um Augen und Mund, ohne daß diese auch nur eine Bewegung machten, um die Tiere zu verscheuchen. Die Fliegen übertrugen Darmkrankheiten, Ruhr, Typhus, die besonders schwer auftraten. Die Quartiere in Dörfern und Städten waren fast durchweg in unglaublichem Maße verwanzt, so daß der Schlaf in den Quartieren oft nicht zur Erholung wurde. Weit verbreitet war die Pappatacifliege, gegen die auch ein Moskitonetz kaum schützte. Sie übertrug das Pappatacifieber. Wesentlich gefährlicher war die gleichfalls häufige Anopheles, eine Stechmücke, die die Malaria übertrug, die manches Opfer forderte.« (Tetzlaff 1924: 61)

Immerhin erweisen sich die »Bulgaren« bei der Erbauung der Bahnanlagen, die »ja doch ausschließlich für die bulgarische Armee und zur Erhaltung gerade des bulgarischen Mazedoniens bestimmt« (Tetzlaff 1924: 70) seien, als lernwillig und lernfähig; eine Leistung, die Tetzlaff etwas herablassend als »wohl beachtenswert« anerkennt. Schließlich hätten ja »sehr viele der im Felde stehenden bulgarischen Truppen selten oder noch nie vor dem Kriege eine Feldbahn, geschweige denn eine Seilbahn gesehen«, seien die »Bulgaren« doch »in ihrer überwiegenden Mehrzahl ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Bauernvolk« (Tetzlaff 1924: 94). Freilich hilft alles nichts: Am Ende, nach dem Zusammenbruch der Front, ist das, was »deutscher Fleiß und deutsche Technik in jahrelanger, rastloser Arbeit geschaffen hatten, [...] in genau einer Woche vernichtet« (Tetzlaff 1924: 99). Dafür verantwortlich sind die deutschen Eisenbahntruppen in Tetzlaffs Darstellung jedoch nicht.¹⁶

¹⁶ Um die Herausstellung der besonderen Leistungen eines bestimmten Truppenteils unter den in jeder Hinsicht als besonders schwierig geschilderten Bedingungen an der mazedonischen Front geht es auch dem »Vizefeldwebel A. Peters« in dem 1918 in Ratzeburg veröffentlichten Band *Kriegs-Erlebnisse der Radfahrer-Kompanie Lauenbg. Jäger-Batl. Nr. 9 in Mazedonien Oktober 1916 bis Juli 1917*. Und auch bei ihm dient der Blick auf die Einheimischen und ihre Lebensumstände insbesondere der Abgrenzung und Identitätsstärkung der eigenen *ingroup*: »Gerade hier in Ma-

Bereits 1916 erschien *Durch Serbien und Mazedonien. Stimmungsbilder aus dem Balkan-Feldzuge 1915-16* des lippischen Malermeisters und Mundartdichters Johann Willer im Detmolder Verlag Meyer und erreichte innerhalb eines Jahres mindestens vier Auflagen. Die in holprigen Versen verfassten »Stimmungsbilder« aus dem »mazedonische[n] Land;/uns allen aus Bibel, Geschichte/seit Kindertagen bekannt« (Willer 1916: 33), thematisieren auch die »Plagen des Dienstes« an »heißen, stickschwülen Tagen« (Willer 1916: 44). Doch im Vordergrund steht die Darstellung des fremdartigen »Orients«, in den sich die deutschen Soldaten versetzt sehen. Teils trägt er märchenhafte Züge, etwa wenn es über Üsküb/Skopje heißt:

»Wie grüßten von Ueskübs Hügeln so leuchtend die Minaretts!/Wie grüßten uns vor den Toren/Die Männer in Turban und Fez!/Und als wir zum Stadtteil der Türken/Ueber den Vardar geh'n,/Grüßen aus steilen Gassen/Hernieder die schönen Moscheen./Das Volk trägt hier bunte Gewänder,/Von Farbenglut durchweht;/So liebt es der Morgenländer,/So will es Mekka's Prophet.« (Willer 1936: 38)

Doch manche »Märchenstadt« (Willer 1916: 40) wie Veles in der heutigen Republik Mazedonien entpuppt sich in Willers Diktion bei näherem Kennenlernen als Zumutung und führt lediglich zu der »in den Bart« gebrummten Feststellung: »Deutschland, Deutschland über alles« (Willer 1916: 41). Geradezu diffamierend sind die Zuschreibungen in dem Gedicht »Land und Leute«, das im Folgenden zur Veranschaulichung ausführlich zitiert wird. Ähnlich wie schon in Mays Balkanromanen soll dem deutschen Lesepublikum wohl vor allem belustigende Unterhaltung geboten, wohliges Gruseln und ein angenehmes Gefühl von Überlegenheit ermöglicht und zugleich die Eigenidentität als Deutscher bzw. Deutsche gestärkt werden:¹⁷

»Muß manches Euch schuldig bleiben,/Was wohl sich zu schildern gelohnt,/Und will nur schnell noch beschreiben/Dem Volke sein Tun und Treiben,/Und wie es sich kleidet, wie's wohnt.//Zumeist ist natürlich uns allen/Die Kleidung sehr aufgefallen:/Weiber mit kurzen Röcken,/Mit sackweiten Hosen der Mann;/Die Weiber nackte Füße und Beine,/Die Männer Sandalen dran. –/– Die Männer zumeist in Braun –/Kann man die Landesschön'en/Recht bunt und farbig erschau'n./Dem Einen gefällt's und er nennt's/Die ›Farbenfreude des Orients‹,/Der and're, nicht ohne Grund,/Findet's zu grell und zu bunt./Beides ist manchmal richtig,/Ist doch beim Urteilen wichtig,/Daß Rücksicht man darauf nimmt,/Wie's eine zum andern stimmt./Denn hier unter südlicher Sonne,/Wo tiefer der Himmel blaut,/Da wirken selbst grelle Töne/Im Bilde so leicht nicht zu laut./Immerhin, manches das

zedonien, fern von aller Kultur, angesichts des unsagbaren Elends der Bevölkerung kam jeder zur vollen Erkenntnis dessen, was ihm sein Vaterland, sein Deutschland ist.« (Peters 1918: 19)

¹⁷ Hinzu kommt in der Nachfolge Karl Mays das Abrufen bereits bekannter Stereotype und damit die Bestätigung einer bestimmten Leseerwartung.

find' / Ich dennoch zu bunt und zu scheckig. / Denn Kleider und Leute sind / Meistens sehr – schmierig und dreckig. // Die Wohnungen dürftige Hütten, / Mit Kuhmist und Lehm verschmiert; / Aus Lehm das Lager. Inmitten / Da wird das Feuer geschürt. / Und um dies Feuer, da hocken / Die Alten und Jungen herum, / Wärmen sich Hände und Beine / Und sitzen den Buckel sich krumm. / So oft ich im irdenen Topfe / Am Feuer was brodeln sah, / Immer war's Bohnensuppe, / Gewürzt mit Paprika. / Teller und Löffel gebrauchen / Die Leute zum Essen nicht, / Sie nehmen ihr Maisbrot und tauchen / Es in das Bohnengericht. / Und Tische und Stühle, die sind hier / Fast gar nicht im Gebrauch, / Das hockt hier um die Schüssel, / Das legt sich auf den Bauch. / Die letzter'n – was jedenfalls wichtig – / Brauchen nicht schlafen zu geh'n. / Die liegen zum Schlafen gleich richtig, / Wenn sie auf die Seite sich dreh'n. // Am Hause gewöhnlich ein Garten, / Meist lässig und dürf'tig bebaut, / Mit mancherlei fremdem Gemüse, / Mit allerlei Unkraut und Kraut; / Vor allem viel Knoblauch und Zwiebeln. / Man liebt hier den scharfen Geschmack, / Drum braut man aus Zwetschen sich Racci / Und raucht viel starken Tabak. – // Die Landschaft nur Berge und Schluchten, / Sehr wenig bebaubares Land; / Den einzigen Reichtum des Volkes / Bildet der Viehbestand. / Drollige Rasse von Schweinen / Mit krausen Haaren und langen Beinen / Sieht munter man sich zwischen / Die bunten Herden mischen. / Denn Büffel und Esel, Schafe und Ziegen / Das ganze Jahr meist draußen liegen. / Die Rasse, weil Inzucht, ist selten echt; / Im Übrigen sind die Bestände nicht schlecht. / Wir kennen sie aus Erfahrung, / Denn öfters war'n wir so frei, / (Weil anfangs der Nachschub an Nahrung / Nur langsam und schwer kam herbei) / Und fingen ein Rind uns oder ein Schwein / Eigenhändig zum Schlachten ein.« (Willer 1916: 34-37)

Ausdrücklich auf Karl May bezieht sich der »Ingenieur J. Goebel« aus Wernigerode in seinem »In den Schluchten des Balkan« betitelten Beitrag zum Karl-May-Jahrbuch 1925, in dem er Mays Schilderungen mit eigenen Erinnerungen aus dem Kriegseinsatz im Jahr 1916 abgleicht. Bereits im südserbischen Niš, das als typische »orientalisch angehauchte[]« Stadt bezeichnet wird, die »nur aus der Ferne betrachtet« wirkt, »starrt[]« in Goebels Diktion die Bevölkerung »vor Schmutz« (Goebel 1925: 149). Üsküb/Skopje mit seinen »zahllosen Moscheen und nadelspitzigen Minarets« hat ein »ausgesprochen türkisches Gepräge, obwohl hier ein wahres Völkergemisch haust«, der Fluss »Wardar zieht sich hier schlangenartig durch eine wild zerklüftete Felswelt«, und am »Gesichtskreis ragt gleich einer drohenden Mauer himmelanstrebend die Felsenmasse der Schar Dagh empor: der rechte Hintergrund für die Abenteuer eines Karl May!« (Goebel 1925: 150-151) Besonderes Augenmerk widmet Goebel diesem Gebirge, dem »Land der Skipetaren« (Goebel 1925: 151) zwischen Üsküb/Skopje und Prisrend/Prizren im heutigen Kosovo. In seinen »weltentlegenen Gegenden« leben »geborene[] Räuber« (Goebel 1925: 151), Meuchelmörder, die von »Hinterlist und Diebstahl« geprägt sind, laut Goebel genau so, »wie

sie die Feder Karl Mays zeichnete« (Goebel 1925: 152). Nach einem in diesem Kontext etwas unmotiviert wirkenden Exkurs über mazedonische Landschildkröten zieht der Verfasser den Schluss, May müsse das Land entgegen anderslautenden Annahmen selbst bereist haben: »Nur persönliche Wahrnehmungen ermöglichen ein Gemälde, wie es Karl May in seinen Büchern schuf.« (Goebel 1925: 153)

Den berühmten May-Titel nimmt auch *In den Schluchten des Balkans. Kriegsfahrten des Detachements Bürkner und der Sächsischen A. K. K. 240 durch Mazedonien, Albanien und Montenegro* von Siegfried Seidel auf, das 1921 im Verlag Friedrich Seidel in Buchholz in Sachsen erschien. Auch für Seidel ist Üsküb/Skopje nach der Anreise durch Serbien eine der ersten Stationen im »Orient«, es ist wie ein »Märchen aus 1000 und 1 Nacht«, das Keimboden für orientalistische Phantasien bietet: »Die Damen gingen tief verschleiert. Durch den Schlitz der Gesichtsmaske leuchteten verstohlen 2 träumende Augen.« (Seidel 1921: 8) Doch bereits über Veles, wo »südliches, echt balkanisches Leben pulsiert[]«, heißt es, es sei »nichts anderes als eins der vielen elenden schmutzigen Türkennester am Wardarfluß« (Seidel 1921: 9). Angesichts des fremdländisch wirkenden multiethnischen Getümmels in den Straßen fragt sich der Erzähler, ob es sich »um Menschen aus unserer Zeit« (Seidel 1921: 9) handle, und greift damit das in Mazedoniendarstellungen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts öfter benannte Motiv der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« auf, das auf die unterstellte Rückständigkeit der mazedonischen Bevölkerung verweist. Diese Rückständigkeit betont Seidel auch an zahlreichen anderen Stellen. Teilweise erinnert seine Darstellung an Johann Willer – wenn auch weniger diffamierend, so doch nicht weniger herablassend:

»Die Einwohner des Dorfes besuchte ich oft in ihren Lehmhütten. Ohne Tisch und Stuhl hockten oder lagen sie auf dem platten Boden. Mit ihren bunten selbstgefertigten Kostümen belebten sie eigenartig das Düster der baufälligen Hütten. Trotz des elenden Lebens, welches das Bergvolk fristete, fand ich aber ein überaus gesundes und kerniges Geschlecht. Von nicht allzu großer Gestalt, fehlt es den Mazedoniern nicht an Ebenmaß der Glieder, an Elastizität und Muskelkraft. Frauen und Männer sind durchaus fleißig. Mitten am heißen Hochsommertag verrichten sie ihre Feldarbeit. Auch an einer gewissen Sauberkeit ließ man es nicht fehlen. Die primitive Wäsche wurde häufig am Dorfbächlein gesäubert und auf hartem Stein gerieben, zum Schluß freilich mit Knüppeln bearbeitet.« (Seidel 1921: 14)

Die »Mazedonier« gehören für ihn zu den »Naturvölker[n], die noch nicht, wie wir, im Zeitalter der Maschine stehen« (Seidel 1921: 18), was mit einer Prise Zivilisationskritik durchaus nicht nur negativ bewertet wird. Vor dem »primitiven Naturvolk mit der einfachen Lebensweise aber mit dem sittlichen Hochstande« könne man nämlich »ganz gewiß auch Achtung empfinden«; »Moral und Sitte« haben laut Seidel – wie auch bei Schultze Jena (1927) – in Mazedonien einen höheren Stellenwert, »als es in Stadt und Land mitteleuropäischer Gegenden bei der

Leichtlebigkeit bepuderter Backfischchen und entnervter Jünglinge heute der Fall ist« (Seidel 1921: 30). Besonders faszinieren ihn die patriarchalischen Verhältnisse, in denen der Mann als Oberhaupt der Familie gelte und als ihr »Gebieter« ange- sprochen werde (Seidel 1921: 30). Dass türkische Männer mehrere Frauen haben dürfen, die sich angeblich untereinander gut vertragen, sieht Seidel sogar als Rollenmodell für die Heimat an:

»Von dieser Friedfertigkeit moslemischer Frauen könnte man wohl auch bei uns im Lande noch manches lernen und oft das Gleichgewicht in der Ehe wiederherstellen, wenn unsere Frauen nur einen Teil solcher Bescheidenheit in sich trügen. Unsere Frauen stehen aber auf einer ganz anderen Kulturstufe und tragen für ihre moslemischen Schwestern wohl höchstens ein gewisses Mitleid im Herzen. Das ändert aber nichts daran, daß die Türken ein durchaus glückliches Familienleben führen, glücklicher vielleicht, als das bei uns oft der Fall ist.« (Seidel 1921: 44-45)

Auch sonst entbehrt die mazedonische Bevölkerung für Seidel nicht einer gewissen Romantik. So erinnern ihn Menschen, die er im Gebirge auf dem Weg nach Ohrid antrifft, an vertraute Klischees aus der Heimat: »Um sie plastisch wiederzugeben, müßte ich die Figuren aus der Weihnachtskrippe meines Vaters nehmen. Dann würde ich die bunten, faltenreichen Gewänder wiederfinden, die jene braunen Gestalten umschlangen, würde auch den Hirtenbuben wiederfinden, der mit seinen zottigen Schafen und Ziegen von Berg zu Tal zog.« (Seidel 1921: 20) Das Stereotyp der »schönen Zigeunerin« wird ebenfalls aufgerufen und reißt den Erzähler gar zu einigen Versen hin (Seidel 1921: 11), inspiriert auch vom »Zauber des südlichen Dämmerhimmels«, an dem wie in einer Orientphantasie im »fernen Osten die silberne Sichel des Mondes« steht (Seidel 1921: 10).

Neben Schilderungen von »unwirtliche[n] Gegenden«, in denen »nacktes Ge- stein und heißer Sand« die Landschaft prägen und die »tropische Sonne« das ihre zu den »Qualen des balkanischen Höllenkessels« beiträgt (Seidel 1921: 13) und die in bewährter Manier die Härte des Kriegseinsatzes herausstellen,¹⁸ und anderen Pas- sagen, in denen das Land als reich und fruchtbar dargestellt wird, stehen Bilder, wie sie bereits in Reiseberichten des 19. Jahrhunderts – auch dort schon insbesondere mit Bezug auf den Ohridsee – aufgerufen wurden: »Das waren die Wellen des Märchensees, die sich mit der grellen Mittagssonne neckten. Das Bild war erhaben und schön. Es war ein Bild des Südens, – voll von tiefem Blau und doch durchdrungen von ernster Schwermut.« (Seidel 1921: 20)

Auch Ohrid ist allerdings nur deshalb einigermaßen gut erreichbar, da die Deutschen nach »vieler, vieler Arbeit« das Gebirge »bezwungen« und eine Paßstra-

18 »Unzählige Kreuze stehen auf den Feldfriedhöfen des Balkans. Sie sind nur stumme Zeugen von dem Heldenmut der deutschen Soldaten auf dem uns klimatisch so ungewohnten Kriegsschauplatz.« (Seidel 1921:14)

ße »über die höchsten Gipfel hinweg« gebaut haben (Seidel 1921: 19). Überhaupt spart auch Seidel nicht an Lob für die technischen Leistungen der Truppen, die »mit deutscher Tatkraft und deutscher Zähigkeit [...] in jahrelanger Arbeit« (Seidel 1921: 12-13) etwa eine Feldbahn von Prilep bis zur Front bei Bitola gebaut haben. Ohne den Krieg, ohne den deutschen Militäreinsatz wäre Mazedonien noch unzugänglicher und gefährlicher, als es laut Seidel trotz allem ohnehin noch ist:

»Wohin wir blicken, hemmen gewaltige Bergmassen den Weg. Im Zentral-Balkan gibt es nicht Wege und Straßen nach deutschem Muster. Saumpfade führen an schwindelnden Abhängen über das Felsgebirge, und in den Schluchten hausen noch Wölfe und Bären. Das Räuberunwesen hat hier seine Heimat und hätte der Krieg nicht eine feste gesicherte Etappenstraße geschaffen, wahrlich, die Reise wäre uns vielleicht verdammt schlecht bekommen.« (Seidel 1921: 9)¹⁹

Das deutsche Wirken wird als in jeder Hinsicht segensreich in Szene gesetzt. Ob als Ingenieure und Techniker – »Kamerad Germansky komm, Maschin kaput!« (Seidel 1921: 33) –, ob als Ärzte (Seidel 1921: 37), die Deutschen setzen die Einheimischen und ihre bulgarischen Verbündeten immer wieder ob der »viele[n] Kunst und Wissenschaft, die wir mitbrachten« (Seidel 1921: 37) in Erstaunen, machen sich als Lehrmeister in jeder Disziplin unabdinglich und gewinnen »durch unsere Arbeit und unseren Fleiß« (Seidel 1921: 37) die Achtung aller. Zur Metapher für die deutsche Überlegenheit, die sich jedoch mit sanfter Hand bemerkbar macht, wird ein »mit Liebe und Fleiß« gärtnernder »Landsturmann« in Resnja [heute Resen im Süden der Republik Mazedonien], dessen üppige Frucht tragenden Felder allerseits angestaunt werden und der in Frauen und Mädchen aus dem Dorf »begeisterte[] Schülerinnen« gefunden hat. Seine Gärtnerei gibt ein Beispiel »von dem, was der Boden Mazedoniens bei intensiver Bewirtschaftung nach deutschem Muster tatsächlich hervorbringen konnte« (Seidel 1921: 36), und führt beim Erzähler zu Ergüssen kolonialen Begehrrens, die an Siedlungsgedanken des 19. Jahrhunderts anknüpfen:

»Von diesem Garten Eden, der hier unter deutscher Gärtnerhand erstanden war, kehrten wir immer mit besonderer Erbauung zurück und wenn bei der Heimfahrt die glühende Abendsonne mit zartesten Farbenton die Wölkchen am Himmelstzelt übergoß, dann priesen wir oft das reiche, fruchtbare Land, und wünschten es

¹⁹ Verhalten kritisch wird der deutsche Straßenbau in Mazedonien hingegen von H. Renner, neben Willer (1916) ein anderer soldatischer Mazedonien-»Poet«, in seinem Gedicht »Nutzen und Schaden« dargestellt: »Endloser Fels, granit und schiefern,/Mit Pfaden, schwerlich zu begehen.,/Kaum Bäume, die ein Feuer liefern/-so der Charakter mazedon'scher Höhen.//Die Pfade hat der Krieg verbreitert,/Und um das Doppelte vermehrt,/Für Wagen ist der Weg erweitert,/Wo einstens Esel nur verkehrt.//Die selt'nen Bäume sind verbrannt,/Von weither wird das Holz gefahren-/Mir scheint's, als wenn dem armen Land/Die Bäume nöt'ger als die Wege waren.« (Renner o.J. [1918])

unserem deutschen Mutterland als Kolonialgebiet, auf dem noch viel brave deutsche Auswanderer mit der Kraft und der Art unseres Gärtners von Resnja die Bodenschätze zum Segen der ganzen Welt hätten heben können. Unermeßlich ist der Reichtum des Landes und bei den mannigfachen Rohprodukten hätte wohl eine sehr rege deutsche Industrie hier erstehen können: Leinen, Tuch und Seide, Baumwolle und vieles, vieles mehr wären einem arbeitsfrohen Volke hier unter den Händen erstanden.« (Seidel 1931: 36-37)

Doch dann bricht die Front zusammen, die deutschen Truppen müssen überstürzt den Rückzug antreten und stellen fest, dass sie im Land wohl doch nicht so beliebt sind. Der heterotopische Garten des Landsturmmannes wird »vollständig verwüstet und zerstört«, und beleidigt versucht Seidel sich in der Rückschau zu trösten: »Das eine aber wage ich zu behaupten: die Balkanbevölkerung hat von der deutschen Einquartierung nur Gutes erfahren und wird sich wohl heute schon unter geordneteren Verhältnissen manchmal den deutschen Lehrmeister wieder zurückwünschen, der imstande gewesen wäre, den Balkan zu einer Schatzkammer Europas auszubauen.« (Seidel 1921: 58)

Der Rückzug führt Seidels Abteilung durch Tetovo und Ausläufer des Šar-Gebirges Richtung Kosovo, wo nun alles zum Feind der deutschen Soldaten stilisiert und auch die einheimische Bevölkerung nur noch negativ dargestellt wird.²⁰ Es ist ein »verfluchtes Land« (Seidel 1921: 95), durch das sie sich auf

²⁰ Sie ist ein »schmutzige[s] Bettvolk«, das in »Höhlen und Felsenestern« lebt und ein »armseeliges Panjedasein« führt (Seidel 1921: 99). In einem Dorf zwischen Tetovo und Vratnica in der heutigen Republik Mazedonien kehren die Soldaten bei Einheimischen ein. Seidels drastische Schilderungen erinnern an Mays Darstellung von Glogovik (vgl. May 1892b: 57-79): »Die Häuser und engen Gassen strotzten vor Schmutz. Die baufälligen Hütten standen wackelig in den Felsnischen und drohten einzustürzen, wenn man sich an einen der Grundpfeiler nur anzulehnen wagte. Ein übler saurer Geruch, wie er entsteht, wenn im Kot und Schmutz Speiseabfälle verderben, erfüllte die ganze Luft und widerlich schmutzige Gesellen drückten sich auf den Gehöften herum. An den Lehmmauern klebte in runden großen Scheiben der Kuhmist, den man in Ermangelung von Holz zu Feuerungszwecken verwendete. Im Innenraum solch einer Hütte lag um uns beim Eintreten zunächst nur ägyptische Finsternis und erst allmählich gewöhnte sich das Auge an den düsteren Raum, der im wahrsten Sinne des Wortes einer Räuberhöhle gleich. Rauchgeschwärzte Wände und Balken umgaben eine Gruppe am offenen Kamin hockender Gestalten. Zwischen zwei Pfählen schaukelte ein kleines Päckchen hin und her und aus Leibeskräften schrie ein kleines Baby uns entgegen. Verdenken konnte man es dem kleinen Erdenbürger wohl kaum, daß er sich in dieser schwarzen Höhle nicht sonderlich wohlfühlte, war doch der ganze Raum erfüllt von dickem Qualm und Rauch, der uns die Augen beizte. Das Feuer brannte offen in der Hütte. Durch ein kleines Loch im Dach sollte der Rauch wohl abziehen, aber diese Oeffnung erwies sich zu solchem Zwecke als viel zu klein. Freund Panje war nicht unfreundlich zu uns, als wir sein Allerheiligstes mit schüttelnden Köpfen bewunderten. Er offerierte uns sogar eine Dobro-Zigarette, indem er aus dem roten, breiten Schal, der seine Lenden umschlang und gleichzeitig als Tasche für das unvermeidliche Messer, für den Geldbeutel etc. diente, ei-

»steinigen Saumpfaden« (Seidel 1921: 88) bewegen, es lässt eine »Sintflut« (Seidel 1921: 94) auf sie herabruschen und scheint sie in seinen »Schluchten und Felslabyrinthen« gefangen zu halten und ihrem Verderben auszuliefern, so wie es schon die ganze Welt ins Unheil gestürzt hat:

»Proklete gore! Verfluchte Berge! – Ich weiß keine bessere Bezeichnung für das Reich der düsteren, schwarzen Gebirge, die uns hier gefangen hielten. Schwarz wie die Nacht, die mich umgab, als ich irgendwo in den Felslabyrinten des Balkans erschöpft zusammengebrochen war, so unheimlich, finster und unheilvoll war das ganze Land, dem die Welt fluchte, weil es zum Brandherd des europäischen Krieges geworden war, dem auch wir fluchten, weil es uns seine schier unüberwindlichen Bergriesen entgegenseztes, uns damit den Ausblick in die Morgenröte der Freiheit zu wehren. Proklete gore!« (Seidel 1921: 111)

Die mazedonisch-albanischen Grenzberge also (von Seidel kurzerhand zu »albanisch-montenegrinischen Grenzbergen« gemacht; vgl. Seidel 1921: 91) sind schuld am Weltkrieg, und schuld an der Niederlage an der ›mazedonischen Front‹ ist auch nicht der »deutsche Recke der Neuzeit, Germanenblut in den Adern und die Kraft eines Löwen im Arm«, der sich »wacker geschlagen« hat, sondern der »eigene Bundesbruder« wurde »um Judaslohn« zum »Verräter an unserer deutschen Sache« (Seidel 1921: 51). Mit dieser Lesart, die den angenommenen deutschen Anspruch auf Mazedonien zusätzlich ideologisch begründet, entspricht Seidel auch den nationalistischen Romanen über die Mazedonienfront, die in den 1930er Jahren erscheinen (vgl. Kapitel 5.1).²¹

Wie aufgezeigt wurde, sind die Berichte deutscher Kriegsteilnehmer von der »Mazedonienfront« stets ideologisch gefärbt und als Konstruktionen zu betrach-

ne Tabakdose herausnahm und ganz säuberlich einen Glimmstengel zu drehen verstand. Wie war es aber nur möglich in solchem Dreck und Speck für die Dauer ein Leben zu fristen. Armes, armes Volk, das hier in den Bergen wohnte. Unsere Stallungen für das Vieh, die in deutscher Heimat stehen, sind wahre Paläste gegen solch eine armselige Indianerhütte, wie wir sie hier in den albanisch-montenegrinischen Grenzbergen fanden. Dabei werden, nebenbei bemerkt, die Hütten von Mensch und Vieh gemeinsam bewohnt. Um das Feuer herum, über dem ein großer Kupferkessel schaukelt, liegen auf geflochtener Matte Männer, Frauen und Kinder beieinander. Ein kleines schwarzes Borstentierchen, das in dieser Schweinerei ganz vortrefflich gedeiht, gesellt sich dazu, eine Henne gackert und wackelt über den lehmigen Boden, an der Krippe aber zupft Meister Graubein lustig am Heu und lässt mit lang gezogenem ›I-a‹ seine kleinen runden Aepfel fallen. Das alles stört die braven Panjes nicht, sie leben in ihrem sonderlichen Idyll gar glücklich weiter. Was würden unsere verwöhnten europäischen Frauen zu solch traurlichem Familienglück wohl sagen?« (Seidel 1921: 91-92)

21 Deutlich differenzierter schildert das Vorwort des Bandes *Weltkriegsende an der mazedonischen Front* aus der »im Auftrag des Reichsarchivs« herausgegebenen Reihe »Schlachten des Weltkrieges« die Gründe für den Zusammenbruch der Front in Mazedonien, die Hauptverantwortung trägt aber auch hier die bulgarische Armee (vgl. Dieterich 1926: 10-19).

ten, die sich aus dem zeitgenössischen Mazedoniendiskurs speisen und weniger der Darstellung einer bestimmten ›Realität‹ als vielmehr der Selbstvergewisserung, der Unterhaltung eines heimischen Lesepublikums und politischen Zielen dienen. Dennoch werden derartige Berichte noch heute unkommentiert als ›authentische landeskundliche Zeugnisse‹ tradiert und tragen somit wiederum zum heutigen Mazedoniendiskurs bei. So zitiert die Historikerin Cornelia Rauh-Kühne in einem Aufsatz über die Kriegserlebnisse des Offiziers Hans Constantin Paulsen auch dessen Aufzeichnungen aus Mazedonien, in denen er sich, so Rauh-Kühne, »ausgiebig der gewaltigen Landschaft und der fremdartigen orientalischen Kultur [widmet], mit der er in Mazedonien erstmals konfrontiert wurde« (Rauh-Kühne 1997: 150). Die »Landschafts- und Kulturerfahrungen als Etappenoffizier« – so eine Zwischenüberschrift des Aufsatzes –, die ohne Einordnung weitervermittelt werden, lesen sich ganz ähnlich wie die Beschreibungen Willers (1916) oder Seidels (1921), etwa beim »Besuch einer Eingeborenen-Familie«:

»In einem großen Stall, zur Rechten deutsche Pferde, zur Linken die Familie rings um ein Feuer gehockt ... Die Männer faul, Zigaretten drehend, eine Frau ihren kleinsten Struwwelkopf mit Liebe lausend, zwei Mädchen flochten sich gegenseitig Zöpfe für den morgigen Festtag (hl. Dreikönige), und zwar eine ganze Menge, ungefähr 40-50 dünne Zöpfe, die dann eine Art steifen Teppich bildeten. Im Übrigen tragen die Frauen Ponnylocken in die Stirn und Koteletten an den Ohren. Eigentlich konnte man glauben, man säße bei Eskimos. Auf jeden Fall hält man es nicht für möglich, daß diese Menschenkinder ›Europäer‹ sind.« (Zitiert nach Rauh-Kühne 1997: 154-155)

In der Rubrik »einestages« des Nachrichtenmagazins *Spiegel Online* wurden 2013 unter dem Titel »An der Front mit den ›Preußen des Balkans‹ die Kriegserinnerungen Carl Klußmanns von seinem Enkel Uwe Klußmann veröffentlicht. Auch hier werden die Schilderungen »Mazedoniens« übernommen, ohne sie einzurichten oder auch nur zu hinterfragen:

»Schon während der Bahnfahrt an die Front dämmerte den Soldaten, dass sie am Rande Europas angelangt waren. Die Fahrt ging an zerklüfteten baumlosen Berghängen vorbei, die bei vielen sicherlich Erinnerungen an Karls Mays Abenteuerroman ›In den Schluchten des Balkan‹ weckten. Sie fuhren an Dörfern aus Lehmhütten vorüber, deren Bewohner weder Strom noch fließendes Wasser kannten. Ihnen bot sich das Bild einer armen, aber an ethnischen Kulturen reichen Gegend. Hier lebten Serben, Albaner, Griechen, Bulgaren und Türken; Muslime, Christen und Juden. Aus Fotos kann man schließen, dass meinem Großvater besonders die bulgarischen Schäferinnen in ihren Trachten mit bunt bestickten Ärmeln gefallen.« (Klußmann 2013)

Stereotype Imaginationen, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert vor dem Hintergrund eines kolonialistischen Diskurses entstanden sind, erweisen sich so bis heute als wirkmächtig. Bis zu einem gewissen Grad gilt das auch für die Briefe des jüdischen Religionsphilosophen Franz Rosenzweig, die dieser zwischen 1916 und 1918 aus Mazedonien an Familie und Freunde schrieb und die in den letzten Jahrzehnten in Sammelbänden veröffentlicht wurden. Spielen Beschreibungen des Landes, in dem er als Soldat der Luftabwehr eingesetzt war, auch nur eine eher geringe Rolle – vorrangig sind intellektuelle Erörterungen philosophischer, theologischer und historisch-politischer Themen sowie der Austausch über unterschiedlichste Lektüren –, so spiegeln sie doch den zeitgenössischen Diskurs wieder, wenn auch die jeweilige Bewertung sich durchaus von gängigen Mustern unterscheidet. Nach Mazedonien ist es »so eine lange Reise« (Rosenzweig 2002: 12), doch diese »Entferntheit« (Rosenzweig 2002: 78) hat Vorteile für den Einsamkeit suchenden Denker: »Ein solches beinahe Einsiedlerleben auf einem hohen Berg mit weitem Blick hatte ich mir immer gewünscht, im Frieden ...« (Rosenzweig 1979: 216) Als er sich in die Frau seines Freundes Eugen Rosenstock verliebt, Margrit Rosenstock-Huessy, genannt Gritli, treten die Vorteile allerdings in den Hintergrund: »Früher war mir ja diese Front sympathisch, wegen des interessanten Hinterlands, der schönen Südlichkeit und auch grade wegen der Entferntheit – das einsiedlerhafte Dasein an der Peripherie gefiel mir –, aber jetzt ist es schrecklich, so weit weg zu sein« (Rosenzweig 2002: 78). Und doch kann er dem Kriegsaufenthalt im südlichen Land, der ihm genug Raum für umfangreiche Lektüren und eigene Arbeiten²² bietet, einiges abgewinnen, wovon nicht nur geradezu hymnische Landschaftsbeschreibungen zeugen, sondern auch Passagen wie diese an die Eltern (die freilich, um diese zu beruhigen, recht zugespitzt sein mag):

»So lange wir hier sind, könnt Ihr nun freilich *mehr als beruhigt* [Herv. i.O.] sein. Die Front ist ca. hundert Kilometer entfernt und nach Veles sind feindliche Flieger seit Januar nicht gekommen! Es ist eine vollkommene Sommerfrische, gestört durch einige Vorgesetzte (aber nicht mehr als einen in der Schweiz die Kellner stören). Blütenbäume, Schneeberge, Rindvieh, Arnauten, Türken, bulgarisches Militär.« (Rosenzweig 1979: 187)

Die einheimische Bevölkerung findet sonst kaum Erwähnung, gängige Zuschreibungen werden nur punktuell angedeutet, etwa wenn Rosenzweig im Dezember 1916 seinen Eltern schreibt:

²² So zeugen die Briefe sehr detailliert von der Ausarbeitung von Rosenzweigs Werk *Stern der Erlösung* in Mazedonien. Walter Benjamin hat in seiner Rezension des Buches darauf hingewiesen: »Denkwürdig wie das Werk seine Entstehung in den Schützengräben von Mazedonien.« (Benjamin 2011: 185)

»Ihr denkt Euch alles hier falsch, es ist garnicht so ungemütlich, und wären nicht die verlorenen Jahre, so wäre es ganz lustig. Das Primitive (und selbst das Dreckige) macht mir ja Spaß. Könnte ich Euch nur eine Vorstellung von den hiesigen Zuständen vermitteln. Ihr würdet selbst sehen, daß man solche Mitleidsausbrüche unwillkürliche mit einem vergnügten Grinsen quittiert. Umgekehrt stelle ich mir nach zwei Tagen vielleicht Euer Leben zu grau vor. Ich habe gar keine große Sehnsucht nach Urlaub im Februar.« (Rosenzweig 1979: 325)

Prägend wirken in Rosenzweigs Briefen in Bezug auf Mazedonien insbesondere die Beschreibungen der als erhaben inszenierten Landschaft, die zudem »hinreisend schön« (Rosenzweig 2002: 148) bzw. »wunderschön« (Rosenzweig 1979: 188) sei, wenn sich der Autor auch den Hinweis nicht verkneifen kann: »Nach dem Krieg wird man Autoreisen hierher machen – freilich mit Übernachten im Wagen.« (Rosenzweig 1979: 188-189)

5 Die ›mazedonische Front‹ als literarischer Topos

Kriegsbejahende und nationalistische Romane stehen in den 1930er Jahren bereits in einer gewissen Tradition: 1920 hat Ernst Jünger sein erstes Buch *In Stahlgewittern* publiziert, mit dem er »den Krieg total mythisiert« (Schütz 1977: 62) und das in der Folge zum Vorbild für zahlreiche Romane der »kriegsverherrlichende[n] Literatur des soldatischen Nationalismus« (Schütz 1977: 61) wird. Bestimmend für Jüngers Werk sind die »Versuche der absoluten Stilisierung, einmal des Krieges selbst zum mythischen Geschehen, dann der Soldaten, selbstredend vor allem der Offiziere, zu Kriegern in der Haltung kühner Gelassenheit und höchst verfeinerter Genussfähigkeit« (Schütz 1977: 63) und die »Glorifizierung der Materialschlacht« (Schütz 1977: 65). Der ›Krieger‹ wird dabei wie wenige Jahrzehnte früher der ›Künstler‹ »als Kontroversbild des Bürgers illusioniert« (Schütz 1977: 64).

Ende der 1920er Jahre gibt es dann einen regelrechten Boom dieser Art von Kriegsliteratur. Als Reaktion auf Remarques *Im Westen nichts Neues* erscheinen zahlreiche Werke, die »das Kriegserlebnis dezidiert als Verpflichtung auf ein nationalistisches Engagement« (Vollmer 2003: 4) benennen und den Kampf an den Fronten des Ersten Weltkriegs in einen »Kampf um gesellschaftliche Sinnstiftung« (Vollmer 2003: 4) überführen. Die Niederlage bei Kriegsende wird thematisiert, ihr werden aber »die Werte Ehre, Kampfeslust und Opferbereitschaft« entgegengestellt und darin die Niederlage »als Keim des Aufbruchs eines neuen Deutschland gewertet« (Vollmer 2003: 4) – die »soldatischen Autoren rufen den Krieg zurück, der noch nicht verloren ist« und schaffen »eine heroisierende Projektion der kameradschaftlichen Vergangenheit in eine durch Kameradschaft zu erringende, wahrfache Zukunft« (Schütz 1986: 205). All diese Romane wirken mit am »glorifizierten Mythos vom unbesiegten und unbesiegbaren, pflichtbewussten, opferbereiten und selbstlosen deutschen Frontsoldaten« (Gollbach 1978: 270), der in den Krisenzeiten der späten Weimarer Republik, in denen die kollektive Erinnerung zu einer Verklärung des Krieges neigt, offensichtlich einen Nerv trifft: Die Auflagenzahlen erreichen enorme Höhen.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, deren gesamte Ideologie auf der »Bejahung von ›Kampf‹ und ›Opfer‹« (Prümm 1976: 138) beruhte, konnte diese Kriegsliteratur als »Orientierungspunkt politischer Zielvorstellungen« (Prümm

1976: 138) völlig reibungslos in die offizielle Literaturpolitik integriert werden und nahm, nun staatlich gefördert, noch größere Ausmaße an. Quantitativ lag sie laut Karl Prümm sogar noch vor Bereichen wie »Blut und Boden« und »Heimat und Volk« (Prümm 1976: 139).

Von den in ›Mazedonien‹ spielenden Kriegsnarrationen, die in den folgenden Unterkapiteln untersucht werden, gehört der überwiegende Teil zu dieser Art von Literatur. Durch ihre Verortung in einem – mal mehr, mal weniger pejorativ – exotisierten Raum, dessen Bevölkerung als kulturell inferior und dessen Landschaft als lebensfeindlich imaginiert wird, werden zum einen die oben genannten Funktionen verstärkt. Zugleich erfüllen sie aber noch eine weitere relevante Aufgabe: Sie verbreiten imperialistische Zuschreibungen und erheben einen aus Geschichts- oder aktuellen Kämpfen hergeleiteten Anspruch auf das Land, womit sie den deutschen Einmarsch und die Besatzung ›Mazedoniens‹ ideologisch rechtfertigen. Allerdings gilt auch in diesen Romanen, dass der imaginierte Raum ›Mazedonien‹ letztlich ein diffuser Raum ist, ein Raum, der – selbst in Bewegung – zugleich durch die Bewegung der vorrückenden, im Grabenkampf stockenden oder auf dem Rückzug befindlichen deutschen Soldaten erst definiert wird.¹ Und es ist ein Schweltenraum – gerade noch an der ›Peripherie Europas‹ oder schon darüber hinaus –, die Soldaten selbst befinden sich dort ebenfalls in einem Zustand der Liminalität. Aus dem zivilen Leben vertraute Konventionen und Gegebenheiten gelten in zweifacher Hinsicht nicht mehr, zum einen aufgrund des Krieges und zum anderen aufgrund der als fremd empfundenen Umgebung an der ›Balkanfront‹, die die Soldaten verändert und – so bei Wehner (1936) – manchmal fast an den Rand des Wahnsinns treibt. Aus dem Zustand der Liminalität heraus treten sie sowohl bei Wehner als auch bei Ehrke (1938) erst, als sie den Balkan wieder verlassen, bei Wehner nach Verdun, bei Ehrke bei Kriegsende nach Deutschland, um den Kampf um das ›neue Deutschland‹ in den Freikorps aufzunehmen. Ein Teil von ihnen scheint indes, insbesondere bei Ehrke, in der Liminalität zu verharren: Die Gefallenen, die als ›Totenheer‹ mit den Lebenden zusammen in die Schlacht ziehen.

Die pejorisierende Darstellung des Landes und seiner Bevölkerung im Sinne orientalistischer und balkanistischer Zuschreibungen prägt freilich nicht nur diese Texte, sondern auch die dezidiert kriegskritischen Erzählungen Ehm Welks von der ›Mazedonienfront‹. Wie wirkmächtig und langlebig sie sind, zeigt sich zudem an Erinnerungswerken deutscher Soldaten, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts in internationalen NATO- und EU-Operationen in der Republik Mazedonien eingesetzt waren. Es wird deutlich, dass Mazedonien – wenn auch unter anderen Prämissen – weiterhin in Diskursen der Überlegenheit und Abgrenzung imaginiert wird, die

¹ Zum Raum als »Produkt diskursiver und körperlicher Praktiken, durch die der Raum strukturiert, organisiert und performativ hergestellt wird«, vgl. Strohmaier 2008: 29-33.

deutlich an die nationalistischen Frontromane nach dem Ersten Weltkrieg (und die »Berichte vom Kriegsschauplatz«) anschließen.

5.1 Ideologische Zuschreibungen

In seinem 1936 in der Deutschen Hausbücherei veröffentlichten Roman *Stadt und Festung Belgerad* erzählt Josef Magnus Wehner vom Vormarsch des deutschen Heeres durch Serbien und der anschließenden Etappe in Mazedonien und rekurriert dabei auf eigene Kriegserlebnisse auf dem Balkan im Jahr 1915 als Soldat im Bayrischen Infanterieregiment (vgl. Baird 2008: 66, 75). Dennoch wählt der Autor den Modus der Nullfokalisierung, er berichtet – auch wenn er in einzelnen Passagen, allerdings aus unterschiedlichen Perspektiven, eher intern fokalisiert – im Allgemeinen »aus der ›Übersicht‹ einer am Geschehen nicht unmittelbar beteiligten narrativen Instanz« (Martinez und Scheffel 2003: 65), was trotz allen Pathos den Eindruck einer größeren Distanz zum Handlungsgeschehen vermittelt. Der Roman hängt eng mit Wehnern bereits 1930 erschienem Erfolgsroman *Sieben vor Verdun* zusammen, den er ausdrücklich als Antwort auf Remarques *Im Westen nichts Neues* konzipiert hatte (vgl. Baird 2008: 69); die Hauptprotagonisten in Wehnern beiden Romanen sind zum Großteil dieselben, und *Stadt und Festung Belgerad* endet mit der Verlegung der Truppen aus der mazedonischen Etappe an die Westfront, nach Verdun.

Bereits in der Schilderung des Vormarsches durch Serbien setzt Wehner deutliche Akzente. So wird das deutsche Heer mythisch überhöht und in die direkte Nachfolge von Goten und Kreuzrittern und der habsburgischen Armee der Türkenfeldzüge gestellt, womit die Okkupation Serbiens gerechtfertigt und durch die vermeintliche Vergangenheit der Deutschen als ›Kulturbringer‹ auf dem Balkan begründet wird, »als deutsche Siedler von Westen herzogen und die Völker des Südostens Sprache und Gesetz, Würde und Gestalt vom Reiche empfingen« (Wehner 1936: 40). Aus der christlich verbrämten, nationalistisch-mythischen Reichsidee Wehnern – die auch in anderen seiner Werke eine bestimmende Rolle spielt – lässt sich somit ein deutscher Anspruch auf Herrschaft herleiten, wie es der Gefreite Eduard Lang, einer der Protagonisten des Romans, auch mit expliziter Kritik an Frankreich und seinen afrikanischen Hilfstruppen deutlich macht:

»Und wenn er an Barbarossa dachte und Heinrich den Löwen, die eben dieses Weges gegangen waren in das Heilige Land, und er dachte weiter an die Feinde Deutschlands, die längst das Erbgut Europas an die schwärzesten Völker verraten hatten, da fühlte er tief, wie im Reiche allein noch die ewige Ordnung der Welt aufbewahrt sei. Und wie sehr auch der Boden schwankte, über den jetzt allenthalben die Füße der kriegerischen Millionen gingen, so schwor er sich doch im rein

aufsteigenden Morgen, das Erbe Europas zu hüten, auch in der kleinsten Tat, und überall ein ritterlicher Kämpfer und ein Christ zu sein.« (Wehner 1936: 31-32)

Um die Tradition, in der er die Truppen verortet, ausdrücklich zu unterstreichen, lässt Wehner ein Geisterheer auftreten, das in einem Sturm Seite an Seite mit den deutschen Soldaten vorrückt. Diese hören marschierende Schritte und Waffengeklirr neben sich und später Gesang, in den sie einstimmen und der ihnen Kraft verleiht. Als sich der Sturm verzieht, ist allerdings niemand zu sehen. Die Illustration dieser Szene, ein Holzschnitt auf Seite 31, lässt indes keinen Zweifel: Über den Kolonnen der pickelhaubenbewehrten Soldaten zieht in den Wolken eine Armee aus Fußsoldaten mit runenverzierten Schilden und Kreuzrittern hoch zu Ross in den Kampf. Damit nimmt Wehner ein Motiv auf, das als Totenkult im Weltkriegsgedenken seine Wurzeln bereits in der Weimarer Republik hatte, wie Ulrike Brunotte gezeigt hat, doch erst im Nationalsozialismus das öffentliche Leben zunehmend dominierte:

»Der Gedanke, dass nichts lebendiger sei als diese Toten und dass ihre ›Taten‹ mit der allzeit zum Kampf bereiten neuen Jugend fortgesetzt werden müssten, dieser Gedanke war spätestens im Nationalsozialismus allgemein geworden. [...] Nicht allein im berühmten *Horst-Wessel-Lied* marschieren bekanntlich die toten Kameraden mit. Überall wollte man in Kult, Monument und Rede den ›Geist der Front‹ und die ›Totenheere‹ lebendig erhalten.« (Brunotte 2004: 127; vgl. auch Friedländer 1984: 40-41)

Mit der Überhöhung der Deutschen geht eine Heroisierung und gleichzeitige – wenn auch im Vergleich noch verhaltene – Abwertung der einheimischen Bevölkerung bereits in Serbien einher. So sind die Serben der »tapferste Gegner, den sie [die Deutschen] je vor den Gewehrläufen gehabt haben« (Wehner 1936: 79), immer wieder werden ihr Mut und ihre Aufopferungsbereitschaft – selbst von Alten, Frauen und Kindern – hervorgehoben. Ihr überaus verlustreicher Rückzug durch die albanischen Berge ins Exil auf Korfu nach der Niederlage wird ausführlich und durchaus empathisch geschildert, so dass der serbische Literaturwissenschaftler Zoran Konstantinović Wehner bescheinigt, »besonderes Einfühlungsvermögen in das Empfinden der Serben [...] mit seinem Kriegstagebuch ›Stadt und Festung Belgrad‹ [...] bewiesen« zu haben (Konstantinović 2005: 453). Dennoch sind die Deutschen taktisch und kriegstechnisch eindeutig überlegen, und nicht nur das: Sie sind es auch moralisch. Die Serben sind zwar tapfer, aber sie sind auch heimtückisch, kümmern sich wenig um international übliche Gepflogenheiten der Kriegsführung – so hissen sie weiße Fahnen und schießen dann doch aus dem Hinterhalt auf die arglosen Deutschen, vergiften Brunnen etc.

Mazedonien spielt abgesehen von einer Reminiszenz an die gleichnamige biblische Region, »wo Paulus predigte« (Wehner 1936: 29), erst gegen Ende des Romans

in den Kapiteln »Die Mädchen in Mazedonien«, »Die Tochter des Todes« und »Das griechische Mädchen« eine bestimmende Rolle. Auch seine Darstellung ist durchaus heterogen, eine Melange aus Heroisierung, Exotisierung und Pejorisierung mit sowohl balkanistischen als auch orientalistischen Motiven. Bereits die Topographie des Dorfes, in dem erstmalig die Figur eines »Mazedonier[s]« (Wehner 1936: 143) auftritt, evoziert eine Atmosphäre von Wildheit und Gewalt. Zugleich verweist das strömende Wasser, das als kaum zu bändigen geschildert wird und mit seinem Rauschen und Donnern dafür sorgt, dass die Soldaten die Anordnungen des Offiziers kaum mehr verstehen, auf weibliche Sexualität,² die in der folgenden Episode tatsächlich die Disziplin auf eine Probe stellt:

»Sie sahen die Risse eines wilden Bergnestes mit kleinen, würfeligen Hütten. Von der Höhe der umliegenden Bergketten, die sich hier trafen, stürzten zwei, drei Gießbäche auf einmal gegen die Häuser herab. Die Luft rauschte und donnerte weithin, und sie sahen gegen den halbhellen Nachthimmel die Wasser durch die Luft schießen, in rohe Steintröge prallen, um dann gesammelt und pfeilschnell in die viereckigen Mühlen zu gleiten, die wie zackige Gewächse in die Steilhänge der Gebirgsmulde gepreßt waren. Das ganze Dorf zitterte von dem Druck und Braus der Bäche, sie verstanden den Oberleutnant kaum, als er zwischen brennenden Fackeln die letzten Befehle gab.« (Wehner 1936: 142)

Die Hauptprotagonisten des Romans finden Quartier in einem der Häuser. Dessen weitere Beschreibung steht in merkwürdigem Gegensatz zu den »kleinen, würfeligen Hütten«, kommen die Soldaten doch in einen »Raum, der ihnen gewaltig groß und still dünkte« (Wehner 1936: 141), eine »scheunenartige Halle« (Wehner 1936: 142). Die darauf folgende Beschreibung rekurriert auf einen Aspekt des zeitgenössischen Mazedonien-Diskurses, welcher der Heroisierung und zugleich auch zusätzlichen Mythisierung dient: das den Mazedoniern zugeschriebene germanische Erbe (vgl. insbesondere Kapitel 6.1). Vor diesem Hintergrund lässt der »Mazedonier« Assoziationen von »altnordischem« Germanentum zu und fungiert als Marker eines von archaischem Heroismus und Mythos geprägten weiteren Handlungsverlaufs: »Sie sahen in der Höhe, vom Flammenschein eben noch angeglüht, das hohe, rußglänzende, gebogene und geschnitzte Gebälk und glaubten in der Hausung eines altnordischen Häuptlings zu sein. Und da erhob er sich schon, der Herr, ein sehniger Mazedonier. Ohne Eile löste er sich vom Feuer, vor dem er, die Hände auf den Knien, gehockt hatte.« (Wehner 1936: 143)

Dramaturgisch wird damit der Rahmen für die folgende Episode gesetzt, in der eine Gruppe junger Frauen im Haus auftaucht; wie sich herausstellt, wohl Kla-

² Auf den symbolischen Zusammenhang von Wasser und weiblicher Sexualität hat Klaus Theweleit in seiner Untersuchung über die Freikorps-Literatur der 1920er Jahre hingewiesen. Vgl. Theweleit 1977: 346–362.

geweiber. Ihre Anführerin, eine geradezu überirdisch wirkende Gestalt von heroischer Schönheit, wird »Tochter des Todes« (Wehner 1936: 245) genannt.³ Zwischen ihr und einem der deutschen Hauptprotagonisten namens Kolb, der ebenfalls als ein seinen Kameraden überlegener Charakter geschildert wird, entspinnt sich eine keusche und doch leidenschaftliche Liebesgeschichte (vgl. Wehner 1936: 176–179).⁴ Bezeichnenderweise findet sie ihre Erfüllung auf einem von Toten bedeckten nächtlichen Schlachtfeld nach der Schlacht (vgl. Wehner 1936: 245–248): nazistischer »Todeskitsch« und »Pseudospiritualität, die diesen Kitsch umhüllt« (Friedländer 1984: 41) in Reinform.

Dass die Mazedonier als »kriegerisches Volk« – trotz ihrer nicht zu leugnenden Fremdheit – für Wehner grundsätzlich positiv konnotiert sind, wird auch im weiteren Verlauf der Handlung deutlich: »Darauf bauten sie einen Monat lang Straßen in Mazedonien, sahen seltsame Hochzeiten mit türkischen Paukenschlägern und Klarinetten, fühlten sich aber wohl bei diesem kriegerischen Volke, dessen Hofmauern mit Schießscharten versehen sind. Sie begruben eine Mutter, deren Sohn ein Opfer der Blutrache geworden war.« (Wehner 1936: 230) Doch schon die Erwähnung der Blutrache weist darauf hin: Letztlich sind sie in ihrem Archaismus den Deutschen moralisch unterlegen. Dies wird auch schon in der einführenden Episode mit dem »Mazedonier« deutlich. Der verlangt von den »Germanski« – das seien »doch tapfere Krieger, und sie würden ihm den Gefallen tun« (Wehner 1936: 157) – nichts Geringeres, als dass sie seiner alten, bettlägerigen Mutter die »Gurgel abschneiden« (Wehner 1936: 143), da sie ihm zur Last falle. Die Deutschen sind diesem aus ihrer Sicht unmenschlichen Ansinnen gegenüber aber »taub und frostig« (Wehner 1936: 161). Trotz aller Heroisierung gibt es also bei Wehner ein deutliches kulturelles Gefälle zwischen den deutschen Protagonisten und der einheimischen Bevölkerung, wenn auch die Abwertung, wie in den folgenden Kapiteln deutlich werden soll, im Vergleich zu anderen Autoren recht zurückhaltend ausfällt.

Dies zeigt sich auch an der letzten Station der Soldaten in Mazedonien, bevor sie an die französische Front nach Verdun verlegt werden, der Stadt Veles. Sie wird – allerdings unter abundantem Gebrauch orientalistischer Metaphorik – durchaus positiv, ja sogar idyllisch geschildert: »Möven und Dohlen wandelten auf

3 Zur Verbindung von *Weiblichkeit und Tod in der Literatur* vgl. Berger und Stephan 1987.

4 Unter den deutschen Soldaten insgesamt sorgt die Erscheinung der jungen Frauen für Unruhe.

Das sexuelle Begehr, das deutlich durchscheint, wird allerdings gebändigt. Nur ein Soldat versucht, die Frauen heimlich durch das Fenster zu beobachten, rutscht dabei ab und findet in einem Brunnenschacht – wieder das Element Wasser! – den Tod (Wehner 1936: 161). Zwei andere, ein Wachtposten und ein Angehöriger eines anderen Zuges, prügeln sich. Ursache ist der »weiche, schwarze Leib einer Frau [...] am Rande der Steine, die den wilden Mühlbach einfaßten« (Wehner 1936: 159), die flieht, als in die Prügelei eingegriffen wird. Ob sie zu den Frauen im Haus gehört, bleibt unklar.

Dächern der holzgeschnitzten Türkenhäuser, hinter deren Scheiben, vor Teppichwänden, Türken in grüner Seide saßen und rauchten« (Wehner 1936: 231), während die Deutschen in den »engen Gassen lustwandelten, in denen schöne Mädchen ihre heißen Blicke nach den wohlgebauten Germantzi verschlossen« (Wehner 1936: 232). Es herrscht eine erotisch aufgeheizte Atmosphäre, verstärkt noch durch das Klima: »Das Tal kochte vor Hitze, die Rücken der Berge flimmerten, die Luft war so heiß und hell, daß das Kloster auf der Höhe mit all seinen blühenden Bäumen unsichtbar war.« (Wehner 1936: 233) So nimmt es nicht wunder, dass im Mittelpunkt der Handlung eine Liebesbeziehung steht, die, anders als die Beziehung Kolbs zur »Tochter des Todes«, einen lebensbejahenden und sexuell erfüllenden Verlauf nimmt: die Beziehung des Soldaten Werner zur jungen »Griechin« Eleni, deren »edel geschnittenes Gesicht [...] alten Vasenbildern« gleicht. (Wehner 1936: 231-232) Werner verliebt sich sofort, als er Eleni zum ersten Mal nur flüchtig am Fenster erblickt, und als er ihr später »mittzen im erstaunten Gewühle der rosenduftenden Mädchen« (Wehner 1936: 323) auf der Straße begegnet, beginnt durch Vermittlung eines Kameraden ihre Beziehung. Die Liebenden treffen sich heimlich in einer Art Laube inmitten einer Buchsbaumhecke, vor der – ganz im Geiste der pastoralen Idylle – ein alter Mann, der für Eleni Wache hält, auf der Schalmei spielt. Der klassisch gebildete Werner schwelgt dort einerseits in Visionen des antiken Griechenlands,⁵ entdeckt aber auch in der Musik seine Verbundenheit mit den Menschen in diesem aus seiner Perspektive fernen Land:

»Unaufhörlich blies der unsichtbare Spieler die Flöte. Es waren uralte Tonarten, Werner kannte sie und wußte, ihre Folgen seien wie Vogelschwärme zu den Völkern Europas gekommen, aus dem tiefen Asien her, aus Phrygien und Lydien und den heißen Ländern, deren Namen wie summende Goldteppiche klangen. Sie hatte sich gemischt, diese Musik, auf ihrem Fluge über das blaue Meer nach Griechenland, türkische Triller rasten an den Enden ihrer Flügel, und wenn sie zuweilen ernst und tiefgründig einherschritt, drang durch ihr Gewebe das schwarzäugige Mosaik der Kirchengesänge von Byzanz. Oft aber glich sie dem einfachen Liede des Hirten, und auf einmal rührte ihn eine Weise an, wie er sie selber gesungen hatte, wenn er fern, fern im Norden, in Deutschland das Vieh den abendlichen Berg hinab heimwärts trieb, die Sonne, die sinkende Sonne im Auge ...« (Wehner 1936: 236)

Verbundenheit – wenn auch weniger mythisch grundiert – äußert sich auch darin, dass Werner die Schritte des Reigentanzes kennt, den Eleni zur Musik des Wächters beginnt. Er hat sie »als Student im Balkanbund zu Jena« (Wehner 1936: 237) gelernt, was ihm nun zum Vorteil gereicht: »Elenis Entzücken steigerte sich, als sie sah, wie der Deutsche die Tänze ihrer Heimat tanzt« (Wehner 1936: 237).

⁵ Zu Wehnern Mythisierung des antiken Griechenlands vgl. Meid 2012: 177-188.

Doch letztlich bleibt Werners und Elenis Liebe nur eine kurze Episode, die keine Zukunft hat, gehören beide doch zu unterschiedlichen Sphären an: »Sie fragte ihn, ob er ihr schreiben würde, er verneinte, das dürfe er nicht, er sei Soldat und ihr Vaterland ...« (Wehner 1936: 241) Als sie einander zum letzten Mal sehen, nimmt Eleni an einem orthodoxen Beerdigungszug teil, ein Kind wird begraben. Bei Werners Anblick »warf sie die Arme rückwärts, als wolle sie aus dem Zuge stürzen«, während Werner, »um sie nicht zu verraten«, starr an ihr vorbeischaut und schließlich nur noch ein Mittel weiß: »Er schlug schallend die Hacken zusammen und riß heftig das Gewehr an die Hüfte wie es einem guten Soldaten geziemt, wenn ein Schicksal an ihm vorüberzieht, das er nicht ändern kann.« (Wehner 1936: 252)

Insgesamt zeigt sich, dass die ›orientalische‹ Atmosphäre in Veles den deutschen Soldaten nicht gut tut. Der von Wehner konstruierte Gegensatz zwischen soldatisch-maskuliner Härte und orientalisch-schläfriger Sinnlichkeit droht aufgeweicht zu werden; die Deutschen fühlen sich in einen Zustand versetzt, der ihnen fremd ist und Verwirrung hervorruft.

»Es war Vollmondzeit und kurz vor Frühlingsanfang. Das helle Mondlicht, von einer fremdartigen Dichte und Körperhaftigkeit, verzauberte die Seelen. Es war wie Tausendundeine Nacht [...] Nie noch hatten die Krieger so viel getrunken wie in diesen sehnsgütigen Nächten; denn Sehnsucht war ihnen fremd, und dieser Zustand, ein kühles und süßes Fieber, forderte ihren männlichen Widerstand heraus.« (Wehner 1936: 249-250)

Es ist erst die Verlegung aus der Etappe hin zum »flammenden Blutberg, auf dem sie nun geopfert werden sollten: Verdun« (Wehner 1936: 260), welche die Soldaten vor einer »Art blumigen Wahnsinns« (Wehner 1936: 249) rettet. Als der deutsche Kaiser an der französischen Front eine Truppenparade abnimmt, sind sie wieder ganz bei sich selbst: »Vor ihrem Hurra wogten die Berge, vor ihrem Gewehrgriff erschrak lächelnd der Kaiser. Sie wußten, dass es in den Tod gehe, und sie scherzten darüber.« (Wehner 1936: 261)

Besucht man die Stadt Bitola im Süden der Republik Mazedonien, lässt sich noch heute ganz in der Nähe auf einem Hügel thronend eine burgartige Anlage erkennen: der deutsche Soldatenfriedhof, der 1936 als ›Totenburg‹ für die an der ›Balkanfront‹ Gefallenen des Ersten Weltkriegs errichtet wurde.⁶ Derselbe Bau

⁶ In eine ähnliche ›Totenburg‹ wurde bereits 1932 der Soldatenfriedhof von Langemarck in Flandern umgestaltet, nachdem sich der Mythos um die ›Gefallenen von Langemarck‹ zu einem zunehmend aggressiven Totenkult entwickelt hatte. Bei der Einweihung der ›Totenburg‹ hielt Joseph Magnus Wehner eine Rede, in der er »Glaube um Glaube und Ehre um Ehre und Treue um Treue bis in den Tod« in der Gemeinschaft der Lebenden und Toten beschwor (vgl. Brunotte 2004: 127). Die ›Totenburg‹ in Bitola wird heute als Kriegsgräberstätte vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. gepflegt. Jährlich findet seit 2006 ein gemeinsames Gedenken von Deutscher und Französischer Botschaft auf den Soldatenfriedhöfen in Bitola und Prilep statt.

droht vor düsterer Bergkulisse vom Umschlag des Romans *Makedonka – ein Buch der Balkanfront* von Hans Ehrke, der 1938 im Verlag Karl Westermann erschien und in vielfacher Hinsicht eine Antwort auf Wehnners *Stadt und Festung Belgrad* zu sein scheint; eine Antwort, mit der sich Ehrke deutlich von Wehner abgrenzt. Dies wird schon anhand der gewählten Erzählperspektive deutlich. Im Gegensatz zur Nullfokalisierung Wehnners, die das Erleben unterschiedlichster Protagonisten – auch der Kriegsgegner der Deutschen – unmittelbar werden lässt, wählt Ehrke die interne Fokalisierung. Zwar wird in der dritten Person erzählt, aber doch ausschließlich aus der Perspektive des Kriegsfreiwilligen Burk, der starke biographische Parallelen zu Hans Ehrke (vgl. Killy 2010) aufweist – eine beliebte Strategie von Frontroman-Autoren, um dem Werk einen größeren Anschein von Authentizität durch ›eigenes Erleben‹ zu verleihen, die zugleich ganz offensichtlich der Selbststilisierung der Autoren dient. Auch der Leser erlebt den Krieg an der ›mazedonischen Front‹ somit unmittelbar aus dieser Perspektive. Eine Abwertung des Kriegsgegners sowie der einheimischen Bevölkerung lässt sich konsequenter vornehmen; durch die Wahl der dritten Person bleibt dennoch der Anschein von Objektivität erhalten.

Hans Ehrke hatte bereits zu Zeiten der Weimarer Republik kriegsbejahende Werke veröffentlicht. Seine Weltanschauung ebnete dem Mitglied des stark nationalsozialistisch geprägten Eutiner Dichterkreises nach 1933 den Weg. Er erhielt mehrere Literaturpreise und wurde 1938 ehrenamtlicher Landesleiter der Reichsschrifttumskammer im Gau Schleswig-Holstein.⁷ Der Sohn eines Berufsoffiziers, der im Ersten Weltkrieg als Freiwilliger gedient hatte, kämpfte auch im Zweiten Weltkrieg zunächst an der Front, wurde dann aber in einer Propaganda-Abteilung der Wehrmacht und schließlich als Schriftleiter einer Marine-Zeitschrift eingesetzt. Mit dem Stift statt der Waffe in der Hand bemühte er sich nun, den Durchhaltewillen der Soldaten zu stärken und den ›Endsieg‹ herbeizuschreiben. Als dieser aber nicht eintrat und das Dritte Reich zu Ende ging, behauptete er wie viele seiner im Nationalsozialismus erfolgreichen Kollegen – auch Joseph Magnus Wehner (vgl. etwa Hohmann 1988) –, sich niemals politisch engagiert zu haben. Auch nach dem Krieg war er schriftstellerisch tätig und konnte als Mundartdichter in Norddeutschland durchaus wieder Erfolge verzeichnen. So erhielt er in der Bundesrepublik noch zwei Literaturpreise für sein plattdeutsches Werk.

Der Roman *Makedonka* weist viele der Merkmale auf, die Michael Gollbach bereits den kriegsbejahenden Romanen der späten Weimarer Republik zugeschrieben hat: Glorifizierung der Frontkameradschaft in Kontrast zu der Gesellschaft in der Heimat, der Krieg als Bewährungsprobe, aus der die Soldaten gestärkt hervorgehen, bereit, sich dem Kampf gegen die als verräterisch empfundene Revolution in

⁷ Vgl. zu Leben und Werk Stokes 2001: 292–295.

Deutschland zu widmen, die Beschwörung von »Pflicht, Treue, Opfer und Heroismus der Soldaten« (Gollbach 1978: 263), wobei die im Krieg Gefallenen, um die ein regelrechter Kult ausgeübt wird, eine herausgehobene Rolle spielen:⁸ Anders als bei Wehner setzt sich Ehrkes ›Totenheer‹ nicht aus Kriegern längst vergangener Jahrhunderte zusammen, sondern aus den im Weltkrieg gefallenen Kameraden.

Im Roman wird die Hauptfigur, der Kriegsfreiwillige Malte Burk, mit seiner Gebirgsartillerie-Einheit zunächst aus Lothringen nach Rumänien und kurz darauf nach Mazedonien verlegt. Ihr endgültiges Ziel erfahren sie erst im Zug nach Süden. »Da unten bei den Türken?«, ist die Reaktion eines der Soldaten, »weiter ging's wohl nimmer.« (Ehrke 1938: 109) Es ist die Peripherie Europas, an die sie gelangen, ja, nicht einmal mehr Europa selbst. Die ersten Eindrücke bei der Ankunft im mazedonischen Veles werden – mit rassistischem Grundton – als verwirrend und fremd geschildert, wobei gleichzeitig die kulturelle Überlegenheit der deutschen Soldaten betont wird:

»Sinnverwirrend wogte es in der schmutzigen, von übeln Gerüchen schwangeren Enge, die nicht einmal einen Parkplatz bot: viel buntes Volk, beturbante Händler, breite rote Binde um den Leib, schwarzärtige Popen, Juden in schmierigem Kaf-tan, würdevolle Türken im Fes und unzählige zerlumpte Zigeuner. Hochbepackte Eselchen, durch das Gewühl trippelnd, zu allen Lasten noch lange Kerle auf dem Sattel schleppend, verschleierte Türkinnen, wie scheue Vögel huschend, schwarze Zigeunerinnen in weiten Pluderhosen, verwegene Schuhputzerbürschchen, elende Krüppel, mit ihren Gebrechen um einen Backschisch bettelnd: ein bunter, grel-ler Jahrmarkt. Wie ein Traum war das alles, und die staunenden deutschen Sol-daten wähnten sich in das tiefste Morgenland verschlagen, wie sie es aus den Bü-chern ihrer Jugend kannten. Doch sahen sie bald, wie unter der grellen Buntheit Schmutz und Verfall von Jahrhunderten sich bargen. ›Kotzdonner, ist das eine Lu-derei! Türkenvirtschaft!‹ schimpfte Hacht.« (Ehrke 1938: 111)

Von Wehnerns Veles-Beschreibungen als »schön gefächerte Stadt, deren Rosen in den hitzigen Himmel rauchten« (Wehner 1936: 253) und ihren »rosenduftenden Mädchen« ist bei Ehrke nichts zu spüren. Orientalistische Exotik wird zwar sicht-bar, doch Schmutz und Gestank dominieren, so dass sie wenig geeignet scheint, einen wie auch immer gearteten Zauber auszuüben. Auch außerhalb der Stadt ist das Land fremd; fremd – und bedrohlich. »Nackte Felsbuckel« inmitten von »kahlen Felsschroffen« und das »Geröll steiniger Hänge« prägen die »tote[] Endlosigkeit« (Ehrke 1938: 115):

»Kahl und endlos streckte sich das steinige Land [...] Selten ein dreckiges Dorf am kümmerlichen Weg, aus Felsplatten und Steinrümmern geschichtete Häuser,

8 Vgl. zu dieser Art von Literatur auch Prümm 1974.

mit Lehm und Mist verschmiert, ein paar dürre Akazien daneben, armseliges Volk in bunten Gewändern vor den Türen. Dann wieder Fels, niederes Dorngestrüpp, selten ein Baum, meilenweit. Es ward den Soldaten gewiss, dass sie nie einen Erdenfleck gesehen, der armseliger gewesen wäre.« (Ehrke 1938: 116-117)

An der Front angekommen, in trostloser, unwirtlicher Einöde, meinen sie gar, »ans Ende der Welt geraten zu sein« (Ehrke 1938: 119). Hinzu kommt das harte Klima: eisige Winter, im Sommer brennt unablässig die Sonne auf das Gestein. Malaria und Darmkrankheiten fordern ihre Opfer. Nein, Mazedonien ist kein Land, in dem sich die Soldaten wohlfühlen würden, es ist von »unüberbrückbarer Fremdheit« (Ehrke 1938: 116).

Mit ihren bulgarischen Bündnispartnern können sich die Deutschen nicht recht anfreunden. Die Verständigung ist schwierig, die mangelhaft ausgerüsteten einheimischen Soldaten werden als einfältig, etwas zurückgeblieben – »Manchen schien selbst ein Schraubengewinde fremd« (Ehrke 1938: 217) – und unzuverlässig beschrieben. Bisweilen wird ihnen gar das Menschliche aberkannt: »Fremd und abweisend sahen sie ihn an, mit dem stumpfen, ruhigen Blick von Tieren.« (Ehrke 1938: 217) Doch es gibt auch andere. Burk lernt einen bulgarischen Offizier namens Bogdan kennen, der bezeichnenderweise in Deutschland studiert hat und sich den Deutschen in seinem Pflicht- und Nationalgefühl als nahezu ebenbürtig erweist. Bogdan selbst macht jedoch überdeutlich, dass von Ebenbürtigkeit keine Rede sein kann:

»O, ihr Deutschen seid klar, kühn, gestrafft, unerschöpflich großen Herzens! rief Bogdan begeistert aus, ›ihr seid alles das, was wir erst werden und lernen müssen oder wieder werden und wieder lernen müssen! [...] Wir – ach, arme Bauern und Hirten! Was sind wir ohne euch! Ihr werdet den Sieg erkämpfen, und aus euren Händen werden wir ihn nehmen, Beschenkte.« (Ehrke 1938: 191)

Immerhin versteht es Bogdan, die Deutschen mit Volksliedern und Heldensagen in seinen Bann zu schlagen, traurige und grausame Geschichten, die so recht zu dem öden Land zu passen scheinen.

Was zu Hause, in Deutschland, galt, gilt hier in der Fremde, an der Front, nicht mehr. Rilkes Gedichte, für die sich ein deutscher Offizier begeistert, werden »hier, wohin wir gestellt sind«, als »gefährlich« verworfen, da man sich durch sie »in den schönen Gefühlen verfangen [könnte] wie in einem Traum [...], so dass man nicht zurückfindet.« (Ehrke 1938: 199) Eine schwärmerisch-idyllisierende Antikenrezension, wie sie aus Wehnerts Veles-Episode mit der »schönen Eleni« spricht, wäre aus dieser Perspektive zweifelsohne ebenso »gefährlich«. Angemessener erscheinenden Malte Burk die deutschen Volkslieder, die von den einfachen Soldaten gesungen werden. Doch die eigentlich passende Begleitung zum Kampf an der mazedonischen Front liefert ein einheimischer Reigentanz, die »Makedonka«, die dem

Roman den Titel gegeben hat. Deutsche Soldaten lernen sie bei Besuchen mazedonischer Dörfer kennen, einer mit Mundharmonika präsentiert sie später in den in den Felsen getriebenen Unterständen an der Front:

»Der wilde Takt nimmt ihn mit, schneller und immer eifriger stampft und wechselt er die Füße. Anfeuernd klatschen die Kameraden mit, rumta, rumta, rumta. Rustler stampft, dass ihm die Puste ausgeht und er nur noch abgerissene Töne aus seinem Instrument herausbringt. Aber ›rumta, rumta, rumta‹ singen die anderen. Bis ihm der Schweiß ausbricht und er erschöpft innehält. [...] ›Ach, Quatsch!‹ sagt er plötzlich wegwerfend, ›alles Bum-bum und Tam-tam. Toben sich ab und kommen wenig vom Fleck und schwitzen, genau wie wir. Denn das, was wir hier machen, ist auch eine Art Makedonka.‹« (Ehrke 1938: 174-175)

Doch trotz des bleibenden Gefühls der Fremdheit gegenüber Mazedonien und seinen Bewohnern spüren die Frontsoldaten, dass sie sich innerlich immer weiter von den Zuhausegebliebenen entfernen. Und so sehnt sich Burk, als er nach dem Tod seines Vaters endlich Heimaturlaub bekommt, schnell wieder an die Front zurück. Erst, als er »die wilden Schwünge der Frontberge« (Ehrke 1938: 141) wieder vor sich sieht, fühlt er sich besser. Dasselbe widerfährt ihm während seines Weihnachtsurlaubs. Als er selbst über dieses Phänomen nachsinnt, kommt er zunächst zu keinem rechten Ergebnis, schließlich lässt sich für ihn Mazedonien beileibe nicht mit dem vertrauten Deutschland vergleichen, wo »das Herz daheim« (Ehrke 1938: 185) ist. Er fragt sich, ob es die »Pflicht« gewesen sei, die ihn so unruhig die Rückkehr nach Mazedonien erwarten ließ, und kommt zu dem Schluss:

»Vielleicht. Aber es musste noch ein anderes sein. Mit diesem Land da musste es zusammenhängen, auf eine geheimnisvolle, rätseldunkle Weise. Es rief – nicht liebend, nein, fordernd, mächtig heischend rief es. Man war ihm zugehörig, unerklärlich in seinem Bann, vielleicht durch die Mühsal vieler Tage, durch Not und Opfer und durch die Toten, die es umschloss.« (Ehrke 1938: 186)

Durch die Toten wird dem »ungeliebten Lande der Pflicht« (Ehrke 1938: 186) eine besondere Macht zuteil, sind sie es doch, die den geheimnisvollen Einfluss »dieses ungeliebten fremden Landes« (Ehrke 1938: 186) prägen. Die Gefallenen verwandeln Mazedonien in einen gewaltigen deutschen Friedhof, eine kriegerische Heterotopie.⁹ In der zentralen Rolle, die sie in *Makedonka* spielen, entspricht der Roman offizieller nationalsozialistischer Doktrin. Der Kult um die Gefallenen war im Dritten Reich omnipräsent, durch rituelle ›Totenehrungen‹ wurde die »permanent beschworene [Kriegs-]Vergangenheit kultisch vergegenwärtigt« (Prümm 1976: 139).

9 Die bereits in früheren Texten über Mazedonien als »Hexenkessel« evozierten *killing fields* (vgl. Kapitel 3) werden bei Ehrke somit dezidiert national aufgeladen.

Ein monumental er Totenkult, den »die vielen ›Krieger-Ehrenmäler‹ statisch [fort]setzten, die überall zu inaugurierten der besondere Ehrgeiz der nationalsozialistischen Machthaber war« (Prümm 1976: 139) – so wie die eingangs erwähnte, 1936 errichtete ›Totenburg‹ in Bitola.

In *Makedonka* werden die Toten zum ersten Mal in einem Traum Burks lebendig, in dem der oben erwähnte Nationaltanz von einer Metapher für den festgefahrenen Stellungskrieg zu einem Totentanz der Deutschen wird:

»Er hörte die Rhythmen der Makedonka. Das dumpfe Bumba-Bumba der Pauke übertönte das Dudeln der Flöten und Klarinetten. Und nun ward er auch des Paukenden ansichtig. Auf zerrissenen Opanken sprang der Kerl federnd im Takt seiner wilden Schläge. Es war der zerlumpte Zigeuner von Unterwodno. Die übrigen Spielleute blieben verborgen. Und nun tauchten die Tänzer auf, in langer Kette im Takte stampfend, nur Männer in grauen Uniformen. Nur der Führende trug den braunen Rock der Bulgaren. Und jäh erkannte Burk ihn. Es war Bogdan. Hinter ihm geisterten die Gesichter von Kameraden in der langen Reihe auf, verschwitzt und verstaubt: Gabsch, Reger, Bohrer, Riemer, Bertel und viele andere, flüchtige und nicht erkennbare. Bumba-bumba, dröhnte die Trommel. Seltsam durchgraut folgte Burk dem wilden Reigen mit den Augen. ›Aber sie sind doch alle tot, wollte er rufen. Doch da wandte Bogdan ihm sein lachendes Gesicht zu, weiß blitzten die Zähne.›Wir tanzen die Makedonka!‹ rief er, ›die blutige Makedonka!‹« (Ehrke 1938: 253–254)

Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet ein bulgarischer Offizier den Reigen anführt. Die Deutschen sind laut Ehrke nur aufgrund ihrer Bündnisverpflichtungen Bulgarien gegenüber in Mazedonien, werden dann aber gegen Kriegsende schmählich im Stich gelassen. Nur wenige bulgarische Soldaten wie der erwähnte Bogdan – meist Offiziere – bleiben letztlich ›ehrenhaft‹ auf der Seite der Deutschen, die meisten verlassen ihre Stellungen und geben den Kampf bereitwillig auf. Dass der Weltkrieg an der Balkanfront verloren wird, ist in der Darstellung von *Makedonka* nicht nur dem berühmten ›Dolchstoß‹ der sogenannten Heimatfront zu verdanken, sondern auch dem ›Verrat‹ durch den Waffenbruder Bulgarien. Hierbei wird allerdings eine aufschlussreiche Gleichsetzung vorgenommen: Diejenigen bulgarischen Soldaten, die ihre Stellungen »ohne Befehl verlassen« und »kampflos« preisgeben (Ehrke 1938: 287, 288), werden ähnlich negativ wie die deutschen Revolutionäre geschildert, mit denen die Soldaten es bei der Rückkehr nach Deutschland zu tun bekommen. Die Bulgaren hingegen, die den letztlich verkündigten Waffenstillstand Bulgariens mit den Alliierten als Schmach empfinden und »treue Hingabe« (Ehrke 1938: 301) dem bisherigen Bündnispartner gegenüber zeigen, werden nahezu auf eine Ebene mit den deutschen Frontsoldaten gestellt. Im Gegensatz zu diesen akzeptieren sie aber die »Schmach«, wenn auch mit Tränen in den Augen (vgl. Ehrke 1938: 301), während die Deutschen sie nicht hinnehmen.

Als sich die deutschen Soldaten schließlich unter großen Verlusten nach Ungarn durchgekämpft haben und den Zug nach Deutschland besteigen, erfahren sie von der Novemberrevolution. Sie sind empört und aufgebracht, und als sie in Deutschland von Revolutionsgarden aufgefordert werden, ihre Waffen abzugeben, verweigern sie unter Androhung von Gewalt den Befehl. Unter Waffen rollen sie weiter, ihrer Garnison in Norddeutschland zu, fest entschlossen, den Kampf auch gegen die Revolutionäre fortzuführen. Der Weg in die Freikorps ist vorgezeichnet. Und hier kommen wieder die Toten ins Spiel, denn Burk, der zu einem Wortführer der Soldaten geworden ist, spürt sie auf seiner Seite. Pathetisch schildert die Erzählerstimme die Geistererscheinung:

»Das trübe Dämmerlicht des rüttelnden Wagens bevölkerte sich mit schattenhaft geisternden Gestalten. Der einsam Wachende spürte bedrängt ihre Nähe, vernahm ihre Stimmen und ihr Lachen. Ihre Gesichter traten schwach aus den Schatten hervor, alle ihm zugewandt, wie fragend und lauschend, ein fremdes Licht wob um ihre Stirnen, wie er es nie an ihnen gewahrt hatte. Er erkannte sie alle, Freunde und Kameraden, in brennender Deutlichkeit bewahrte sein Gedächtnis Zug um Zug eines jeden, der mit ihm auf der Straße der Mühsal marschiert und nun irgendwo moderte, fremder Erde vermahlt oder spurlos verschollen. [...] Ein Rucken des Zuges riss Burk aus den wachen Träumen. Aufschreckend fand er sich allein unter den Schlafenden sitzen. Einen Augenblick überschauerte ihn ein Gefühl großer Verlassenheit. Doch dann kehrten die Stimmen zurück, die Gesichter tauchten aus dem Dunkel, wie sein Erinnern sie rief, er fühlte beglückende Nähe. Und jäh wusste er, dass er niemals, wohin immer das Leben ihn führte, entlassen sein würde aus der Kameradschaft derer, die in fremde Erde gebettet lagen. Immer würde er sie zur Seite fühlen, immer unter ihren Augen sein. Und niemals würde das Land, das sie genommen, das Land ihrer gemeinsamen Pflicht, ihn lassen.« (Ehrke 1938: 357-358)

Kurz darauf stellt er fest, dass sie fast am Ziel sind, und weckt seine schlafenden Kameraden. »Und als sie hinter ihm auftaumelten, rumorten und packten, sich um ihn drängten und hinausstarnten in das schon fahle Dunkel, da war es ihm, als ständen alle die fern Gebliebenen um ihn geschart, zum Aufbruch bereit, mit ihm hinauszudringen und ihn zu geleiten in den neuen Tag und allen ferneren zu.« (Ehrke 1938: 358) Das ›Totenheer‹ ist aufgestanden, um den Kampf um das ›neue Deutschland‹ mit zu führen. Diese Toten aber sorgen gleichzeitig auch dafür, dass die Verbindung zu Mazedonien, dem Land, »das sie genommen«, bestehen bleibt. Sie halten es gleichsam weiter besetzt – die ›Totenburg‹ in Bitola, die als Festung des ›Totenheers‹ interpretiert werden kann, dient als sichtbares Zeichen dafür – und schaffen somit Kontinuität auch über das Kriegsende hinaus:

»Es würden noch viele fallen und die Überlebenden diesem starren Gebirge noch fester und unentrinnbarer verpflichten. Immer würde es sie rufen, sie würden ihm niemals ganz entwandern können. Burk wusste nicht, zu welchen zu gehören ihm bestimmt sein würde. Im Letzten war es auch gleich. Eine unlösbare Gemeinschaft würde sie alle umschließen, die Bleibenden wie die vom Schicksal Gesparten.« (Ehrke 1938: 186-187)

Durch diese Gemeinschaft der Lebenden und der Toten und durch die im Roman beschworenen »Mühen vieler Tage« wird ein Anspruch auf das Land konstruiert, der durch die behauptete moralische, zivilisatorische und militärische Überlegenheit der deutschen Soldaten noch verstärkt wird. Ihr ›Heroismus‹ kann vor dem stereotypen balkanistischen Hintergrund umso heller erstrahlen. Mazedonien, zunächst als fremde Peripherie Europas gezeichnet, wird auf diese Weise im Verlauf des Romans mehr und mehr vereinnahmt und letztlich ein neuerlicher deutscher Einmarsch im Zweiten Weltkrieg ideologisch vorbereitet und gerechtfertigt.

Bekräftigt werden diese Aussagen des Romans *Makedonka* in einem kleinen Text, den Ehrke 1940, ein Jahr vor der Kriegserklärung Nazideutschlands gegenüber Serbien und damit dem erneuten Einmarsch in Mazedonien, in dem Band *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft* unter der Überschrift »Mazedonien im Erlebnis des deutschen Soldaten« veröffentlichte. Zunächst wiederholt er die Zuschreibungen des Romans an das Land, das »unsagbar fremd« (Ehrke 1940: 116) erscheint, schreibt über den »Wogenwurf kahlklippigen Gebirgs« (Ehrke 1940: 116), inszeniert in teilweise wörtlicher Wiederholung von Sequenzen aus *Makedonka* eine zunehmende Entfernung von jeglicher Zivilisation: »Immer seltener ein dreckiges Dorf am kümmerlichen Weg, aus Felsplatten und Steinrümubern geschichtete Häuser, mit Lehm und Mist verschmiert, ein paardürre Akazien daneben, armeliges Bergvolk in bunten Gewändern vor den Türen.« (Ehrke 1940: 116) Auch hier betont er die Qualen, die das extreme Wetter – im Sommer unerträglich heiß, im Winter bitter kalt – den deutschen Soldaten verursacht, auch hier stellt er eine plötzlich ins Bewusstsein tretende Verbindung mit dem Land fest: »Verwundert spürte er [der deutsche Soldat] jäh, wie sehr er ihm schon verwurzelt und zugehörig war, unerklärlich in seinem Bann, durch die Mühsal vieler Tage, durch alle Not und Opfer wie durch die Toten, die der starre Fels umschloß. Vielleicht mochte ihm im tiefsten Herzen ein Ahnen aufgehen, daß er diesem Lande allezeit verpflichtet sein würde.« (Ehrke 1940: 122) Als es dann zum Zusammenbruch der Front kommt, wird in Ehrkes Schilderung deutlich, dass sich die Deutschen durch ihren Einsatz im Ersten Weltkrieg einen Anspruch auf Mazedonien erworben haben, der in enger Verbindung mit den dort Gefallenen steht:

»Wo der Bundesgenosse, sein Kriegsziel verlierend, verzagt und kampfesmüde wich, gab der Deutsche nur blutenden Herzens nach einem Widerstand bis zum äußersten die armseligen Gräber der Kameraden und die kahlen Felsberge, die

er in Mühsal und Not sich zur Heimat geschaffen und mit seinem Blut umworben, dem Feinde preis. Er kämpfte weiter um dies Land, in das ihn die Pflicht gestellt, als wäre es sein eigenes, warf sich bis zur völligen Erschöpfung in die Lücken und hielt, ohne doch das Verhängnis abwenden zu können, auf verlorenem Posten aus, bis ihn die Übermacht erdrückte. [...] Dem überlebenden Mazedonienkämpfer aber blieb jenes Geschehen, das größte und härteste seines Lebens vielleicht, unauslöschlich im Gedächtnis. Und unablässig beschwore das Erinnern, in der Flucht der Jahre verklärend und erhöhend, die Kameradschaft derer, die in fremde Erde gebettet blieben, und das Land der gemeinsamen Pflicht.« (Ehrke 1940: 122)

Ehrke berichtet, wie »eine kleine Schar mazedonischer Kämpfer von einst« (Ehrke 1940: 124) zwanzig Jahre nach der ersten »Südfahrt« (Ehrke 1940: 124) die Schauplätze der Mazedonienfront besucht, an deutschen Kriegsgräbern der Gefallenen gedenkt und auch zu den »unzugänglichsten vertrauten Stätten« (Ehrke 1940: 124), den Schützengräben des Ersten Weltkriegs emporklettert: »Und mancher steckte verstohlen einen unscheinbaren Felsbrocken zu sich, um daheim ein Stück der Erde zu haben, um die er einst gestritten.« (Ehrke 1940: 124)

Der Text schließt mit einer Beschreibung der zu Beginn dieses Teilkapitels erwähnten »Totenburg« von Bitola. Sie wird hier erneut zum Symbol deutscher Präsenz in Mazedonien und deutschen Anspruchs auf das Land, das die »tote Besatzung« der Burg als »Schläfer« quasi okkupiert hält:

»Und auch sie, die gewaltigste Ruhestätte, die Totenburg von Bitolj, liegt dort, wo die Front verlief. Aus Granitquadern wie für die Ewigkeit gebaut, leuchtet sie von einer Höhe nahe Bitolj weit über die Feuerzone hin, mit ihrem mächtigen Ring die tote Besatzung schirmend. Vom Glockenturm der Stadt zu ihren Füßen aber klingt alltäglich das Lied vom guten Kameraden zu ihr hinauf, das Lied, das in uns klang, da wir vor unseren Toten standen, das wir aber vor Ergriffenheit nicht über die Lippen brachten. Nun sang das Glockenspiel es aus, was uns bewegte, und grüßte die Schläfer und grüßte weit hinaus ins Land, das sie behielt, und das um ihretwillen, um der ewigen Kameraden willen, auch unseren Herzen ein Stück Heimat bedeutet.« (Ehrke 1940: 124)

Geschildert – und erneut gerechtfertigt – wird der von Ehrke ideologisch schon vorbereitete neuerliche deutsche Einmarsch in dem 1943 im Berliner Wilhelm Limpert Verlag erschienenen Roman *Infanterie geht vor* von Carl Hermann Reinhard [d. i. Kurt Winzker]. Laut Klappentext beruht der Roman auf Berichten über den Kampf einer deutschen Infanteriedivision 1941 in Mazedonien und die Taten eines Hauptmanns beim Durchbruch der griechischen Metaxas-Linie, für die er mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden sei. Erzählt wird mit interner Fokalisierung aus der Perspektive eines deutschen Soldaten als Ich-Erzähler. Die Handlung beginnt mit dem Vormarsch durch Bulgarien, wobei die bulgarische

Bevölkerung, von der die deutschen Truppen überall »mit Begeisterung empfangen« (Reinhard 1943: 7) werden, selbst die Begründung für den Einmarsch in Mazedonien liefert:

»Woher sprechen Sie so gut Deutsch?« frage ich ihn. »Vor Krieg vierzenn«, sagt er ganz stolz und setzt dann sehr höflich hinzu: ›gestatten Sie?‹ Er steht auf und geht zu einer altmodischen Truhe, die mit einem dicken, buntgestickten Läufer überdeckt ist. Als er wieder an den Tisch kommt, hält er ein Eisernes Kreuz in der Hand, und dann zeigt er uns mit Stolz in den Augen die Urkunde. Seine dicken Finger zeigen bedeutsam auf die Unterschrift. ›Marschall Mackensen‹, spricht er fast feierlich. ›Bruder‹, fährt er fort, ›Makkedoninn tot.‹ Er sieht uns ernst an. ›Ihr jetzt Makkedoninn...? Es ist ergreifend, wie die Augen des großen Mannes so unbeholfen an unseren Lippen hängen, wie er sich danach sehnt, eine Antwort aus unserem Mund zu hören. Seine Frau ist ganz ruhig und hantiert verlegen mit dem Geschirr. Hannes sagt leise zu mir: ›Sein Bruder ist auf unserer Seite gefallen? Dieser krieselige Weltkrieg...‹ Hannes Vater liegt vor Verdun...« (Reinhard 1943: 17-18)

Entsprechend prägen »stürmische oder stille Freundschaftskundgebungen der Bevölkerung« und »dankbares Nehmen herzlicher Gastgeschenke eines freundlichen Volkes« (Reinhard 1943: 22) den Weg der Soldaten durch Nordbulgarien, wo es »anmutige Dörfer« und »saubere kleine Städte« (Reinhard 1943: 22) gibt. Selbst eine Reminiszenz an Karl May – »Drei Reiter traben an diesem sonnigen Nachmittag aus dem Abenteuer in den Schluchten des Balkans heraus, in ein kleines friedliches Tal hinein, das sich sanft und schüchtern zwischen die rauhen Ketten des Hohen Balkans und die des Rhodopen-Gebirgesbettet« (Reinhard 1943: 31) – stört den idyllischen Eindruck nicht. Erst tief im Süden nimmt das Land einen völlig anderen Charakter an. Es ist ein – mit den laut Todorova eher balkanistischen Attributen Männlichkeit und Gewalt assoziierter – Orient, den der Ich-Erzähler beschreibt:

»Vielleicht wissen wir nun auch, wo auf dem Balkan der Orient anfängt: dort, wo wir zum ersten Male erwachsene Männer in der Mittagssonne an Häuserwänden, auf Bürgersteigen, auf den kühlen Steinstufen einer breiten Treppe, bunt gedrängt liegen, hocken und schlafen sahen. Ja, dort beginnt der heiße, farbenprächtige Orient! Geographisch genau kann man nicht bestimmen, wo das ist, früher schon sahen wir den ersten Turban – doch: ein Turban macht noch keinen Orient. Aber bald sahen wir der morgenländischen Kopfbedeckungen mehrere, die braunverbrannten Gesichter begegneten uns häufiger, und die kleinen Augen in ihnen waren schwärzer und funkeln wilder. In den kleinen Provinzstädten schlurften barfüßige Gestalten aus ›Tausendundeiner Nacht‹ über das heiße Pflaster, das rote Bauchtuch eng um den Leib geschlungen, den kurzen Dolch verstohlen drinsteckend, und das lockige Haar stand selbst den alternden Männern noch bis über die Ohren. Türken, Griechen, Armenier und Albanier färbten also das Bild Südbulgari-

ens. Mochten sie nur bunte Kleckse sein in diesem, der weitaus größten Mehrzahl seiner Bewohner und Bauten nach durchaus europäischen Landstrich, gleichviel, sie schleppten den Orient mit in das Land hinein.« (Reinhard 1943: 38)

Der »verstohlen« im Gürtel steckende Dolch verweist als Metapher auf die schon von Wehner explizit gemachte ›Heimütcke‹ der einheimischen Bevölkerung, die auch ein Protagonist in *Infanterie rückt vor* ausdrücklich thematisiert:

»Falls Sie an die serbische Front fahren sollten«, sagt der Auslandsdeutsche, gütig mich ansehend, ›so möchte ich Ihnen noch sagen, seien Sie vorsichtig. Ich meine nicht im offenen Kampf, sondern nachher. Es liegt mir selbstverständlich fern, Ihnen großartige militärische Ratschläge zu erteilen. Aber ich möchte Ihnen doch sagen, dass Sie dort drüben mit jeder Hinterlist und Gemeinheit rechnen müssen, und zwar zu jeder Zeit.« (Reinhard 1943: 45)

Doch als die Soldaten endlich an der mazedonischen Front eintreffen, spielt die einheimische Bevölkerung bezeichnenderweise keinerlei Rolle mehr. Es ist nun das Land selbst, das zum Feind geworden ist. Zum einen ist es, wie auch in den bisher besprochenen Kriegsromanen und Erinnerungswerken, die Unbill des menschenfeindlichen Wetters, die den Deutschen zusetzt: »Die Sonne sticht erbarmungs würdig, sie brennt und brütet, lässt die Eisenplatten auf dem Fahrzeug glühend heiß werden und trocknet uns die Kehlen aus.« (Reinhard 1943: 67) Hinzu kommen die Schwierigkeiten, die das als unwegsam und wild geschilderte Gelände mit sich bringt:

»Für den Feind unsichtbar schlügen sich die Männer eines ganzen Infanterieba taillons hinter seinen Stellungen und seiner Hauptkampflinie, in mühevollem, stundenlangem Marsch durch eine Wildnis von versumpften Tälern, hohen Dornenbüscheln und steinigem Geröll. Fünfzehn Kilometer Kampf mit den Wider wärtigkeiten des mazedonischen Berglandes, Kampf mit Durst, Regen, Hunger, Müdigkeit und der erdrückenden Last von Waffen und Munition, die wir stumm schleppten.« (Reinhard 1943: 142-143)

Felsen, Gestrüpp und Morast, der »mörderische Sumpf« (Reinhard 1943: 102), sie bringen die Soldaten an ihre Grenzen, doch sie werden bezwungen. Schließlich wird die Landschaft zur Metapher für den Kriegsgegner der deutschen Soldaten per se; sie scheint selbst aktiv in den Kampf einzugreifen,¹⁰ etwa wenn Berge das Feuer erwidern:

¹⁰ Die Vorstellung, dass die Landschaft selbst aktiv in den Kampf eingreift, wurde bereits im Ersten Weltkrieg zu einem Topos, der sich etwa in dem Diktum »Eine Schlacht ist eine Landschaft, die auf Sie schießt« des französischen Schriftstellers Pierre Robiquet niederschlug (zitiert nach Robichon 1994: 290). Auch in Gedichten des deutschen Expressionismus erscheint die belebte Landschaft als Feind, so in August Stramms berühmtem Gedicht »Patrouille«: »Die Steine

»Die schweren Granaten schlagen an der grauen, steilen Bergwand auf, ein zuckender Feuerschein schlägt an vielen Stellen empor, Gestein bröckelt, schwarze, tiefe Falten graben sich in das fahle Totengesicht des Berges. Aber einen Toten kann man nicht mehr verwunden, so scheint es mit diesem hässlichen Riesenkegel. Immer wieder antwortet er, peitscht heulende, kleinkalibrige Granaten zu uns herüber, lässt Hagel von Metall niederprasseln.« (Reinhard 1943: 77)

Doch das deutsche Heer erweist sich als stärker, auch wenn der Berg noch so viel »Feuer spuckt« (Reinhard 1943: 112):

»Wir sind auf dem Kamm, die Spitze des linken Flügels ebenfalls – die Zange ist fertig, härter als Eisen ist sie. Infanteristischer Wille, übermenschliche Kräfte, geschickte Führung haben sie geschmiedet, glühendheiß geschmiedet. Jetzt packt sie zu, nimmt den Kresti, diesen wilden Berg, in ihre Klauen, drückt sie ihm brennend und unbarmherzig in die Seiten. [...] Der fauchende Kresti stöhnt nur noch, ächzt, erstickt, stirbt. Der Berg, das erste Befestigungswerk der Metaxaslinie auf unserem Marsch nach Mikropolis, ist in unserer Hand.« (Reinhard 1943: 116-117)

Boten ›Mazedonien‹ und seine Bevölkerung bei Wehner trotz einer deutlichen Abgrenzung noch ein Identifikationspotenzial für die deutschen Protagonisten und letztlich auch die Leser und ging bei Ehrke zumindest noch eine gewisse Faszination von ihm aus, so ist es hier nur noch Gegner und wird als solcher brutal niedergezwungen, während seine Bevölkerung von vornherein disqualifiziert und damit irrelevant ist. Das Resultat ist aber insbesondere bei Ehrke und Reinhard letztlich gleich: ›Mazedonien‹ wird inszeniert, um vor seinem Hintergrund den ›Heroismus‹ der deutschen Soldaten umso heller erstrahlen zu lassen. Zugleich wird ein Anspruch auf dieses Land deutlich gemacht: bei Ehrke durch die Mühsal des Kampfes, das Versagen des bulgarischen Bündnispartners und die deutschen Opfer, bei Reinhard durch die Unterwerfung des Landes selbst und ebenfalls durch die Opfer, die diese Unterwerfung von den Deutschen fordert: »Wir aber wollen noch einmal hinaufschauen zur Höhe, ganz oben hin, dort, wo in der müden Abendsonne sieben Kreuze ihre langen mageren Schatten auf das kahle Haupt des Berges werfen. Und wir werden nie vergessen – sieben haben die Höhe gehalten, die sie dann für immer behielt.« (Reinhard 1943: 164)

feinden/Fenster grinst Verrat/Äste würgen/Berge Sträucher blättern raschlig/Gellen/Tod« (zitiert nach Conrady 2000: 593).

5.2 »Nur arme Panjes«. »Antikriegsgeschichten« von der ›mazedonischen Front‹

Auch Ehm Welk, heute vor allem noch als Schöpfer der imaginären Topographie des Ortes »Kummerow« bekannt, diente im Ersten Weltkrieg als Soldat an der ›mazedonischen Front‹, als »Hundeführer zur Sanitätskompanie der 101. Infanterie-Division« (Reich 1971: 304), allerdings nur von 1915 bis 1916, dann wurde er schwer erkrankt (»Der Krieg und das Land hinterließen starke Spuren.« Reich 1971: 304) in ein Lazarett in Bad Saarow verlegt und 1917 auf eigenen Wunsch aus der Armee entlassen. Teilweise noch in Mazedonien, teilweise nach der Rückkehr nach Deutschland entstanden einige Erzählungen, die Welk selbst als »Antikriegsgeschichten« bezeichnete: »Grand oder Das große Spiel«, »Der rote Feigenbaum«, »Der Vogel«, »Von den Menschen, die Disteln, Rosen und Erbsen redeten«, »Winckelried (Ein Erfinder, ein Gelehrter, ein Dichter)«, »Der verlorene Sohn« und »Der Tanz auf den Gräbern«. Veröffentlicht wurden sie erst sehr viel später; die meisten erschienen 1971 in dem von Konrad Reich im Rostocker Hinstorff Verlag herausgegebenen Band *Grand oder Das große Spiel, Der Wundervogel Buribin und anderes*. Eine der Erzählungen, »Grand oder Das große Spiel«, hatte Welk nach eigener Aussage von der Front aus an die Feuilletonredaktion der *Vossischen Zeitung* geschickt, sie war allerdings abgefangen worden und hatte Welk eine Rüge des Kommandeurs seiner Einheit eingebracht (vgl. Reich 1971: 306 und 333-334).

Drei dieser »Antikriegsgeschichten« spielen in Mazedonien. In »Grand oder Das große Spiel« dient das Land – genauer der Dojran-See an der griechischen Grenze, an dem sich das Lazarett befindet, in dem der Ich-Erzähler untergebracht ist – narratorisch lediglich als Auslöser einer Vision, welche die Sinnlosigkeit und Grausamkeit des als himmlisches Kartenspiel imaginierten Krieges aufzeigt. Zur Vision führt ein blutroter Sonnenuntergang über dem See, der allerdings nur kurisorisch beschrieben wird und mit seinen »Krickenten, die dem Schilf zuschwammen« (Welk 1971: 53) ebenso gut in Frankreich oder auch Deutschland liegen könnte. Näher analysiert werden an dieser Stelle also nur »Der rote Feigenbaum« und »Der Tanz auf den Gräbern«.

Protagonisten der zum Teil in Nullfokalisierung verfassten, zum Teil aber auch extern fokalisierten Rahmenhandlung der Erzählung »Der rote Feigenbaum« sind drei deutsche Soldaten, die angesichts der Zerstörung eines mazedonischen Dorfes durch französische Geschosse in ein Streitgespräch über den Krieg geraten. Als Binnenhandlung fungiert eine überwiegend in Jerusalem verortete Parabel, die einer der Soldaten aus diesem Anlass erzählt. Gleich zu Beginn der Rahmenhandlung wird ein idyllisches, märchenhaft-exotisches Bild Mazedoniens gezeichnet, in dem die Topographie der Landschaft mit ihren »tausend schummrigen, geheimnisvollen Schluchten« zum Sinnbild einer orientalischen Kasbah gerät:

»Auf dem Berge Hradag in Mazedonien saßen im März 1916 drei deutsche Soldaten. Sie hatten ihr Quartier verlassen, um in dem Dorfe Stajekowo Eier zu kaufen. Zwei Kilometer vor dem Dorfe saßen sie jetzt und rasteten. Es war ein wundervoller Frühlingstag, wundervoll besonders für die deutschen Augen, die den Frühling des Südens zum ersten Male schauten: das weite, grüne Wardartal mit dem breiten, silberglänzenden Strom; die mächtigen braunen Gebirgszüge mit den bläulichschimmernden Schneegipfeln; die grauen Dörfer mit den nadelspitzen, auf das nordische Gefühl so märchenhaft wirkenden Minarett; die gelben Hügel und Berge mit den Dornbüschern und Weingärten, die tausend schummrigen, geheimnisvollen Schluchten mit den springenden und rauschenden Bächen; der Teppich der Maulbeerbaum-Plantagen; und über allem der tiefblaue Himmel und die klare Luft – die Soldaten ließen ihre Seelen im Garten ihrer Kinderträume spazieren gehen, die smaragdnen Eidechsen haschen und die fremdartigen, bunten Blumen pflücken, die rings um sie her blühten und dufteten.« (Welk 1971: 54)

Selbst die Kampfhandlungen, die vor diesem Panorama stattfinden, werden in ihrer Schilderung zunächst geradezu zum integren Teil dieser Idylle: »Ein Flieger kam von Süden her. Als er die deutschen Linien passierte, begrüßten ihn die leichten Abwehrgeschütze und wandten eine Doppelgarlande weißer Rosen, die sie an den blauen Himmelsbogen hängten.« (Welk 1971: 54) Doch schon im nächsten Absatz schlägt die Idylle in ihr Gegenteil um, die Blumenmetapher wird zu einem Bild zerstörerischer Bedrohung: »Darüber ärgerten sich die Franzosen jenseits der griechischen Grenze. Brummend banden sie grauschwarze Riesenblumen zu Sträußen und Kränzen und warfen sie hinein in die frühlingsüberhauchten Täler, daß die Erde vor Schmerzen brüllte und sich aufbäumte.« (Welk 1971: 55)

Im weiteren Verlauf der Handlung spielt Blumenmetaphorik keine Rolle mehr. Angesichts der Realität des Krieges wird deutlich, wie brüchig die eingangs beschworene exotische Idylle ist. Spielten die Bewohner des als so märchenhaft beschriebenen Landes bisher keine Rolle, so treten sie nun in Erscheinung: als unschuldige Opfer des als Wahnsinn empfundenen Krieges.

»Da heulte es in der Luft, wie der Schmerzensschrei eines ruhelosen Zuges geplagter Geister, und gleich darauf dröhnte es dumpf vom Tale herauf, und eine große graue Wolke stieg mitten aus dem Dorfe Stajekowo auf. [...] Es schien, als liefen Menschen in den Straßen umher, verstört, entsetzt, verwundet, schutz- und auswegsuchend. Kleiner und kleiner wurde die Wolke inmitten des Dorfes, bis sie nur noch ein Streifen fahlen Nebels war, und größer und größer wurde die Lücke, die sich in dem Häuserhaufen zeigte. Da heulte es wieder in der Luft, dreimal heulte es kurz hintereinander, und drei neue Wolken stiegen auf, von jedem Dorfausgang eine. ›Die Hunde, die verflucht – zischte der Soldat mit der Zigarette, ›beschließen bei Gott ein Dorf, in dem keine Soldaten, nur arme Panjes sind! Deubel nochmal, das ist nun das Volk, das die Kultur in Erbpacht hat!‹ Kultur, Kultur – wir

schießen auch Dörfer kaputt, wenn es in unseren Kram paßt, dafür ist Krieg, was heißt, daß die Menschen verrückt sind!« erwiderte der mit der Brille.» (Welk 1971: 55)

In dem sich nun entwickelnden Streitgespräch findet die einheimische Bevölkerung, die »armen Panjes«, aber bereits kaum eine Erwähnung mehr. Nur an einer Stelle wird noch einmal – diesmal mit deutlich sexistischer Attitüde – auf sie Bezug genommen, als einer der Soldaten spottet: »Vernunft ist stets bei Wenigen nur gewesen, wohingegen das Liebesbedürfnis wohl allgemein ist; zwackt es doch sogar mich alten Junggesellen in dieser paradiesischen Gegend, in der es leider Gottes nur dreckige alte Weiber gibt. [...] Himmeldonnerwetter, jetzt ist man im sogenannten Orient und sieht sich einen Harem von draußen an! Nicht mal einen Puff gibt es dahier!« (Welk 1971: 60) Welk rekurreert hier wie Wehner auch auf orientalistische Stereotype, wobei den erotischen Haremsphantasien seines soldatischen Protagonisten die Realisierung versagt bleibt. Auch dass Mazedonien mit Schmutz assoziiert wird, fügt sich in den zeitgenössischen Diskurs. Bei Welk scheint das Land aber noch stärker als in den bisher besprochenen Texten lediglich als Kulisse für die Auseinandersetzung des Autors mit dem Krieg aus seiner ›deutschen Perspektive‹ zu dienen. Dies zeigt sich auch in der Erzählung »Der Tanz auf den Gräbern«, die – intern fokalisierend, aber in der dritten Person – vom Oberjäger Friedrich Menziger handelt, der von der ›mazedonischen Front‹ in den Heimurlaub fährt und sich dort mit der Ignoranz und Verlogenheit der Zuhausegebliebenen konfrontiert sieht. Auch hier steht zu Beginn der Erzählung die Schilderung eines Blickes über die Landschaft, der auch hier zu einer gedanklichen Auseinandersetzung mit dem Krieg führt, wie in »Grand oder Das große Spiel« ausgelöst durch eine Vision:

»Der Oberjäger stieg die Anhöhe hinan, um dem Staub auszuweichen und die Straßenbiegung nicht mitzumachen. Oben blieb er stehen und schaute sich um. Dies war also das berühmte Land der Mazedonier, das er monatelang nur vom Schützengraben aus gesehen. Der Zauber der Geschichte überspann die nackte Gegend mit bunten Fädchen, langsam, dichter und dichter. [...] Der Oberjäger sah ins Land: Viel Hunderte Male heller als in der Heimat funkelten die Sterne, viel bleicher aber leuchtete der Mond. Ein hellblauer Dunst lag über den Bergen, und auf ihm malte der Staubzug sich in schimmernden Farben. Der Soldat kramte in seinem Gedächtnis und wirkte aus haftengebliebenen Brocken und der verträumten Stimmung der orientalischen Sommernacht bunte Bilder. Da schrak er auf: In dem Zuge auf der Straße, der nur Staub war, das wußte er doch, sah er Berittene, flatternde Fahnen und schwere Wagen; Helme, Schilder und Speere blitzten, und kühne Gesichter starnten zu dem Fremdling auf. An der Spitze des Zuges ritt eine riesengroße Gestalt, hoch wie ein Berg. Als sie das Gesicht wandte, erkannte der Soldat die Gestalt: leibhaftig ritt dort der große Alexander, und seine Krieger

überfluteten die Täler und strömten dem Flusse zu. [...] Und aus den Schleiern der Jahrtausende schälte sich die Schöne Roxane, des Feldherrn Gemahlin. [...] Als der Soldat des Weibes gedachte, fühlte er einen heftigen Schlag in der Brust, und seine Augen weiteten sich. Er faßte an den Kopf und seufzte: ›Die Nerven!‹ Dann setzte er sich auf einen Stein und sprach halblaut vor sich hin: ›Bin ich denn schon verrückt, daß ich Gespenster sehe? Aber das ist so echt deutsche Bildungssimpelei!‹« (Welk 1971: 94-95)

Das Nachdenken über die Vision, über den Krieg und die Menschen in der Heimat bringt Menziger zu einer desillusionierenden Einsicht: Von Alexanders Zeit bis heute haben sich die Menschen nicht verändert, sie alle »wollten die Welt umformen und schufen nur ein Kapitel für Schullesebücher. ›Dreck!‹, sagte der Soldat, drehte sich um und ging weiter« (Welk 1971: 96). Die Realität des Krieges, zu allen Zeiten schon von Dreck und Blut gekennzeichnet – wenn auch von Vertretern der »Bildungssimpelei« gern anders dargestellt –, eignet sich aus Menzigers Perspektive in keiner Weise für die heroisierende, schönfärberische Vereinnahmung durch die Vertreter der heimischen Lesebuchkultur:

»Hunger, Durst, Müdigkeit, Frost, Hitze, Blut, Töten, Sterben, Läuse und Dreck – das war seine Welt, achtzehn Monate nun schon. Oder waren es gar Jahre? [...] In der grauen Vergangenheit lag eine Zukunft, die so schön geglänzt hatte und die untergegangen war in Müdigkeit, Blut, Läusen und Dreck. Alle Wasser des Wardar konnten den Schlamm nicht abwaschen, in dem er gelebt; und wenn er den Frack anzöge und Lackstiefel: sein Herz war matt, sein Atem roch nach Blut, die Läuse hatten sich ins Gehirn gefressen, und aus den stieren Augen glotzte die verdornte Seele. Zu lange, zu lange dauerte das Grauenhafte. Darum auch würde er gar nicht erst sich bemühen, der Kultur der Daheimgebliebenen sich anzupassen, er würde seine schmutzige Uniform weiter tragen und auf dem Fußboden schlafen. Und wenn sie ihm kamen mit ihren Phrasen und ihrer Sabbelei, wie sie in den Zeitungen sich austobten, dann wollte er ihnen schon Bescheid sagen. Was brauchte er ein Hehl zu machen, daß er es satt habe, alles satt, dreimal satt?! Bloß kein Gefühl haben, stumpf sein, Tier sein, Raubtier sein!« (Welk 1971: 97)

Zwischen den Zuhausegebliebenen und dem Frontsoldaten ist eine unüberwindliche Distanz entstanden, die aus ihren vollkommen unterschiedlichen Erlebniswelten resultiert. Der Krieg in dem fremden Land hat den Soldaten verändert und er ist weder willens noch in der Lage, aus dem Liminalitätszustand der Front herauszutreten. Auch später in der Erzählung wird der Gegensatz zwischen der ›mazedonischen Front‹ und der vordergründig friedlichen Heimat noch einmal durch eine vergleichende Schilderung betont, in der allerdings auch deutlich wird, dass sich Menziger letztlich doch nicht so weit von seinen ursprünglichen Gepflogenheiten entfernt hat – dass die Rosen »schlecht angebunden« sind, fällt ihm ganz

offensichtlich störend auf und steht zugleich als Symbol für das Hereinreichen des Krieges und der Unordnung, die er mit sich bringt, auch in diese vermeintliche Idylle: »Grüne Bäume, heile Kirchtürme und Rosen – wie lange hatte er das nicht gesehen! Wo in dem kahlen Lande irgendwo ein Baum gestanden hatte, war er umgeschlagen worden; die spitzen Minarette waren zerschossen; und Blumen erst – aber schlecht waren die Rosen angebunden, hatte der Vater so wenig Zeit?« (Welk 1971: 104) Alpträume plagen den Oberjäger. Denn auch bei Welk gibt es einen Zug von Toten, allerdings kein deutsches ›Totenheer‹, sondern eine Gruppe von gegnerischen Soldaten, die Menziger wissentlich getötet hat. Sie zeigen sich ihm zum ersten Mal im Nachgang zu seiner Vision an der ›mazedonischen Front‹, verfolgen ihn dann immer weiter und werden ihm zur grauenerregenden Bedrohung seiner Heimat und seiner Angehörigen: »Die elf Mann standen plötzlich am Wegrand und präsentierten grinsend, dann aber liefen sie vor dem Jäger her, immer schneller und schneller, in der Richtung nach Nordwest, über die Beraszina Planina, und vorneweg lief der junge französische Leutnant, schwenkte den Säbel und schrie: Schlagt sie tot. Schlagt die deutschen Schweine tot! Und der Neger fletschte die Zähne.« (Welk 1970: 99)

Insbesondere die Figur des »Negers« rekurriert dabei auf geläufige zeitgenössische Topoi von »schwarzer Bestialität«, vom sexualisierten Schwarzen« (Mennecke 2009: 232; vgl. auch Koller 2009), die bereits während des Ersten Weltkrieges, vor allem aber während der französischen Besetzung des Rheinlands in deutscher Propaganda vielfältig zur Diffamierung französischer Kolonialsoldaten inszeniert wurden, gerne auch mit der Darstellung von Vergewaltigungsszenen:

»Er hatte einen bösen Traum: der Neger spukte durch die Nacht [...]. Er tötete den Jäger durch einen Axthieb, und obgleich Menziger nun tot war, sah er doch, wie der Neger sich auf die Schwester stürzte und sie zu Boden warf. Schlagt alle deutschen Schweine tot! schrie der kleine Leutnant, der plötzlich auch da war, dazwischen. Schrill und durchdringend klang Hildes Angstschrei durch die Nacht: Fritz, Fritz, hilf!« (Welk 1970: 106)

Bei Welk klingen also (nicht nur) in der Schilderung Mazedoniens ähnliche Motive an wie bei Wehner und Ehrke. Sie dienen allerdings nicht der Heroisierung der deutschen Soldaten bei gleichzeitiger Abwertung der Einheimischen, sondern vielmehr der Kritik am Krieg an sich – wenn auch Welks Schilderung nicht frei von zeittypischen Stereotypen ist. Eine Pejorisierung der mazedonischen Bevölkerung findet nicht vordergründig statt, ist implizit aber doch präsent, insbesondere wenn Land und Einwohner auf eine exotische, orientalistische Kulisse für die Handlung der Erzählungen reduziert werden.¹¹ Dass negative Stereotypisierun-

¹¹ Zum Vergleich sei ein Roman des griechischen Autors Stratis Myrivilis zur Lektüre empfohlen, der erstmals 1923/24 erschien und dann mehrmals überarbeitet wurde, bis er mit der siebten

gen mit rassistischem Unterton nicht alleine auf nationalistische, kriegsbejahende Schilderungen der Zeit beschränkt waren, zeigen im Übrigen auch Karl Rosners zunächst als privates Tagebuch verfassten, *Heilig soll der Grundsatz »Krieg dem Krieg« sein* betitelten Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg. Sie wurden 2008 von Andreas Sauer herausgegeben, was dieser in seinem Vorwort mit dem zu Beginn des neuen Jahrtausends zunehmenden Forschungsinteresse am Ersten Weltkrieg begründet. Die Erinnerungen dokumentierten zudem »in unglaublich interessanter und offener Weise die Reflektionen des Autors über die Geschehnisse« (Sauer 2008: 8). Karl Rosner zeichne »prächtige Bilder der Landschaften, die er durchreiste, und der zahlreichen Nationalitäten unter der Bevölkerung, der er begegnete« (Sauer 2008: 24) und führe den Leser »mittendrin in das teilweise orientalisch anmutende Treiben auf öffentlichen Plätzen und Jahrmärkten«, beschreibe »Brachtum und Tracht der Einheimischen« (Sauer 2008: 24-25). So schildert Rosner, der sich in der Region »lebhaft an eine Erzählung Karl Mays, die in diesen Landen spielt« (Rosner 2008:46) erinnert fühlt u.a. das Quartier in einem Dorf in der Nähe Skopjes:

»In der Nähe des Hauses findet sich eine runde Binsenhütte; der Stil ist ähnlich den Negerwohnungen in Zentralafrika. Diese ›europäische‹ Bauart ist nicht um eine Idee höherentwickelt. Mehrere splitternackte, kleine Kinder kommen heraus-

Auflage 1955 seine endgültige Form fand. Diese Fassung wurde von Ulf-Dieter Klemm ins Deutsche übersetzt und erschien Ende 2017 unter dem Titel *Das Leben im Grabe* in der Edition Romiosini. Hier berichtet der von der Insel Lesbos stammende fiktive Feldwebel Antonis Kostoulas in Briefen an seine Geliebte von der mazedonischen Front. Auch für ihn ist das gebirgige Mazedonien der Inbegriff des Fernen, die Natur mit ihren sonndurchglühten Felsen und unwegsamen Urwäldern ist bedrohlich und furchteinflößend. Hinzu kommen allerdings inkompétente und unmenschliche Offiziere, die Gräueltaten des Grabenkrieges, in dem tückische Massenvernichtungsmittel wie Giftgas zum Einsatz gebracht werden, Hunger, Angst und Sehnsucht. Von einer pejorierenden Inszenierung des Landes, um griechischen Heroismus umso leuchtender erstrahlen zu lassen, kann keine Rede sein. Zwar sind auch die Einwohner mazedonischer Dörfer bei Bitola Kostoulas fremd, sie sprechen eine ihm unverständliche slawische Sprache, aber auf einer zutiefst menschlichen Ebene begegnen sie ihm als Gleiche. Darauf, wie politisch sensibel die Beschreibungen Myrivilis' in Griechenland sind, hat der Übersetzer Uwe Klemm in seinem Nachwort verwiesen: »In dem andauernden Streit zwischen Griechenland und der ehemaligen jugoslawischen Republik Makedonien über den Namen dieser unabhängig gewordenen ehemaligen jugoslawischen Teilrepublik behauptet die griechische Seite, dass es weder eine slawisch-makedonische Bevölkerung noch eine makedonische Sprache gäbe. Beides seien Erfindungen des Tito-Regimes nach dem Zweiten Weltkrieg, um Ansprüche auf griechisches Gebiet erheben zu können.« (Klemm 2017: 461) Nun sprechen aber die einheimischen Bauern im Roman, so Klemm, eine slawische Sprache, die weder Serbisch noch Bulgarisch ist, und sie wollen weder Serben noch Bulgaren noch Griechen sein, ohne dass der Leser erfahre, was sie denn sein wollen: »Schaut man jedoch in der Ausgabe von 1924 nach, die 1991 im Hestia-Verlag als Nachdruck erschien, so wollen sie nur ›Makedon orthodox‹ sein. Diese Selbstdefinition, die es zu diesem Zeitpunkt (1917) gar nicht geben soll, erstaunt ebenso wie die Tatsache, dass sie in späteren Auflagen ausgelassen wurde.« (Klemm 2017: 461)

gelaufen, umringen die deutschen Soldaten und staunen, wie wenn sie aus dem Himmel gefallen wären.« (Rosner 2008: 58)

In die gleiche Richtung zielt Rosners Wortwahl, wenn er vom mazedonischen Regentanz berichtet (der sowohl bei Wehner als auch Ehrke eine Rolle spielt): »Der Rhythmus dieses Ringelreihe-Tanzes ist einfach und erinnert an Negerreigen.« (Rosner 2008: 68-69) Dass Sauer als Herausgeber diese Zuschreibungen nicht kritisch kommentiert und einordnet, sondern affirmierend als »prächtige Bilder [...] der zahlreichen Nationalitäten unter der Bevölkerung« bezeichnet, zeigt einmal mehr die Unverwüstlichkeit pejorisierender, aus einem kolonialistischen Mazedoniendiskurs zu Beginn des 20. Jahrhunderts herrührender Zuschreibungen.

5.3 »In vergessener Mission«. Die Bundeswehr in Mazedonien

Nach den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts waren erst Anfang des neuen Jahrtausends wieder deutsche Soldaten in Mazedonien aktiv, nun als Teil der NATO-Operationen »Essential Harvest«, »Amber Fox« und »Allied Harmony« sowie der EU-Operation »Concordia« (2001-2003; vgl. Bundeswehr 2016, Bantle/Oswald/Denkler 2010 und Vogel 2003) infolge des »Ohrider Abkommens« zwischen der Regierung der Republik Mazedonien und albanischen Freischärlern, das den bewaffneten Konflikt im Jahr 2001 offiziell beendete. Diese Operationen dienten insbesondere der Überwachung der Lage vor Ort, der Vermittlung zwischen den verfeindeten Bevölkerungsgruppen in ehemals umkämpften Gebieten und dem Schutz der vor Ort eingesetzten Mitglieder internationaler Organisationen wie der OSZE.

Im Jahr 2009 erschienen auf dem deutschen Buchmarkt zwei autobiographische Werke ehemaliger Bundeswehrsoldaten, in denen in interner Fokalisierung aus der Ich-Perspektive vom Einsatz in Mazedonien erzählt wird: *Ab morgen Mönch. Ein Afghanistansoldat geht ins Kloster* von Frank Beha alias Bruder Longinus Beha, in dem der Mazedonienaufenthalt – wie der Titel schon andeutet – eine nur periphere Rolle spielt, und *In vergessener Mission. Als Soldat in Mazedonien* von Marco Langnickel. In ihrer Perspektive auf das Land unterscheiden sich die beiden Werke grundlegend voneinander, wobei Langnickel sich aufgrund seiner Motive und durch den Impetus seiner Schilderungen in der Tradition der besprochenen nationalistischen Weltkriegsromane aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verorten lässt. Beha betont die Gemeinsamkeiten zwischen dem Einsatzort auf dem Balkan und seiner Heimat, den europäischen Charakter Mazedoniens, das er schon in der Beschreibung der Landschaft – die er »wunderschön« (Beha 2009: 96) findet – als kaum exotisch darstellt: »Mazedonien, so wie ich es erlebte, präsentierte sich in landschaftlicher Hinsicht ähnlich wie meine Heimat. Ich war angetan von den

vielen grünen Wiesen und Wäldern.« (Beha 2009: 85) Unterschiede, die er wahrnimmt, führt er vor allem auf den kriegerischen Konflikt zurück, der das Land in Mitleidenschaft gezogen hat:

»Für jemand wie mich, der bis dahin ausschließlich Wohlstand und Frieden gewohnt war, präsentierte sich das Einsatzgebiet als eine völlig andere, keineswegs heile Welt. Viele Gebäude waren zerstört oder schwer beschädigt, in zahlreichen anderen klafften Einschusslöcher. Auch die allgegenwärtige Gefahr von Minen sorgte dafür, dass ich mich im Land ganz anders, nämlich viel vorsichtiger bewegen musste als etwa zu Hause in einer deutschen Fußgängerzone.« (Beha 2009: 83)

Dabei bleibt er stets auf Relativierung bedacht, etwa wenn er die Konfrontation der Soldaten mit um Süßigkeiten bettelnden Kindern mit der Situation amerikanischer ›GIs‹ nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland vergleicht: »Die müssen sich ähnlich gefühlt haben wie wir uns in Mazedonien.« (Beha 2009: 88) Allerdings ist sein Blick auch durch die Erlebnisse am späteren Einsatzort Afghanistan geprägt: »Ich fühlte mich in dieser Ecke durchaus noch daheim und nicht ganz so fremd wie dann später in Afghanistan. Die Mentalität der Bevölkerung ist eben europäisch und nicht orientalisch wie bei meinem zweiten Einsatz.« (Beha 2009: 86)

Anders ist der Blick auf Mazedonien und seine Bevölkerung, den Langnickel vermittelt. Er wirkt herablassend und ist stark von balkanistischen Zuweisungen geprägt. Schmutz, Gewalttätigkeit, impulsives und irrationales Verhalten, Verlogenheit und Unordnung werden herausgestellt, während insbesondere die deutschen Soldaten immer wieder als positiver Gegenentwurf dienen. Zugleich wird aber auch die Freundlichkeit der Einheimischen betont, wobei selbst diese Freundlichkeit bedrohlichen Charakter annehmen kann:

»Vor Ort stellt sich eine Situation dar, die in der Ausbildung sofort eine Postenkette mit anschließendem Schusswaffengebrauch gefordert hätte: Das Auto ist sofort von Menschen umringt. Irgendwie will jeder loswerden, dass er schon mal in Deutschland gearbeitet hat oder dort jemanden kennt. Alle sind ausgesprochen freundlich, und wir werden von einem Herrn in Wiener Dialekt zugetextet. ›Ruhig bleiben‹ ist irgendwie nichts für den Balkanmenschen, erklärt er lächelnd.« (Langnickel 2009: 42)

Eine Atmosphäre des Unbehagens und der Bedrohung stellt sich – zumindest »für deutsche Augen« – auch gleich zu Beginn in der Schilderung des zukünftigen Einsatzortes Lipkovo ein, eines Dorfes in der Nähe der Stadt Kumanovo im Norden der Republik Mazedonien, in dem der Berichterstatter als Teil eines kleinen deutsch-polnischen ›Field Liaison Teams‹ einquartiert wird:

»Das Dorf Lipkovo wirkt für deutsche Augen schmutzig und verstaubt. Viele Gebäude sehen wie Rohbauten aus, aber Kriegsspuren sind auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Scheinbar sind die meisten Bauernhöfe nicht umzäunt, sondern von hohen Mauern eingefriedet. Dadurch bewegt man sich auf Nebenstraßen zwischen den Höfen teilweise wie in einem Labyrinth, weil man nur nach vorn oder hinten weiter als drei Meter sehen kann. [...] Während uns ein Oberfeldwebel in die Lage einweist, geht ein Anruf ein: Minenunfall! Es hat unseren Fuchs erwischt!« (Langnickel 2009: 40-41)

Ähnlich wie in den Romanen von der ›mazedonischen Front‹ des 20. Jahrhunderts ist die Natur des Landes widrig und bedrohlich: »Die Schneewehen lassen keine Passage zu, ebenso wenig wie die beiden Wölfe (›Hunde‹ wäre verniedlichend), die aufgeregten unser Wagen umspringen.« (Langnickel 2009: 129) Die örtliche Gesellschaft ist männlich geprägt und der Gewalt – insbesondere durch den Gebrauch von Schusswaffen – zugeneigt:

»Abends laufen wir durch Lipkovo zu einem wiedereröffneten kleinen Imbiss, wo wir uns mit Cevapcici eindecken. Einer der Gäste erweist sich als hilfsbereit. Wenn wir mal Probleme mit den Mazedoniern hätten, sollten wir uns an ihn wenden. Wichtig sei nur, dann nicht im Wege zu stehen. [...] So stellt man uns zum Beispiel einen politischen Häftling vor: ›Diese Kommunisten-Schweine! 20 Jahre haben sie ihn eingesperrt, davon 12 Jahre Einzelhaft!‹ ›Weswegen denn?‹ ›Na er hat seine Frau erschossen ...‹« (Langnickel 2009: 61-62)

Schusswaffen werden aber auch regelmäßig zum Vergnügen eingesetzt, etwa bei Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten. Diese Vorliebe pflegen auch Vertreter der mazedonischen Sicherheitskräfte, nicht nur die ›albanischen‹ Dorfbewohner:

»Wir unterhalten uns mit dem Polizisten Robert, der offensichtlich ein ähnliches Problem hat wie unsere albanischen Mitmenschen – den Drang zum Herumballern nämlich. Er fragt uns ganz beiläufig, ob wir ihm nicht Pistolenmunition besorgen könnten. Er hätte wegen mehrerer Feiern in der letzten Zeit nur noch 13 von 75 Patronen seiner Dienstmunition.« (Langnickel 2009: 131-132)

Wie Kinder müssen die Einheimischen von den Deutschen immer wieder darüber belehrt werden, dass ihr Verhalten unsinnig und unangemessen ist. Dabei entsteht ein Gefälle zwischen den Vertretern der ausländischen Militärmacht und den Einheimischen, das durchaus von kolonialistischer Attitude geprägt ist. Die NATO-Soldaten – besonders die deutschen – müssen den ›örtlichen Vollidioten‹ (Langnickel 2009: 122) erst beibringen, wie man sich ›zu benehmen‹ hat. Dies gilt für den Gebrauch von Schusswaffen:

»Auf dem Marktplatz von Matejce kommt es zu einem Zwischenfall bei der Holzverteilung. Weil ein Albaner nicht auf der Liste für Baumaterialien steht, zieht

er erst mal vorsorglich seine AK-47 und fuchtelt damit vor dem Mitarbeiter einer Hilfsorganisation herum. Was für ein Schwachsinn! Artur stellt daraufhin Personalien des Helden fest. Wir erzählen wieder mal vielen Leuten, dass Waffeneinsatz im Moment wenig hilfreich ist.« (Langnickel 2009: 88)

Es gilt aber u.a. auch für den Straßenverkehr, insbesondere bei winterlichen Witterungsverhältnissen, wenn letztlich die Deutschen den Verkehr organisieren: »Mit unserem Wolf ziehen wir auf dem Weg zahlreiche Autos aus dem Graben. Dank des Verkehrschaos kommen wir nur langsam voran. [...] Die Albaner fahren ohne Winterreifen, ohne Schneeketten und, vor allem, ohne Verstand.« (Langnickel 2009: 121-122) Kaum eine Situation ist vorstellbar, in der nicht die deutschen Soldaten besser Bescheid wissen oder schlachtweg tüchtiger sind. Sehr weit ist Langnickel damit nicht entfernt von Ehrkes Protagonisten, der konstatiert, dass manchen Einheimischen »selbst ein Schraubengewinde fremd« (Ehrke 1938: 217) zu sein scheint: »Ich breche mit Axel und Enis zum Staudamm auf, wo ein Elektriker irgendwas an den Generatoren umstellen will, um den Strom für Lipkovo wieder herzustellen. Praktisch macht allerdings Axel die Arbeit.« (Langnickel 2009: 134)

Trotz des zumeist gütigen – wenn auch paternalistischen – Tons, den Langnickel anschlägt, fällt doch auf, wie stark *In vergessener Mission* in der Tradition der Berichte von der ›mazedonischen Front‹ im Ersten Weltkrieg steht. Die pejorierende Darstellung der einheimischen Bevölkerung (und teilweise auch der Bündnispartner) bei gleichzeitiger Glorifizierung der deutschen Soldaten und die abundante Verwendung balkanistischer Stereotype bilden einen Strang der Kontinuität von 1916 bis 2009. Zwar ist Deutschland im 21. Jahrhundert militärisch in internationale Bündnisse eingebunden und hat kein offensichtlich koloniales Interesse an Mazedonien mehr, aber die kolonialistische Attitüde ist zumindest bei Langnickel noch vorhanden. Das entsprechende Narrativ hat sich als ausgesprochen langlebig erwiesen. »Und es mag am deutschen Wesen/Einmal noch die Welt genesen«, so reimte einst Emanuel Geibel. Hier heißt es nun: »Wir Deutschen sind scheinbar wirklich etwas Besonderes. Vernünftige Menschen wissen durchaus, was sie an uns haben.« (Langnickel 2009: 140)

6 Macedonia heroica sed inferiora. Freiheitskämpfer und Germanen

In den 1920er und 1930er Jahren erschienene Abenteuerromane, die in einem als ›Mazedonien‹ identifizierbaren Raum spielen, sich in der Nachfolge Karl Mays verorten lassen und dem Bereich der Jugendliteratur zuzuordnen sind – hier untersucht werden sollen *In den Schluchten des Prisats* und *Der Freund des Rebellen* von Edmund Kiss (1927 und 1929) sowie Wilhelm Matthießens *Nemsi Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* (1933)¹ und *Nemsi Bey unter den Komitadschis* (1934) –, weisen einige Parallelen zu den im vorausgehenden Kapitel analysierten Kriegsromanen auf. So leben die stets männlichen, deutschen Protagonisten zwar inmitten der – ebenfalls als ausgesprochen männlich imaginierten – Balkangesellschaft, sprechen deren Sprachen und sind in Mazedonien (temporär) heimisch geworden, grenzen sich aber zugleich durch ihre Superiorität in Ethos, Moral, Sauberkeit, Wissen etc. deutlich von der einheimischen Bevölkerung ab, die immer wieder der Führung durch die deutschen Protagonisten zu bedürfen scheint. Damit weisen diese Romane einen ähnlich kolonialistischen Impetus auf wie die Kriegsromane, sie konstruieren ebenfalls einen deutschen Führungs- und damit Herrschaftsanspruch in Mazedonien. Zugleich aber nehmen sie das bereits 1914 von Kurt Aram literarisch geprägte und etwa von Kühnelt-Leddihn weiter ausdifferenzierte Stereotyp des ›heroischen Mazedoniers‹ auf (vgl. Kapitel 3.2), das im deutschsprachigen Mazedoniendiskurs der 1920er und 1930er Jahre insbesondere unter politisch rechts verorteten Publizisten weit verbreitet war (vgl. Troebst 2007d, besonders 140–148). Im von revisionistischen Ambitionen geprägten Deutschland der Zwischenkriegszeit, das nach den Pariser Vorortverträgen deutliche Gebietsverluste und zudem die als Schmach empfundene Besatzung des Rheinlandes hatte hinnehmen müssen, wurden die als kompromisslos opferbereit inszenierten mazedonischen ›Freiheitskämpfer‹ von der deutschnational geprägten Presse mit Sympathie geschildert und ins Verhältnis zur deutschen Situation gesetzt. Dabei schwang

¹ Wurde 1935 als Wahlband der Buchgemeinde Bonn neu aufgelegt. Vgl. den Online-Katalog der Deutschen Nationalbibliothek.

»auch häufig der Unterton des Vorwurfs an das zu solcher Selbstaufopferung weniger freudig bereite heimische Lesepublikum« (Troebst 2007d: 147) mit. Die ›heroischen‹ mazedonischen Romanfiguren in den hier analysierten Jugendromanen gewinnen ihrer gleichzeitigen Abwertung zum Trotz also durchaus Vorbildcharakter für das jugendliche Lesepublikum in Deutschland: Diese Männer nehmen die Besatzung ihres Landes durch ›fremde Mächte‹ nicht hin und kämpfen mit großer persönlicher Tapferkeit gegen die Besatzer.

Der Klappentext von Matthießens *Nemsi Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* expliziert diese Vorbildfunktion mit den Worten: »Das Buch wird sicher dazu beitragen, unsere Jugend zu frischem Wagen und urgesundem deutschen Fühlen hinzuführen.« Matthießen hebt den Freiheitskampf der sogenannten ›Skipetaren‹² hervor und bezeichnet diese u.a. als »wilde Jagd« (Matthießen 1933a: 86), was den Gedanken an germanische Mythen und an »Lützows wilde verwegene Jagd«³ in den preußischen ›Befreiungskriegen‹ gegen Napoleon evoziert, während Kiss die Rebellion mazedonischer ›Banditen und [...] Freiheitshelden‹ (Kiss 1929: 72) heroisiert und einen der Führer dieses Freiheitskampfes als direkten Nachfahren des Ostgotenkönigs Teja zeichnet, dessen letzten Kampf Felix Dahn in seinem 1876 erstmals veröffentlichten und bis heute immer wieder aufgelegten Erfolgsroman *Ein Kampf um Rom* geschildert hatte. Wirklich ebenbürtig sind die einheimischen Charaktere den deutschen Protagonisten der Jugendromane von Kiss und Matthießen aber nie. Das von Stefan Troebst geprägte Schlagwort *Macedonia heroică* (vgl. Troebst 2007d: 112) soll in diesem Kontext also etwas modifiziert werden: *Macedonia heroică sed inferiora*.⁴

Die Verbindung von Männlichkeit bzw. männlicher Gesellschaft, Heroisierung des Kampfes und Germanentum verweist auf einen Diskurs, der – wie Ulrike Brunotte zeigt – insbesondere die deutsche Öffentlichkeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark prägt: den »nationale[n], patriotische[n] Männlichkeitsdiskurs [...], dem seit der Einführung von freiwilligen Bürgerheeren in den sogenannten Befreiungskriegen eine besondere politische Rolle zukommt« (Brunotte 2004: 33) und in dem der von Heinrich Schurtz geprägte Begriff ›Männerbund‹⁵ »zu einem Kampfbegriff in der deutschen Kulturdebatte« (Brunotte 2004: 26) und »spätestens

2 Zu diesem Begriff, den Matthießen von Karl May übernommen hat, vgl. Schmidt-Neke 1994: 248-249.

3 Das »Lützowsche Freikorps« wurde besonders durch das gleichnamige Gedicht von Theodor Körner bekannt, in dem dieser die »wilde Jagd und die deutsche Jagd/Nach Henkersblut und Tyrannen« besingt. Hier zitiert nach Conrady 2000: 377.

4 Ein ähnliches Phänomen von gleichzeitig erfolgender negativer Stereotypisierung und ideologischer Überhöhung samt Vorbildfunktion für die Deutschen hat Boris Previšić im ›Morlackismus‹ um 1800 identifiziert (vgl. Previšić 2017: 54).

5 Zum Männerbundgedanken vgl. auch Sombart 1988.

ab 1918 zu einem diskursiven und sozialpolitischen Bollwerk gegen die republikanische Modernisierung« (Brunotte 2004: 36) wird. Der ›Männerbund‹ ist hierbei als Modell »einer *liminalen* [Herv. i.O.] durch performative Akte hergestellten sozialen Gemeinschaft, die außerhalb von Arbeit und Familie steht« (Brunotte 2004: 33-34), zu verstehen. Der Germanist Otto Höfler interpretierte etwa die von Matthießen alludierte germanische »Wilde Jagd« als einen kultischen Männerbund der Germanen (Höfler 1934). Erst durch das der »Wilden Jagd« zugeschriebene »Charisma einer gleichsam entfesselten Wut und die Faszination der elitären, männlichen Toten- und Tötungsgemeinschaft« wurde der Männerbundgedanke im Nationalsozialismus »voll verwertbar« (Brunotte 2004: 134; vgl. auch See 1994: 228-232). Sowohl Edmund Kiss als auch Wilhelm Matthießen waren stark in völkisch-nationalistischer Ideologie verwurzelt (beide standen der sektenartigen völkisch-rassistischen Ludendorff-Bewegung nahe)⁶ und aktiv in das nationalsozialistische Herrschaftssystem eingebunden. Ihre in Mazedonien spielenden Werke rekurrieren u.a. auf den von Brunotte untersuchten völkisch-bündischen Männlichkeitssdiskurs, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Die Faszination, die Brunotte beschreibt, ist in den Romanen beider Autoren deutlich spürbar. Vor der »entfesselten Wut«, die jeweils den einheimischen kriegerischen Männergruppen zugeschrieben wird, schrecken jedoch beide Ich-Erzähler zurück, sie können sich nicht mit ihr identifizieren. »Voll verwertbar« waren die Romane, folgt man Brunotte, aus nationalsozialistischer Perspektive also nicht. In den entsprechenden Diskurs einordnen lassen sie sich aber sehr gut. Mit ihren Motiven männerbündischer, balkanischer ›Räuberrebeln‹ schließen sie zudem an in der bündischen Jugendbewegung verbreitete Topoi an, die durch Liedübertragungen des Slawisten Gerhard Gesemann vermittelt und bis heute tradiert werden.

6.1 Goten in Mazedonien

Edmund Kiss war zweifelohne eine schillernde Figur. Der »Kasseler Baurat« (Kater 2006: 52) machte sich bereits in den 1920er Jahren einen Namen als Verfasser von abenteuerlichen Jugendromanen. So erschienen die beiden Bände *In den Schluchten des Prisats* und *Der Freund des Rebellen* um einen deutschen Arzt, der in Mazedonien in den ›Befreiungskampf‹ gegen die ›serbische Besatzung‹ verwickelt wird, 1927 und 1929⁷ als Band 38 und 40 der populären »Kamerad-Bibliothek« des Stuttgarter Union Verlags, in welcher zuvor in der an Knaben gerichteten Zeitschrift *Der gute Kamerad* abgedruckte Abenteuerromane in Buchform veröffentlicht wurden. Die

6 Zur Ludendorff-Bewegung vgl. etwa Amm 2012.

7 In den Büchern fehlt die Jahresangabe, sie folgt hier dem Katalog der Deutschen Nationalbibliothek.

»Kamerad-Bibliothek«, der außerordentlicher Erfolg beschieden war, wurde nach 45 stets illustrierten und ansprechend ausgestatteten Bänden im Jahr 1935 eingestellt (vgl. Kieser 1979: 655). Sowohl *In den Schluchten des Prisats* als auch *Der Freund des Rebellen* erreichten mehrere Auflagen.⁸

Sehr viel stärker als von diesen Abenteuerromanen wurde Kiss' Wahrnehmung in der Öffentlichkeit allerdings durch seine Beschäftigung mit Hanns Hörbigers Welteislehre und dem Atlantis-Mythos geprägt, aus der mehrere pseudowissenschaftliche Veröffentlichungen und eine Roman-Reihe hervorgingen.⁹ Dies brachte ihm die Aufmerksamkeit Heinrich Himmlers ein, der Kiss' Forschungen durch die Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e.V. der SS unterstützen und ihn 1938 offiziell als Mitarbeiter in die Forschungsgemeinschaft aufnehmen ließ. 1940 sollte Kiss eine Expedition nach Südamerika durchführen, um im bolivianischen Hochland Nachweise für die Welteislehre und die These, die Ruinenstadt Tiahuanacu sei ein Außenposten der arisch bevölkerten Atlantis gewesen, zu sammeln (vgl. Pringle 2006: 178–183 und Stoecker 2011: 57–58). Aufgrund der Entwicklung des Krieges wurde die Expedition allerdings abgesagt. Kiss, der laut Stoecker (2011) zu diesem Zeitpunkt den Rang eines SS-Hauptsturmführers bekleidete, wurde einberufen. Nachdem er gegen Kriegsende die SS-Besatzung des ›Führerbunkers‹ Wolfschanze befehligt hatte, geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1947 aufgrund seines Gesundheitszustandes entlassen wurde. In einem Entnazifizierungsverfahren wurde er letztlich als Mitläufer eingestuft – so argumentierte er, er sei trotz seiner SS-Mitgliedschaft nie in die NSDAP eingetreten – und kam mit einer Geldstrafe davon. Als Schriftsteller publizierte er bis zu seinem Tod im Jahr 1960 aber nicht mehr (vgl. zu Kriegsende und Nachkriegszeit Pringle 2006: 309–310), wenn auch seine Werke zu Atlantis und der Welteislehre etwa vom esote-

8 In *den Schluchten des Prisats* acht Auflagen, *Der Freund des Rebellen* vier. Vgl. Klotz 1992: 438–439.

9 Nach Hörbigers pseudowissenschaftlicher Theorie ist die Geschichte des Kosmos von einer ewigen Antagonie zwischen Glut (Sonne) und Eis (Eisplaneten, Eismonde) geprägt. Der jetzige Mond der Erde habe Vorläufer gehabt, die auf die Erde gestürzt seien und u.a. eine Sintflut ausgelöst hätten, der auch Atlantis zum Opfer gefallen sei. Astronomische und geologische Phänomene wurden mit Mythen vermengt und ließen sich etwa zur Inszenierung einer vermeintlichen Überlegenheit der ›arischen Rasse‹ nutzen, weshalb die Welteislehre trotz ihrer Ablehnung durch die etablierte Wissenschaft im Nationalsozialismus insbesondere durch Hitler gefördert wurde (zu Hörbiger und der Rezeption seiner Theorie im Nationalsozialismus vgl. Nagel 1991 und Wessely 2013). Kiss bringt in seinen Atlantisromanen Welteislehre, Atlantis- und Thulemythos zusammen: Die Atlantiden, die von der nordischen Insel Thule stammen, haben Außenposten u.a. im bolivianischen Hochland (Tiahuanacu) gegründet. Als der Mond auf die Erde stürzt und eine gigantische Naturkatastrophe hervorruft, überleben die Bewohner des bolivianischen Atlantis-Außenspostens, die Rückkehr nach Thule wird ihnen durch Eismassen als Folge des Mondsturzes aber verwehrt. Schließlich landen sie im Mittelmeerraum, wo sie eine neue Hochkultur begründen.

risch-rechtsextremen Forsite-Verlag bis heute neu aufgelegt werden, wie eine einfache Internetrecherche aufzeigt.

Die beiden Romane *In den Schluchten des Prisats* und *Der Freund des Rebellen* zeichnen in interner Fokalisierung ein Bild Mazedoniens als multiethnisches Land, das nach dem Ersten Weltkrieg von den Serben okkupiert ist und dessen Bevölkerung von der Besatzungsmacht drangsaliert wird, was eine Rebellion hervorruft. Der Ich-Erzähler, ein deutscher Arzt, der sich im mazedonischen Veles niedergelassen und dort eine gesicherte Existenz als angesehener Mediziner aufgebaut hat,¹⁰ schildert seine Verwicklung in den »mazedonischen Freiheitskampf« und seine daraus resultierenden »abenteuerliche[n] Erlebnisse« (so der Klappentext beider Bände): Nachdem er einen verwundeten jungen »Mazedonier« namens Rusko Pravisch gesund gepflegt hat, gerät er ins Visier der serbischen Behörden, da sich der junge Mann als Sohn des charismatischen Anführers des Aufstands – ein Albaner, der allerdings den eher slawischen Namen Alexander Plasnik trägt und allgemein »Babunski« oder gar »der Babunski« genannt wird¹¹ – herausstellt und man ihn

10 Der Arzt bleibt namenlos, angeredet wird er stets als »Herr«. Diese Namenlosigkeit lässt sich als Strategie des Autors deuten, seine Gleichsetzung mit dem Ich-Erzähler zu forcieren.

11 Der historische Babunski (Jovan Babunski, eigentlich Jovan Stojković, 1878-1920) war ein serbischer Bandenführer und Četnik-Kommandeur in Mazedonien vor, während und nach Balkankriegen und Erstem Weltkrieg, »responsible for several post-war atrocities in Albania and Macedonia« (Newman 2012: 146) – keineswegs ein Aufständischer gegen serbische Institutionen in Mazedonien, sondern das genaue Gegenteil. Ihn erwähnt Rebecca West in ihrem berühmten, erstmals 1940 publizierten Reisebericht vom Balkan, *Black Lamb and Grey Falcon*, als sie eine Begegnung mit zwei Priestern in einer Kirche in Veles schildert: »They sat beside us while we drank, and said, ›And we have a precious grave here. Have you seen it? There it is, the white marble one by the cobbles. It is only to see the grave that people come here on week-days, and often they turn back without seeing our church. But still we are very pleased they should come and reverence that sacred stone.‹ Who lies there? ›Babunsky the comitadjī,‹ said the priest. ›Babunsky! breathed Constantine. [...] We all stood before the headstone on which it was written that beneath it lay Yovan Babunsky, 1878-1920. But I saw him not long before he died,‹ said Constantine, and he looked far older than that. ›So he did,‹ said the older of the two priests. ›I knew him well when I was young, and what you say is true. But who could wonder? How many nights of his life did he sleep in a bed? How many days did he eat no food but the berries from the bushes? And he was wounded many times, and often fell sick with fear. All this our Serbian brother did for our sake, that Macedonia should be free.« (West 2007: 796) Als serbischer Paramilitär findet er in Kuehnelt-Leddihns Roman *Die Anderen* von 1932 Erwähnung: »Als wir eine Weile so still und doch so unruhig dagelegen waren, durchbrach Taneff das Schweigen. ›Du wirst wohl auch Babunski gekannt haben?‹ wandte er sich fragend an den alten Tschetnik. Pano Geleff nickte. ›Es war vor 9 Jahren,‹ begann er, ›im Dezember des Jahres 19 als er an der Spitze einer 120 Mann starken Bande unterstützt von den Behörden und der Gendarmerie in den Kreisen von Sichtip, Weles, Radowisch und Tikwesch die bulgarische Intelligenz ausrottete. Im Dezember erschien er in Tschmersko, trommelte die Einwohner zusammen und ließ den Popen Christo Mitzeff gebunden auf den Marktplatz führen. ›Verabschiede dich von den Bauern!‹ brüllte er ihn an. ›Du wirst umgebracht werden, weil du Bulgar bist. [...] Fünf Minuten später hat er gebaumelt und

der Zusammenarbeit mit den Rebellen bzw. ›Räubern‹ bezichtigt. Während eines dienstlichen Aufenthalts in Bitola im Süden des Landes wird er verhaftet und von serbischem Militär nach Veles eskortiert. Unterwegs werden sie allerdings von den Rebellen überfallen, die Soldaten getötet und ihr Major Wissolkowitsch, der Ich-Erzähler, sein Diener Alibassam (ein »freier Albaner«, Kiss 1927: 140) und sein Bekannter Anatol Wheel aus den USA, ein ehemaliger Kampfflieger (der dem Arzt verbunden ist, weil ihn dieser während des Krieges durch sein medizinisches Geschick vor dem Tod gerettet hat), in ein Versteck in den Bergen verschleppt. Der Major soll als Geisel dienen, der Arzt den von den Rebellen aus serbischer Gefangenschaft befreiten und dabei erneut schwer verwundeten Rusko Prawisch heilen. Nachdem er die Heilung zugesagt hat, wird ihm im Gegenzug seine Freilassung versprochen, und auf seine Bitte hin auch die des serbischen Offiziers. Als jedoch der »Babunski« selbst verhaftet wird, werden die Gefangenen und der Verwundete in einem Gewaltmarsch zur bulgarischen Grenze gebracht. Unterwegs kann der Major entkommen, serbische Soldaten gehen gegen die Rebellen vor. Nach der von den Rebellen selbst inszenierten ›Befreiung‹ des Arztes und seines Dieners wird dieser in der serbischen Garnison gefeiert, in die Uniform des Majors gesteckt und so zu einer Spazierfahrt eingeladen, bei der er zum Ziel eines dem Major geltenden Mordanschlags der Rebellen wird. Diese erkennen spät ihren Irrtum und bringen den Schwerverletzten nach Bulgarien, wo er gesundet und von wo aus er schließlich nach Veles zurück flieht. Damit endet der Band *In den Schluchten des Prisats*. Im Folgeband *Der Freund des Rebellen* wird der Arzt wieder in die Angelegenheiten der Rebellen verwickelt, als in der Stadt Strumica die Cholera ausbricht und Alexander Plasnik, der »Babunski«, ihn um Hilfe bittet. Mit großem Engagement widmet er sich – wiederum unterstützt von Anatol Wheel und nun auch dessen frisch angetrauter Ehefrau, einer reichen amerikanischen Erbin – dem Kampf gegen die Krankheit, zum Teil gegen den Willen des serbischen Militärs, das in Strumica stationiert ist. Als serbische Soldaten schließlich die Stadt anzünden, kommt es zum offenen Kampf zwischen Rebellen und Militär und der Arzt wird von Major Wissolkowitsch als Verbündeter des »Babunski« erkannt und beinahe getötet. Er führt die Überlebenden des Brandes ins Gebirge, wo sie mit Nahrungsmitteln und Kleidung aus deutschen Armeebeständen, die von den Rebellen bei Ende des Krieges erbeutet und in einem alten Tunnel gelagert worden waren, versorgt werden. Doch dann erkrankt der »Babunski« selbst an der Cholera und wird in die Burg seines treuen Anhängers Gotika an der albanischen Grenze gebracht. Der Arzt folgt ihm

seine Frau hat einen Weinkrampf bekommen.›So etwas ist eigentlich nichts für Frauen‹ bemerkte Mische Shiudadinoff.« (Vitezović 1932: 12) Auch in Den Doolaards Komitadschi-Roman *Orient-Express* von 1935 tritt »Babunsky« auf und führt den Überfall einer serbischen »Tscheta« auf ein Dorf in Ostmazedonien, das verdächtigt wird, die IMRO zu unterstützen, mit an. (Den Doolaard 1935: 196-220)

dorthin und verhilft ihm zu rascher Genesung. Als auch hier Major Wissolkowitsch und seine Truppen auftauchen, kommt es zum finalen Kampf. Die Verteidiger der Burg ziehen sich auf geheimem Wege nach Albanien zurück und Wissolkowitsch wird mitsamt der Burg in die Luft gesprengt. Der Arzt und sein Diener machen sich auf den Weg nach Deutschland, um sich dort eine neue Existenz aufzubauen.

Mazedonien als Ort des Geschehens lässt sich bei Kiss geographisch recht klar verorten, es entspricht dem jugoslawischen ›Vardar-Mazedonien‹ der Zwischenkriegszeit und wird durch Ortsnamen und die Grenzen zu Albanien, Griechenland und Bulgarien definiert. Zur Verdeutlichung ist in beiden Bänden eine Landkarte von »Mazedonien (Jugoslawien)« abgedruckt. Die Bevölkerung dieses Landes wird als multiethnisch beschrieben, wobei den »Mazedoniern« offensichtlich der Charakter einer eigenen Ethnie zugestanden wird. Zumindest differenziert Kiss zwischen »Mazedoniern«, »Bulgaren«, »Serben«, »Albanern«, »Türken« und »Griechen«. Das »mazedonische Volk« hingegen ist bei Kiss ein eher diffuser Begriff, es scheint alle Ethnien außer den Serben (und Bulgaren) zu umfassen. So bezeichnet Mesmer Pascha, ein pensionierter osmanischer General, der als Albaner definiert wird, die an der Cholera erkrankten »Mazedonier und Bulgaren« (Kiss 1929: 79) in Strumica als »unsere Volksgenossen, die da leiden« (Kiss 1929: 15). Es ist die »Not des mazedonischen Volkes« (Kiss 1929: 57), die den trotz seines slawischen Namens ebenfalls als Albaner ausgewiesenen »Babunski« zum Handeln bewegt, er »erbarmt sich seines sterbenden Volkes« (Kiss 1929: 63).

In der Beschreibung der mazedonischen Landschaft unterscheiden sich Kiss' Romane kaum von den analysierten Frontromanen. Auch in ihnen tauchen bestimmte Topoi als stereotype Versatzstücke auf, etwa in der Rede von der unzugänglichen mazedonischen »Bergwildnis« (Kiss 1927: 200): »Von einer Straße war keine Rede. Die Reise ging, bald zu Fuß und bald im Sattel, über Geröll und Felstrümmer zwischen hartem Gestrüpp und Dornbüschchen bergan in die unwirtlichen und unbekannten mazedonischen Berge, deren schroffe Zacken wie drohende Riesen in den Nachthimmel ragten.« (Kiss 1927: 111) Ein »einsames, elendes Bergdorf [...], das aus nur wenigen Lehmhütten bestand«, ist so »unglaublich schmutzig und verwanzt« (Kiss 1927: 187), dass es zur Übernachtung im Freien zwingt – eine Erfahrung, die wiederholbar und noch steigerungsfähig ist: »Die Nächte verbrachten wir im Freien, weil die Hütten der Wasserbauern unglaublich schmutzig und verwanzt und dazu zum großen Teil verseucht waren.« (Kiss 1929: 105)

Auch Kiss schildert das Wetter als ungnädig und lebensfeindlich: So brennt die Sonne »erbarmungslos« in den »höllischen Glutkessel« der Stadt Veles, staut sich »Hitze in zitternden, gleißenden Wellen« (Kiss 1929: 45), prasselt zwischen durch »ein Gewitterregen herab, wie man ihn nur im Mazedonien und vielleicht

in den Tropen erlebt« (Kiss 1929: 186-187).¹² Doch die »Gesteinstrümmer und Dornen« der »Bergheimat Mazedonien« (Kiss 1927: 236) – Heimstatt von »regelrechte[n] Banditen und mazedonische[n] Freiheitshelden« (Kiss 1929: 72) – sind keine reine Wildnis, sondern verweisen immer wieder auf eine große Vergangenheit, sei es in Gestalt einer fein ausgearbeiteten antiken Marmorquelle mit marmornen Löwenköpfen in dem unzugänglichen Tal, in dem der Ich-Erzähler und seine Gefährten vom »Babunski« gefangen gehalten werden (Kiss 1927: 118), sei es durch Landschaftsbeschreibungen wie die folgende:

»Es wurde wieder still, und wir trabten in den langsam erwachenden Morgen hinein. Die Geröllhalden verloren ihre unheimlichen verzauberten Gestalten, und die Morgensonnen beschien mit erbarmungsloser Klarheit nur unfruchtbare, tote Gesteinstrümmer und fahlgraues Moos zwischen zerbröckelnden Marmorklötzen. Der Weg neigte sich langsam in das Tal der Zletowska. Steil und stolz wuchs in der Ferne auf hohem Felskegel die alte Römerburg von Stip, die Residenz der kaiserlichen Statthalter aus der Zeit, als die Goten die Pforten des Römerreiches zu zerschlagen drohten.« (Kiss 1929: 99)

Durch die Erwähnung der Goten wird – ähnlich wie bei Wehner – eine historische Begründung für einen deutschen Anspruch¹³ auf das Land konstruiert, ein Anspruch, der sich auch der Ausgestaltung der Figur des Ich-Erzählers entnehmen lässt. Er, der stets mit »Herr« angeredet wird, steht durch sein Fachwissen, seine mit Tapferkeit gepaarte Intelligenz und seine persönliche Integrität über den Einheimischen, die zwar zumindest in den Charakteren der »Räuber« bzw. »Freiheitskämpfer« auch als ausgesprochen tapfer, loyal und sympathisch gezeichnet werden, ohne die Hilfe des deutschen Arztes aber kaum etwas auszurichten vermögen – insbesondere, als im Land die Cholera ausbricht. Die Botschaft, die der »Babunski« dem Ich-Erzähler zukommen lässt, klingt »wie ein einziger großer Hilfeschrei an den deutschen Arzt: Herr, komm und hilf meinen Mazedoniern!« (Kiss 1929: 63), und der kommentiert seinem ebenfalls aus Deutschland stammenden Assistenten gegenüber: »Unsere Ehre ist in gewisser Weise verpfändet, daß deutsche Ärzte wieder einmal des Gespenstes Herr werden, das diesem unglücklichen Lande droht.« (Kiss 1929: 92)

Als es schließlich darum geht, die hungernden Opfer des von der serbischen Soldateska verursachten Brandes der Stadt Strumica durch bei Kriegsende von den

¹² In Bulgarien hingegen, in dessen Grenzgebiet sich der Ich-Erzähler von seiner Schussverletzung erholt, scheint das Klima ganz anders zu sein: »Der Himmel war klar und rein, die Luft mild und warm wie an einem Spätsommertag in meiner deutschen Heimat. Hier im Gebirge konnte ich fast vergessen, daß ich in fremdem Lande war.« (Kiss 1927: 254-255)

¹³ Zur Gleichsetzung von Goten und Deutschen bei Kiss siehe weiter unten in diesem Kapitel.

abrückenden deutschen Truppen erbeutete und in einem ehemaligen Bergwerksstollen versteckte Vorräte zu versorgen, wird vollends deutlich, dass die Beziehung des Arztes zu den leidenden »Mazedoniern« nur stellvertretend für die Beziehung Deutschlands zu Mazedonien steht, früh schon angedeutet durch die Worte Rusko Prawischs: »Vielleicht helfen diese reichen Vorräte deines großen Vaterlandes, einmal ein armes, kleines Volk zu befreien.« (Kiss 1927: 196) Dieses Gefälle, das sich im Verhältnis des Ich-Erzählers zu den einheimischen Protagonisten der beiden Romane manifestiert, wird durch die Illustrationen von Ernst Liebenauer, insbesondere im Band *Der Freund des Rebellen*, noch hervorgehoben. So ist der Arzt, stets korrekt gekleidet in Rock, Krawatte, Breeches, Reitstiefel und Hut, in Rückenansicht mit erhobenen Händen – in herrischer, vielleicht auch segnender Geste – vor sich ihm unterwürfig nahenden Einheimischen dargestellt. Schon durch die Kleidung wird angedeutet, dass er ihnen selbstverständlich überlegen ist. Zusätzlich bemüht auch Kiss wiederholt die Schmutzmetapher (wie schon in den Dorfbeschreibungen deutlich geworden ist): So hat der Ich-Erzähler eine »Privatbadewanne«, die einzige, »die es meines Wissens in Veles gab« (Kiss 1929: 74). Auf seinen treuen Diener Alibassam ist dies offensichtlich nicht ohne Einfluss geblieben: »Alibassam war überhaupt einzig in seiner Art. Er war ein Albaner, der immer saubere Hände hatte und seine Nägel mit großer Sorgfalt pflegte.« (Kiss 1929: 74) Alibassam, insgesamt eine ausgesprochen positive Figur, ist zwar Diener, zugleich aber auch Freund des Ich-Erzählers und hat sich eine gewisse Eigenständigkeit bewahrt: »Ich bin zwar nur sein Diener, doch würde er mich nie im Stiche lassen. Du weißt, daß ich ein freier Albaner bin und keines Menschen Knecht. Ich diene ihm, weil ich ihn liebhave, und nicht, weil er mich bezahlt. Deshalb weiß ich auch so gewiß, daß er ohne mich nicht entfliehen würde.« (Kiss 1927: 140) Er ist in der Anlage dicht an Hadschi Halef Omar angelehnt, Kara ben Nemesis berühmten Diener aus den Orient- und Balkanromanen, der zwar als Figur deutlich komischere Züge trägt als Alibassam, aber doch zahlreiche Eigenschaften mit ihm teilt. So »verbindet Halef mit Kara ben Nemsi wirkliche Freundschaft«, er »zeichnet sich durch absolute Furchtlosigkeit, Hilfsbereitschaft – auch unter Lebensgefahr – und durch Witz, Klugheit und eine bedeutende Anlage zur List aus« (Lorenz und Kosciuszko 1991: 173). Auch die latente Homoerotik, die sich in der Verbindung zwischen Kara ben Nemsi und Hadschi Halef Omar entdecken lässt (vgl. Previšić 2016: 87), trifft wohl ebenso auf die Beziehung zwischen dem deutschen Arzt und seinem Diener zu.

Es ist eine männliche Welt, die in Kiss' Romanen geschildert wird, Frauen spielen bis auf eine Ausnahme – die Ehefrau Anatol Wheels in *Der Freund des Rebellen* – keine Rolle. Selbst wo es um familiäre Beziehungen geht, etwa im Falle des »Babunski«, ist lediglich von Vätern und Söhnen die Rede, Mütter oder auch Töchter finden keine Erwähnung. Emblematisch ist die Figur des »Babunski« selbst: Er ist

»Räuberhauptmann«¹⁴ (Kiss 1929: 156) und Mönch in einem, also in zweifacher Hinsicht Vertreter männlicher, von Liminalität gekennzeichneter Zirkel, die durch Geheimhaltung charakterisiert werden: »Mein Assistenzarzt wusste ja nicht, daß der Babunski und seine Mönche regelrechte Banditen und mazedonische Freiheitshelden waren.« (Kiss 1929: 72)¹⁵ Die ›Räuber‹ stehen trotz ihrer Verbundenheit mit dem ›Volk‹ außerhalb der sozialen Strukturen, und auch ihre Existenzberechtigung ist laut eigener Aussage eine transitorische: Sie endet, sobald die serbischen ›Besatzer‹ vertrieben sind. Bis dahin gehen sie keine Beziehungen zu Frauen ein, gründen keine Familien.¹⁶ Ein Befund, den auch Eric Hobsbawm in seiner vielbeachteten Untersuchung über »Räuber als Sozialrebellen« im Kapitel über die »Heiducken« des Balkans dokumentiert:

»Waren die Heiducken auch stets freie Männer, so handelte es sich im Falle des Heiduckentums auf dem Balkan dennoch nicht um freie *Gemeinschaften*. Die *četa* oder Bande war nämlich im wesentlichen eine Vereinigung von Individuen, die sich freiwillig zusammenschlossen und von den eigenen Verwandten trennten, sie war aber zugleich eine abnorme soziale Einheit, denn weder gehörten ihr Frauen und Kinder an, noch hatte sie eigenes Land. Oftmals war sie gewissermaßen ›doppelt unnatürlich‹, und zwar deshalb, weil dem Heiducken die Rückkehr ins gewöhnliche Leben innerhalb seines Geburtsdorfes nicht selten von den Türken verwehrt wurde. [...] Normale Formen sozialer Organisationen waren ihnen also nicht möglich [...], und anders als die großen Marodeurbanden der *krshali* [...] unternahm man keinen Versuch, eine Familie zu gründen, solange man Heiduck war [...]. Falls es dafür irgendein Modell sozialer Organisation gegeben hat, so waren es die Männerbünde oder Bruderschaften [...].« (Hobsbawm 2000: 98-99)

Violet Wheel, die in der Romanhandlung als einzige Frau eine Rolle spielt, hat zumindest ein männliches Äußeres: »Frau Wheel hatte ein kluges, rassiges Gesicht, das von kurz gehaltenen, im Nacken und an den Schultern gerade abgeschnittenen blonden Haaren umrahmt war. Sie trug einen Herren-Reitanzug und hohe Stiefel.

14 Die Konstruktion dieser Figur als führenden Repräsentanten eines als liminal charakterisierten Männerbundes bei Kiss steht in der Tradition von Schillers Karl Moor (vgl. Blawid 2011: 226-236), aber auch den zahlreichen Räuberhauptmännern in der Trivialliteratur des 18. Jahrhunderts wie »Abaellino, Rinaldini und Konsorten« (vgl. Dainat 1996).

15 Mit der Geheimhaltung erfüllen die Räuber-Mönche bei Kiss ein typisches Charakteristikum des Männerbundes, denn, so Nicolaus Sombart: »Der ›Männerbund‹ hütet sein Geheimnis und ist somit immer ›Geheimbund‹.« (Sombart 1988: 166) Zudem entsprechen sie *per se* einem Ideal des deutschen Männerbundgedankens, wie es Sombart am Beispiel der Tempelritter geschildert hat: Es handelt sich um »›Männerbünde‹, in denen das soldatische Ideal des Kriegers mit dem asketisch-zölibatären des Mönchs eine ganz einmalige, seltsame Symbiose« (Sombart 1988: 165) eingeht.

16 Der Schwur mazedonischer ›Freiheitskämpfer‹, zölibatär zu leben, bis der ›Freiheitskampf‹ zu Ende geführt ist, findet sich auch bei Aram (1926) und Kuehnelt-Leddihn alias Vitezović (1931).

Infolgedessen sah sie in der Tat wie ein Mann aus.« (Kiss 1929: 112–113) Sie stellt sich zudem als hartnäckig und tapfer heraus, wenn auch der Ich-Erzähler immer wieder betont, dass sie als Frau in Mazedonien am falschen Ort sei: »Ich dachte, es sei doch gut, daß sie sobald als möglich aus diesem verseuchten Lande herauskomme. Dieser Anblick war in der Tat nichts für Frauenaugen.« (Kiss 1929: 125) Ebenbürtig ist sie den männlichen Protagonisten also letztlich nicht. Denn in Mazedonien regiert die Gewalt, und diese kann nur von Männern ertragen werden – wenn auch der Ich-Erzähler und Anatol Wheel die vorherrschende Gewalttätigkeit durchaus kritisch sehen. Wheel will zum Ende des ersten Bandes nach Amerika zurück, »weil er von dem blutigen Lande Mazedonien genug habe« (Kiss 1927: 247), der Ich-Erzähler gibt ein Gespräch mit dem »Bergadler« Rusko Prawisch wieder, das seine Einstellung verdeutlicht:

»Hier war immer Krieg, Herr. Den Frieden kennen wir nur als Wort. [...] « Dieser Krieg als Dauerzustand kann ein ganzes Volk vernichten. » [...] Wir Mazedonier werden vielleicht untergehen, aber nicht als Sklaven, sondern als freie Männer mit dem Gewehr in der Hand. Noch aber sind wir nicht untergegangen. Der Babunski kann aus einem Volk von Räubern auch wieder ein Volk von friedlichen Bauern machen, wenn wir erst frei sind. [...] Ich war tief erschüttert. Ob diesem unglücklichen Volke überhaupt zu helfen war? Ich glaubte fast, diese Frage verneinen zu müssen. Der Serbe verstand es offenbar nicht, zu versöhnen, und der mazedonische Räuber kannte in seinem blinden Haß nichts anderes als den erbitterten Kampf gegen die jetzigen Herren des Landes.« (Kiss 1927: 203)

Neben die Bewunderung für die »freie[n] Männer mit dem Gewehr in der Hand«, die hier gar als Inbegriff des gesamten Volkes gelten, tritt also ihre gleichzeitige Abwertung als unbeherrschte, von blankem Hass erfüllte Gewalttäter. Letztere tritt noch stärker zu Tage, als sich während des Brandes in Strumica die einheimische Menge, die zur »Bestie« (Kiss 1929: 214), zum »Raubtier Mensch« (Kiss 1929: 215) geworden ist, aufgrund einer Denunziation durch einen serbischen Soldaten kurzzeitig gegen den Ich-Erzähler wendet: »Die furchtbaren Augen der tausendköpfigen Bestie richteten sich auf mich. [...] Ich sah Messer in den Händen der rasenden Mazedonier blinken. Jetzt kam das Ende. Äxte blitzten in der Luft.« (Kiss 1929: 215–216) Vor der Meute rettet ihn erst in letzter Minute Rusko Prawisch, und zwar wiederum nur unter der Androhung von Gewalt: »Ich bin Rusko Prawisch, der Sohn des Babunski. Wer diesem Deutschen ein Haar krümmt, ist ein Feind des freien Landes Mazedonien und verfällt der Rache des Babunski.« (Kiss 1929: 216) Zugleich sind es aber gegen Ende des ersten Bandes die Männer des »Babunski« selbst, die dem deutschen Arzt zum Verhängnis werden, als sie ihm mit dem serbischen Major Wissolkowitsch verwechseln, ihn mit einem Schuss schwer verletzen und damit zu einem für alle Zeiten vom »Balkan« Gezeichneten machen: »Mein ergrautes Haar und häufige Schmerzen in meinem etwas steifgebliebenen

Hals erinnerten mich täglich daran, daß die Länder des Balkans mit Vorsicht zu genießen seien.« (Kiss 1927: 271)¹⁷

Die einheimische Bevölkerung Mazedoniens ist also charakterisiert durch ihre Kennzeichnung als Täter und Opfer zugleich. Schließlich resultiert ihre Gewalttätigkeit vor allem aus dem Unrecht, das ihnen die serbische Besatzungsmacht antut, wie der »Babunski« nach einem Überfall auf serbische Soldaten deutlich macht: »Die Wunden des mazedonischen Volkes bluten auch, und niemand ist da, der sie verbindet,« grollte die Stimme des Räubers.« (Kiss 1927: 107) Dies korrespondiert mit Hobsbawms These, dass »Banditentum als Massenphänomen« nicht nur dann entstehen konnte,

»wenn Nicht-Klassengesellschaften sich dem Aufkommen oder der Auferlegung von Klassengesellschaften widersetzen, sondern auch, wenn traditionelle agrarische Gesellschaften sich dem Vormarsch anderer agrarischer [...], städtischer oder fremder Klassengesellschaften, Staaten oder Systeme entgegenstellen. [...] Qua Definition verweigern Banditen den Gehorsam, stehen außerhalb der Reichweite der Macht, sind selbst potentielle Machtausüber und damit potentielle Rebellen.« (Hobsbawm 2000: 21, 24)

Für die gewalttätige Rebellion der »Mazedonier« bringt der Ich-Erzähler auch durchaus Verständnis auf, trotz seiner Distanzierung von exzessiver Gewalt:¹⁸

¹⁷ Dass an dieser Stelle nicht mehr explizit von »Mazedonien« die Rede ist, sondern den »Länder[n] des Balkans«, ist erstaunlich, bemüht sich Kiss doch sonst um eine möglichst genaue Benennung der topographischen Verortung seiner Erzählung. Offensichtlich geht es aber darum, ein gängiges Stereotyp des »Balkans« als Garant für Gefahren jeder Art abzurufen – und zugleich sicher auch um eine Reminiszenz an Karl May und seine in der Region Mazedonien spielenden Romane, in denen die Bezeichnung »Mazedonien« nicht auftaucht, deren »Schluchten des Balkan« die deutschsprachige Rezeption Mazedoniens aber stark geprägt haben und in deren Tradition sich auch Kiss ganz offensichtlich verortet. Zum einen war ja Band 1 der Kamerad-Bibliothek im Jahr 1899 *Der schwarze Mustang* von Karl May gewesen, schon die Publikation der beiden Bände um den deutschen Arzt in dieser Reihe setzt Kiss also in die Nachfolge Mays. Zum anderen aber gibt es in der grundsätzlichen Anlage des Plots Parallelen, insbesondere in der Figur des klugen und tapferen deutschsprachigen Protagonisten mit einem treuen und gewitzten einheimischen Diener, der in einer ihm zwar vertrauten, aber doch fremd bleibenden und zivilisatorisch unterlegenen Gesellschaft Abenteuer erlebt und gegen Unrecht kämpft.

¹⁸ Den Zusammenhang zwischen selbst erlittenem Unrecht und exzessiver Gewalttätigkeit hat Hobsbawm im Kapitel »Die Rächer« seiner Untersuchung über *Räuber als Sozialrebellen* analysiert (vgl. Hobsbawm 2000: 77–90). Auch bei Kiss ist ein maßgebliches Motiv der »Räuber« im Kampf gegen den Major Wissolkowitsch der Wunsch, Rache zu nehmen. »Wo Männer Banditen werden, da verlangt Blut nach Blut und gebiert Grausamkeit neue Grausamkeit.« (Hobsbawm 2000: 90) Literarisch ist dieses Motiv bereits in Schillers *Räubern* angelegt (vgl. etwa Blawid 2011: 229); der Räuber als »Rächer der unterdrückten Menschheit« ist überhaupt ein klassischer Topos deutschsprachiger Räuberromane (vgl. Dainat 1996: 231–232).

»Ich mußte daran denken, daß unser Herrgott unter seinen Dienern manchen wunderlichen Kauz besaß, mußte aber eingestehen, daß mir ein Räuber, der den Ruf eines Nationalhelden in Mazedonien und Albanien hatte, als treuer Diener des Herrn, dem er soeben das Meßopfer darbrachte, noch nicht vorgekommen sei. Eins war gewiß: Ein gewöhnlicher Räuber im landläufigen Sinne war dieser Stephanus nicht. Sein Bandenkrieg gegen die serbischen Unterdrücker war ihm eine heilige Sache, und der Mord an den serbischen Dragonern an der Desnabrücke bei Kar Klepa galt ihm als Notwehr eines gepeinigten und versklavten Volkes, dessen Rechte auf Freiheit und Selbstbestimmung er schützte und vertrat.« (Kiss 1927: 159)

Ausschließlich als Täter werden im Gegensatz zum »mazedonischen Volk« insbesondere der serbische Major Wissolkowitsch und seine ihm treu ergebenen Soldaten gezeichnet. So verschulden sie gleich zu Beginn des Bandes *In den Schluchten des Prisat* durch »Torheit und Brutalität« den Tod eines kleinen Kindes (Kiss 1927: 83), und in *Der Freund des Rebellen* bricht es aus dem Ich-Erzähler heraus:

»Nun kam die Hungersnot! Wissolkowitsch, hier ist meine Kunst am Ende. Du Fluch dieses mazedonischen Landes, du Würger hilfloser Kinder und Frauen, du erbarmungsloser Landsknecht, der auf wehrlose Flüchtlinge mit der blanken Klinge schlagen läßt und dessen zweideutige Zustimmung die zuchtlosen Reiter zum Niederbrennen einer ganzen Stadt ermutigte!« (Kiss 1929: 200)

Doch trotz seiner rücksichtlosen Grausamkeit nötigt Wissolkowitsch dem Ich-Erzähler und insbesondere den in offenem Hass ihm zugetanen Rebellen aber angesichts seiner persönlichen Tapferkeit Respekt ab. Letztlich ist auch er eine heroische Figur, und sein gewaltsamer Tod löst bei den Gegnern geradezu Bedauern aus: »»Freude habe ich nicht daran, Herr,« sagte er. ›Ich habe einen Helden in den Abgrund geworfen; er mußte fort von der Erde, weil er der Würger des mazedonischen Volkes war. Nun liegt er, wie er gesagt hat, bis zum Jüngsten Tage vor meiner Burg. Das Schicksal gebe mir einen Tod, wie ihn dieser Tapfere erlitten hat!«« (Kiss 1929: 315)

Der hier spricht, ist Gotika, einer der Mitstreiter des »Babunski« – ein »rechter Held der Berge« (Kiss 1927: 147), eine »riesenhafte Gestalt« (Kiss 1927: 222) mit »hellen, merkwürdig blauen Augen« (Kiss 1927: 144) –, der, sein Beiname deutet schon darauf hin, in Kiss' Mazedonienkonstruktion eine bedeutsame Rolle spielt. In seiner Figur gipfelt die Parallelisierung bzw. nachgerade Gleichsetzung der einheimischen Bevölkerung Mazedoniens mit den Deutschen, die bei Kiss als Gegenpol zur gleichzeitig stattfindenden Abwertung fungiert und die auch im vom Heroismus-Stereotyp geprägten Mazedoniendiskurs der deutschsprachigen – insbesondere politisch rechts verorteten – Presse der Weimarer Republik verbreitet war. Die Parallelisierung erfolgt bei Kiss, indem das als ungerecht empfundene Schicksal

der mazedonischen und deutschen Bevölkerung aufgrund der territorialen Neuverteilung innerhalb Europas nach dem Ersten Weltkrieg gleichgesetzt wird und beider Patriotismus und Freiheitsliebe betont wird. So hat der Amerikaner Wheel zunächst wenig Verständnis für den Kampf des »Babunski« und seines Sohnes, der Ich-Erzähler aber aufgrund ihrer »Vaterlands- und Freiheitsliebe« (Kiss 1927: 190) umso mehr, worin er von Rusko Prawisch bestärkt wird:

»Hast du uns verstanden?« fragte ich überrascht. Der junge Mann richtete sich auf.
 ›Neben dem Waffenschmuggel habe ich auch Englisch gelernt,‹ sagte er. ›Es freut mich, Herr, daß du meinen Vater und mich richtiger beurteilst als Anatol Wheel. Wir schmuggeln die Waffen nicht zum Vergnügen. Auch wir könnten friedliche Leute sein, wenn die Serben uns nicht knechteten. Wir wollen ein freies und selbständiges Mazedonien haben. Dies Recht steht uns zu wie jedem anderen Volke. [...] Mein Vater liebt dieses Volk, wenn er auch ein mazedonischer Albaner aus Slavino ist; er hat mich gelehrt, daß das mazedonische Land dem eingeborenen Volke gehört und nicht einzelnen, noch dazu fremden Menschen. Er will, daß das Land in den Flüßtälern wieder Bauernland wird, wie es früher war, weil jeder Mazedonier ein Anrecht auf seinen Bauernhof habe. Er will die Serben hinauswerfen, die das Land leerkaufen und die Freiheitsliebe eines kleinen Volkes mit Füßen treten. Sei gewiß, Herr, solange die Serben durch unsere Pässe reiten, wird Mord und Raub im Lande Mazedonien nicht aufhören! Deshalb muß ich Waffen ins Land schmuggeln, und wenn ich dabei mein Leben verliere.‹ Ich mußte an meine ferne Heimat denken. Wie ähnlich war doch das Schicksal meines armen, großen Vaterlandes und das des kleinen mazedonischen Bergvolkes!« (Kiss 1927: 191-192)

Ganz gleichwertig sind Deutsche und Mazedonier am Ende nicht, wie die Differenzierung zwischen »großem Vaterland« und »kleinem Bergvolk« zeigt. Dennoch verwandeln sich die Flüchtlinge aus Strumica nach ihrer Versorgung aus früheren deutschen Truppenbeständen vor den Augen des Ich-Erzählers gleichsam in deutsche Soldaten, zugleich eine Vorwegnahme des in den Frontromanen so prominenten Totenheers: »Sehr überraschend war der Anblick des männlichen Teiles der Bevölkerung. Er lief nämlich stolz und glücklich in den Uniformen königlich preußischer Grenadiere durchs Gelände; kleine Buben trugen die Waffenröcke als Mäntel. Manchmal dachte ich, die Toten seien auferstanden und ruhten hier in fast Divisionsstärke wie vor langen Jahren auf dem Marsch zur Kampffront.« (Kiss 1929: 272)

Die Identifizierung der Deutschen mit den Mazedoniern, die allerdings stets unter gleichzeitiger Abgrenzung erfolgt, kulminiert in der Figur des Gotika, der nicht nur äußerlich – mit riesenhafter Figur und blauen Augen –, sondern auch durch seine Charaktereigenschaften untypisch für die einheimische Bevölkerung ist. In den Worten des »Babunski«: »Besonders Gotika traue ich in seiner Unbesonnenheit zu, daß er Fehler macht. Der Mann ist zu gerade und offen, er hat so gar

nichts von der Verschlagenheit und Verstellungskunst, durch die die Bewohner dieses Landes bekannt sind. Manchmal glaube ich, er ist von einem anderen Stamm.« (Kiss 1929: 158) Dass Gotikas Familie, wie der »Babunski« hinzufügt, »zweifellos viel, viel älter als die meine [ist], wenn auch mein Vater oft scherzend sagte, wir Plasniks seien die Nachkommen der Ptolemäer« (Kiss 1929: 159), er auf einer Burg namens Gotika beheimatet ist und eigentlich Florian Tega heißt, sind weitere Hinweise darauf, dass es mit der Abstammung dieses »Räuber-Ehrenmann[s]« (Kiss 1927: 225) eine besondere Bewandtnis hat. Zur Auflösung kommt es, als der Ich-Erzähler gegen Ende des Bandes *Der Freund des Rebellen* die Burg Gotika besucht. Seine Schilderung soll im Folgenden ausführlicher zitiert werden. Schon die ersten Eindrücke bei der Ankunft evozieren eine mystisch-bedeutsame Atmosphäre: »Unheimlich stand die dunkle Burg inmitten des engen Kessels von silberglanzen- den Marmorwänden. [...] Gotikas Burg lag still und leblos wie ein steingewordener Gedanke majestätischer Trauer. [...] Gotika stand [...] wie ein Riese der Vorzeit in der Öffnung und ließ uns ein.« (Kiss 1929: 266-288) Gesteigert wird dies noch, als der Hausherr den Ich-Erzähler durch die Burg führt und ihm unter anderem die Kellergewölbe zeigt, wo vermutlich nicht nur dem Ich-Erzähler, sondern auch dem mit Felix Dahns *Ein Kampf um Rom*¹⁹ vertrauten Leser der 1920er Jahre ein Licht aufgeht:

»Uralte Waffen und Geräte hingen an den Wänden, dazwischen ein halbvermo- detes Banner, das auf blauem Grunde silberne Adlerflügel zeigte. Die Silbersti- ckereien waren vor Alters schwarz geworden. Auf einem kupfernen Schrein standen drei Adlerhelme. ›Florian Tega, seit welcher Zeit liegen diese Helme mit den silber- nen Adlerflügeln hier?‹ fragte ich. ›Sie haben immer dagelegen,‹ sagte der Bandit gleichgültig. [...] ›Warum heißt deine Burg gerade Gotika?‹ Er wußte es nicht. Es gebe viele sonderbare Namen in Mazedonien. Dieser Mann wußte nicht, daß er deutsches Blut in den Adern hatte. [...] Dieser einfache Mann stand hier inmitten von Ahnenreihen, um die ihn Kaiser und Könige beneidet hätten, er aber wußte nicht, daß man auf so etwas stolz sein konnte. [...] Er legte das Schwert vorsichtig auf den Sarg zurück. An seinem Kopfende sah ich einen mannsgroßen Schild aus vermorschtem Eichenholz stehen, mit Eisenplatten benagelt, die in nicht unkün- stlerischer Arbeit gebuckelt waren. Am Rande waren an einzelnen Stellen goldene Fassungen zu sehen, deren Inhalt, vielleicht Edelsteine, entweder herausgebro- chen oder herausgefallen war. Was an diesem Schild aber das Wunderbarste war, erfüllte mich mit geradezu ehrfürchtigem Staunen, denn er war förmlich gespickt mit verrosteten fingerdicken Eisenstangen, die zum größten Teil nach unten um- gebogen waren. Ich beugte mich über den Sarg, um hinter den Schild zu sehen,

19 Zur letzten Schlacht des Ostgotenkönigs Teja am Vesuv vgl. Dahn 1912: 387-388. Bei Dahn wer- den die überlebenden Goten mit ihrem toten König allerdings von Wikingern abgeholt und brechen auf zur mythischen Nordlandinsel Thule.

und bemerkte, daß einige der Eisenspeere den gewaltigen Schild durchstoßen hatten und nun vom Alter und Rost abgestumpfte, ehemals aber sicher sehr scharfe Spitzen mit Widerhaken zeigten. Ich zweifelte nicht daran, daß es sich hier um römische Speere, sogenannte Pilen handeln mußte. Erschüttert starre ich dieses uralte Andenken an vergangene große Zeiten an. ›Herr, was fehlt dir?‹ fragte Gotika besorgt und legte die schwere Hand auf meine Schulter. ›Woher stammt dieser alte Schild?‹ fragte ich. ›Da fragst du mich zuviel,‹ antwortete der Riese lächelnd. ›Allerdings gibt es in meinem Hause eine alte Sage, die erzählt, er stamme vom Vesuv. Ich halte das aber für Unsinn, denn wie sollte ...‹ Und dein Name ist Florian Tega! unterbrach ich ihn erschüttert. Ich sah den Riesen an. Er verstand mich nicht. Du großes Kind! dachte ich.« (Kiss 1929: 307-309)²⁰

Dass das »große Kind« Gotika gar nicht um die Bedeutung seiner königlich-gotischen Herkunft weiß, macht diese letztlich wertlos. Er benötigt den kulturell-historisch gebildeten Deutschen, um Aufklärung zu erhalten und den Schutt von Unwissenheit und Geschichtslosigkeit, der sich über dem Herkunfts wissen angehäuft hat, zu beseitigen. Denn ohne das Wissen um die große Vergangenheit ist sie obsolet, sind auch ihre Zeugnisse obsolet. Zwar überdauern sie die Zeiten vielleicht gerade deshalb, weil sie nicht beachtet werden; um wertgeschätzt zu werden und Bedeutung für die Gegenwart zu gewinnen, bedürfen sie aber des Blickes des wissenden Abendländers. So heißt es schon bei der Schilderung der antiken Brunnenanlage in den Bergen: »Ich sah hier eine Quellenfassung aus altgriechischer Zeit, die, vergessen und von dem wilden Bergvolke unbeachtet, in der einsamen Wildnis die Jahrtausende unverletzt überdauert hatte.« (Kiss 1927: 118) Bezeichnenderweise

20 Die Vorstellung, dass sich in Mazedonien Reste germanischer Bevölkerung erhalten haben, findet sich auch bei dem Bremer Kaffee-HAG-Fabrikanten und Kunstmäzen Ludwig Roselius, der mit Kiss ansonsten noch den Hang zu völkischer Esoterik und die Vorstellung von Atlantis als Wiege einer arisch-germanischen Kultur, mit welcher »der germanische Weltherrschaftsanspruch in den mythischen Urgründen eines versunkenen Kontinents verankert werden« (Schreiber 2006: 11) sollte, teilt. So schreibt er 1924 in einem Nachruf auf den IMRO-Anführer Todor Aleksandrov (bei Roselius Todor Alexandroff): »Dort oben in den mazedonischen Bergen haben sich Reste in der Völkerwanderung streifender Germanen niedergelassen. In den freien, weiten Bergen, in denen nachts der Himmel sich zu den Menschen herabsenkelt, konnte das Gefühl für wahre Freiheit, die Mitgift der nordischen Heimat, niemals sterben. Die 2000 Jahre konnten wohl die Völker der Flußtäler und Niederungen, in denen es ostwärts und westwärts wogte, verändern, wechseln, auslöschen. Die Asen-Söhne in den Bergen hielten der alten Sitte treue Wacht. Was macht die Änderung der Sprache, die Vermischung mit Töchtern fremder Völker? Das Heldenblut der Väter feiert immer wieder den Triumph seiner Kraft und schafft einen Menschentypus, wie er in Leonardo da Vinci und Giovanni Segantini verkörpert worden ist.« (Zitiert nach Troebst 2006: 88) Roselius war zu Beginn des Ersten Weltkriegs Leiter einer – wenig erfolgreichen – Geheimorganisation, die Bulgarien für einen Kriegseintritt an deutscher Seite gewinnen sollte und zu diesem Zweck insbesondere die IMRO unterstützte. Vgl. Friedrich 1985: 211-217 sowie Kapitel 3.2.

klärt der Ich-Erzähler Gotika aber nicht über dessen Herkunft auf, sondern lässt ihn – abgesehen von einigen Andeutungen – im Ungewissen. Am Schluss des Romans wird die Burg gesprengt, um Major Wissolkowitsch in den Tod zu reißen, und so mitsamt allen Artefakten aus gotischer Zeit unwiederbringlich zerstört. Der Ich-Erzähler lässt Mazedonien und damit eine mythische germanisch-deutsche Vergangenheit sowie seine »schwer erarbeitete und erkämpfte Heimat auf fremdem Boden« (Kiss 1929: 224) hinter sich und wendet sich der Zukunft in »der deutschen Heimat« (Kiss 1929: 224) zu.

Kolonialistische Ambitionen, wie sie in Kiss' beiden Mazedonien-Romanen aufscheinen, sind hier also letztlich zum Scheitern verurteilt – zumindest für den Moment. Ideologische Argumente für einen deutschen Herrschaftsanspruch in Mazedonien liefern die Romane dennoch genug: zivilisatorische und materielle Superiorität, eine geradezu selbstverständliche Führungsrolle, die sich in Kiss' Inszenierung aus überleginem Wissen sowie Vernunft und Menschlichkeit speist (in Opposition zur Herrschaft der Serben, die sich lediglich in brutaler Oppression aus dem Recht des Stärkeren heraus manifestiert), der Verweis auf den Einsatz der Deutschen im Ersten Weltkrieg sowie eine mittels der Goten konstruierte ›germanische‹ Vergangenheit des Landes. Dass der Ich-Erzähler eines Tages im Gefolge eines deutschen Heeres zurückkehrt, um mit diesem und den mazedonischen Rebellen gegen die serbischen ›Besatzer‹ zu kämpfen, erscheint nicht ausgeschlossen.

6.2 Schmutzige Helden

Ähnlich wie Kiss, der den Anschein einer möglichst korrekten und überprüfbareren topographischen und historischen Verortung seiner Mazedonienromane erweckt, verfährt Wilhelm Matthießen in seiner Nemsı-Bey-Reihe, deren erste beiden Bände *Nemsı Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* und *Nemsı Bey unter den Komitadschis* (1953 gekürzt und überarbeitet neu herausgegeben als *Adler der Schwarzen Berge*, in dieser Fassung 1965 auch im Bertelsmann Lesering) in der Region Mazedonien spielen.²¹ Allerdings nimmt er in der Ansprache seiner potenziellen Leser eine etwas andere Gewichtung vor, wie die Ausgestaltung der Romantitel zeigt: Matthießen vermengt explizite Anleihen aus Karl Mays Balkanromanen – aus Kara

²¹ Dies lässt sich an den Namen der Orte festmachen, die als Schauplätze der Handlung dienen. Zwar liegen Prizren (bei Matthießen »Prisrend«) und einige Dörfer, die Nemsı Bey durchreitet, im heutigen Kosovo, das allerdings etwa bei Oertel (1940) auch zu Mazedonien gezählt wird. Orte wie Kalkandelen [Tetovo] und Üsküb [Skopje] befinden sich aber in den Grenzen auch der heutigen Republik Mazedonien. In den Romanen von 1933 und 1934 ist dennoch nicht von »Mazedonien« die Rede, vielmehr heißt es »hier in Albanien« (Matthießen 1933: 47). 1953 hingegen wird die Handlung in Klappentext und Vorrede eindeutig in Mazedonien verortet.

ben Nemsi wird Nemsi Bey, aus *Durchs Land der Skipetaren* wird *Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* – mit zeitgenössischen Lesern vermutlich aus der Presse bekannten politisch-zeitgeschichtlichen Schlagwörtern wie ›Komitadschis‹. Der Zweck dieser Titel ist sicherlich, direkt an die Popularität Mays anzuknüpfen und dadurch zu profitieren.²² Zugleich aber wird der ›Blick ganz gezielt auf eine Region im Südosten Europas [gelenkt], die als problematisch, ja explosiv galt, aber auch zum traditionellen Einfluss- und Expansionsgebiet der deutschsprachigen mittel-europäischen Mächte gehörte‹ (Krobb 2013: 223). Damit signalisiert Matthießen: ›Hier geht es um Deutsches im Hinterhof des Dritten Reiches, hier geht es um einen Brennpunkt gegenwärtigen geopolitischen Interesses‹ (Krobb 2013: 223).

Auch die bereits im Titel aufgerufene Namensgebung des Ich-Erzählers der beiden Romane von 1933 und 1934 (im Vorbericht, der während des Ersten Weltkriegs in der Stellung von Gallipoli spielt, wird der Ich-Erzähler als Gefreiter ›Hans Wolfgarten‹ durch einen fiktiven ›Herausgeber‹ eingeführt) ist von politischer Relevanz: ›Die Abwandlung des Mayschen Kara ben Nemsi, als Karl Sohn der Deutschen, in Nemsi Bey, hat allein schon Aussagewert; das türkische Bey kann als nachgestellte Anrede Herr dann ›Herr Deutscher‹ bedeuten oder ›deutscher Herr.‹‹ (Krobb 2013: 223) Letztlich ist der Beiname hier dem ›Herr‹ als Anrede des deutschen Ich-Erzählers bei Kiss vergleichbar: Der Rahmen der Beziehung zwischen deutschen und einheimischen Protagonisten ist damit abgesteckt, auch wenn der Ich-Erzähler den Ehrentitel ›Bey‹ erst gegen Ende des ersten Bandes erhält. In der Neuauflage der Nemsi-Bey-Romane von 1953 ist die Herausgeberfiktion verschwunden – der Vorbericht ist nun vom Ich-Erzähler verfasst und sogar zweisprachig unterschrieben – und der Name des Ich-Erzählers in beiden Varianten unverfänglicher: Er heißt Josef König bzw. wörtlich ins Türkische übersetzt Jussuf Melik. Das zivilisatorische Gefälle aber, das von Matthießen konstruiert wird – nicht nur durch den Namen des deutschen Protagonisten, sondern auch durch die Handlung, in der die einheimischen ›Bergbewohner‹ zwar zumindest in der Freiheitsliebe mit den Deutschen konkurrieren können, die deutschen Handelnden aber immer etwas klüger als die einheimischen sind, in der das Schmutzstereotyp eine noch prägnantere Rolle als das Heroismusstereotyp spielt und in der vermeintlich deutsche Charaktereigenschaften wie Besonnenheit, Menschlichkeit (!) und Tapferkeit mit ungezügelter Wildheit, Grausamkeit und Wagemut kontrastiert werden – dieses zivilisatorische Gefälle bleibt, wenn auch in etwas abgedämpfter Form, in der Neuauflage von 1953 erhalten, wie im Folgenden zu demonstrieren ist.

Stereotype Zuschreibungen, die einerseits bereits in Karl Mays Balkanromänen angelegt sind, andererseits im Mazedoniendiskurs zwischen den Weltkriegen

²² Vgl. zu Matthießens zum Teil von kommerziellen Interessen geleiteter Anlehnung an May: Krobb 2011.

virulent waren und einen deutschen Herrschaftsanspruch legitimierten, werden durch Matthießen, der ungeachtet seiner politischen Kompromittierung während des nationalsozialistischen Regimes erst in der Bundesrepublik Deutschland den Gipfel seines Erfolges als Jugendbuchautor erreichte (vgl. Krobb 2013: 281-282), kaum verändert weiter tradiert. Ob die neu aufgelegten Romane also tatsächlich, wie Krobb postuliert, nunmehr nur noch »Erzählungen von persönlicher Bewährung und abenteuerlicher Problemlösung [sind], die jedwede Relevanz für die politisch-kulturelle Orientierung in der Gegenwart eingebüßt haben« und »das fremdkulturelle Terrain, das politisch-koloniale Hinterland Deutschlands [...] zur moderat orientalistischen, leicht eskapistischen Patina« (Krobb 2013: 300) reduzieren, erscheint bei einer genaueren Lektüre fraglich. Zudem entdeckt ein namenloser Rezensent der »Zeit«-Redaktion 1953 in *Adler der Schwarzen Berge*, das er als »ausgezeichnetes Jugendbuch« lobt, durchaus aktuelle zeitgeschichtliche Bezüge. Stereotype Abwertung stellt er hingegen nicht fest, das Augenmerk liegt vielmehr weiterhin auf dem als heroisch empfundenen Freiheitskampf der »Bergvölker Mazedoniens«. Dem Roman wird gar Relevanz als historische Quelle zugestanden:

»Jussuf Melik heißt nur bei seinen mohammedanischen Freunden so. In Wirklichkeit ist er ein junger Deutscher, der von seinem Dienstherrn, einem türkischen Büchsenmacher, über Land und Berge geschickt wird, um Geld einzukassieren und Kunden zu besuchen. Die Berührung mit den stolzen Bergvölkern Mazedoniens entzündet ihn zur innigen Teilnahme an deren Schicksalen. So gelangt er bis in die türkische Hauptstadt, an die ›Pforte der Glückseligkeit‹ und erlebt den Freiheitskampf der Leute aus den Schwarzen Bergen mit – es ist die Zeit vor dem ersten Balkankrieg. Die Erzählung enthält in diesem Vorspiel unserer heute so brennend gewordenen Spannung zwischen östlicher und westlicher Welt manchen aktuellen Bezug. Aber nicht das macht sie für junge Leser so wertvoll, sondern der nachdenkliche Zug, der sie durchläuft und von dem sich das Abenteuerliche erst recht wirksam abhebt. Ein Zug, der manchmal an die Reiseerzählungen des guten alten Wanderers Seume erinnert. Folkloristische Belehrung vermitteln die Zeichnungen von Trachten, Waffen und Gebäuden.« (N. N. 1953)

Dass Matthießens Nemsi-Bey-Romane authentisches Wissen vermitteln, wird in der Tat sowohl in den Bänden von 1933 und 1934 als auch in dem Band von 1953 insinuiert. Matthießen wendet hierbei verschiedene Strategien an. In den ursprünglichen Bänden fungiert insbesondere der Ich-Erzähler Hans Wolfgangarten als Garant für die Authentizität und Richtigkeit der vermittelten Informationen, und zwar vor allem durch die explizite Abgrenzung von Karl May. Bereits im Vorbericht des fiktiven Herausgebers, eines deutschen Offiziers in der Stellung von Gallipoli, heißt es: »Hans drehte sich schon eine Zigarette. ›Nein, Herr Leutnant‹, sagte er, ›Karl May irrt, – er irrt überhaupt manchmal... Der beste Tabak ist nämlich nicht der Dschebeli, sondern der Dschubek, und der kommt aus Makedonien, – der Ihre aber ist

sogar ein besonderer Dschubek...« (Matthießen 1933: 12) Und auch im weiteren Verlauf der Erzählung waltet das gleiche Prinzip:

»O ja, ich hatte als Lehrling meinen Karl May sehr gut gelesen. Aber die Skipetaren hatte ich bei meinem Effendi denn doch schon besser kennengelernt, als ›Kara ben Nemsik‹ es konnte. Die Türken nennen dies tapfere Völkchen ja Arnauten. Ach, und wenn ich an die Arnauten Karl Mays denke! Jeder einzelne von ihnen ist ein hinterlistiger und mordslüsterner Schuft... Ich weiß noch, wie ich richtig Angst bekam, als ich im Laden Sadullahs den ersten Arnauten sah! Er war zwar lange nicht so ein herrlicher Kerl wie dieser Skipetar hier –, aber ich glaube doch, er hätte mir eine fürchterliche Backpfeife heruntergehauen, wenn ich ihn einen Arnauten genannt hätte! Dies Bergvolk nennt sich ja selber Skipetaren, und kein Sultan kann auf seine Krone stolzer sein, als ein Skipetar auf sein Volk und seine Heimat.« (Matthießen 1933: 45)

Zu Beginn der Handlung reflektiert der Ich-Erzähler, wie stereotypengeprägt seine ursprüngliche Wahrnehmung durch die Lektüre von abenteuerlichen Jugendromänen war, und streicht zugleich heraus, dass durch sein eigenes Erleben das Zerrbild berichtigt wurde:

»Du gefällst mir immer besser, Nemsi, und drum will ich dir auch gleich eingestehen –>Dass du mir aufgelauert hast? Nicht?<-Wenn du es weißt, brauch ich es dir ja nicht erst zu sagen ... Ja, ich will dich in die Schwarzen Berge führen. Aber weiter nichts. Glaube nicht, dass wir in dieser Zeit deinem Meister das Ladengewölbe ausräubern, den guten Hadschi in den Drin werfen, seinen kleinen Jungen Achmed zum Räuber ausbilden lassen, und Zoraida, Achmeds Schwesterchen, nach Stambul als Sklavin verkaufen –>Nein, ihr nehmt sie mit in eure Räuberhöhlen, rief ich, >und dann muss sie euch die Strümpfe stopfen und die gestohlenen Hämme braten!« Da lachte Marko hell heraus. »Ich habe gehört, Nemsi, sagte er, »dass bei euch in Deutschland sehr viele Räuberbücher gedruckt werden. Hast du zu viele von diesen Büchern gelesen?« (Matthießen 1933: 49)

So positioniert er sich als vertrauenswürdiger Wissensvermittler, um letztlich doch wieder – meist pejorisierende – Stereotype zu perpetuieren, die eben gerade auch von May geprägt worden waren.

In der Neuauflage von 1953 ist die korrigierende Bezugnahme auf Karl May als Authentifizierungsstrategie nahezu verschwunden, sie ist – wenn überhaupt – nur noch implizit in Form von Anspielungen vorhanden, etwa wenn sich der Ich-Erzähler in folgender Textstelle, die von einem Pferdekauf handelt, auf Kara ben Nemsis Araberhengst Rih zu beziehen scheint: »Ach, vielleicht würde ich ein arabisches Prachtstück finden? Aber ich merkte es bald – solche Wunderrosse kommen wohl nur in Büchern vor.« (Matthießen 1953: 15) Die Authentifizierungsstrategie besteht nun insbesondere in der Verwendung von Fußnoten, die den Eindruck

vermitteln, es werde nachgerade lexikalisches Wissen vermittelt. So gibt es eine Fußnote zu »Miridit«, einem Begriff, der schon in den beiden Bänden von 1933 und 1934 in der Kombination »Skipetaren und Miriditen« sehr häufig vorkommt, aber unkommentiert bleibt. 1953 heißt es nun in der Fußnote: »Anderer Ausdruck für Skipetar« (Matthießen 1953: 37).²³ Die »Skipetaren« wiederum werden früher im Text folgendermaßen definiert:

»[...] es kamen höchstens dann und wann ein paar Skipetaren aus den schon schneefreien Vorbergen des Schar Dâgh herabgeritten, hatten irgendeine Kleinigkeit an ihren Flinten oder Pistolen zu richten und kauften neue Munition. Denn wenn sie großenteils auch Muslims waren – nach dem Fasten fragten sie nichts [sic!]. Sie waren ja keine Türken, sondern die slawischen Ureinwohner dieses Landes.« (Matthießen 1953: 9)

»Skipetaren« sind bei Matthießen also Slawen, was noch dadurch untermauert wird, dass sie fast ausschließlich slawische Namen tragen (Marko, Vud Brankowitsch, Milutin)²⁴ und Serbisch sprechen. Offensichtlich folgt Matthießen hier Karl May,²⁵ dessen »Skipetaren« zwar als Albaner gekennzeichnet sind, aber dennoch zum größten Teil eine slawische Sprache sprechen und slawische »bzw. pseudoslawische« (Schmidt-Neke 1994: 264) Namen tragen. May hatte hier als Quellen wohl Autoren des 19. Jahrhunderts verwendet, die tatsächlich postulierten, bei den Albanern handle es sich um Slawen (vgl. Schmidt-Neke 1994: 274-278), eine Ansicht, die schon damals nicht haltbar war. So hatte der österreichische Diplomat und Albanologe Johann Georg von Hahn bereits 1854 mit *Albanesische Studien* ein Standardwerk über Albanien, die Albaner und die albanische Sprache vorgelegt, in dem er die Gleichsetzung von Albanern und Slawen eindeutig widerlegt und betont: »In der Gegenwart gränzt sich dies Volk gegen seine slavischen Nachbarn, sowohl im Osten, als im Norden, scharf ab« (Hahn 1854: 212). Dass Matthießen trotz des durch die Distanzierung von Karl May und die Verwendung von Fußnoten nach außen behaupteten Anspruchs, authentisches Wissen über die beschriebene Region zu vermitteln, noch 1953 an auf Irrtümern beruhenden Vorgaben Mays festhält, zeigt, dass es letztlich eben nicht um authentisches Wissen geht, sondern um die literarische Konstruktion eines imaginären Raumes, die mit stereotypen Zuschreibungen

23 Tatsächlich sind die »Miriditen«, heute eher als »Mirditen« bezeichnet, Einwohner der nordalbanischen Region Mirditë.

24 Vermutlich Anspielungen auf serbische Herrscher in der mittelalterlichen Region Mazedonien, zugleich prominenter Vertreter serbischer Volkssagen: Marko Kraljević, Vuk Branković und Stefan Uroš II. Milutin.

25 Wie auch mit dem Begriff »Miridit«; vgl. Schmidt-Neke 1994: 260-262. Überhaupt scheint die recht diffuse Verwendung der Begriffe »Skipetaren«, »Miriditen«, »Albanier« und »Arnauten« bei Matthießen von May herzuröhren (vgl. Schmidt-Neke 1994: 261).

an antizipierte Erwartungen der potenziellen Leser anknüpft. So scheint der Begriff »Skipetaren«, der in den Romanen von 1933 und 1934 noch neben den erwähnten »Miriditen«, »Albaniern« (Matthießen 1933: 168), »Serben und Bulgaren« (Matthießen 1933: 101) steht, keine bestimmte Ethnie zu bezeichnen,²⁶ sondern eher synonym zu »Räuber«, »Rebell«, »Freiheitskämpfer« gebraucht zu werden und dabei Konnotationen von Wildheit und Brutalität abzurufen, die bereits bei Karl May angelegt sind (vgl. Kapitel 2.2, auch Brenner 2008). Die oben zitierte, ausgesprochen wohlwollende Rezension von *Adler der Schwarzen Berge* in der *Zeit* weist allerdings darauf hin, dass der fiktionale Charakter der Schilderung von Land und Leuten in der Regel ausgeblendet oder zumindest nicht reflektiert wurde, so dass auch sie an der Produktion Mazedoniens als *real-and-imagined* teilhatte. Matthießens Authentifizierungsstrategien scheinen Erfolg gehabt zu haben.

Auch in Matthießens Darstellung der Landschaften überwiegen wie bei anderen Autoren der Zeit Klischees einer wilden und unzugänglichen Bergwelt. Gleich zu Beginn des Romans verdeutlicht der Ich-Erzähler die Intention seiner Landschaftsbeschreibungen, als er den Landstrich zwischen Prizren und Skopje in Kontrast zu seiner deutschen ›Heimat‹ setzt:

»Und nun klapperte mein Pferd die Straße nach Üsküb hinauf. Und dies Üsküb liegt nur ungefähr hundert Kilometer südöstlich von Prisrend, allerdings in der Luftlinie. Das ist etwa die Entfernung von Koblenz nach Düsseldorf. Genau hatte ich es mir ausgerechnet. Aber zwischen Koblenz und Düsseldorf liegt kein Schar Dâgh. Das geht behaglich den Rhein hinab, und den Wanderer grüßen nur die schönen Berglein des Siebengebirges und kein mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel schattet über die Straße, wie hier der dreitausendzweihundert Meter hohe Ljubetén.« (Matthießen 1933: 40)

Diese Landschaft ruft ein Gefühl der Bedrohung hervor, das stets zunimmt. So ist dem Ich-Erzähler, »als stürzten die Berge bald über meinem Kopfe zusammen. Immer mehr, immer drohender, von Stunde zu Stunde« (Matthießen 1933: 41). Die Berge liegen »wie Ungeheuer« (Matthießen 1933: 46) vor ihm und werden in der Folge zu einer als existenziell wahrgenommenen Gefahr stilisiert:

»Aber da stand ich auch schon schaudernd neben ihm. Die Schlucht lag wie ein schwarzer Graben hinter uns, und vor uns der neue Weg –, rechts ragte steilauf der Berg, und links fiel die Wand ab in bodenlose Tiefe. Kaum wagte ich, hinabzuschauen. [...] Und längst war es Abend als wir noch mitten drin steckten in diesen

²⁶ So hat der »skipetarische« Rebellenführer Marko nicht nur Macht über die »wildesten Serbenstämme« (Matthießen 1933: 170), seinem Befehl folgen überhaupt die »ganzen Bergvölker [...] vom Adriatischen Meere bis nach Saloniki« (Matthießen 1933: 171).

schwarzen, entsetzlichen Gebirgsbrocken. Ein Weg war es, wie durch die Hölle.« (Matthießen 1933: 52–53)²⁷

Die Infrastruktur des Landes wird als rückständig und potenziell gefährlich dargestellt. Straßen verdienen in der Diktion des Ich-Erzählers diesen Namen nicht, zumindest nicht im Vergleich mit den modernen Verkehrswegen Mittel- und Westeuropas:

»Und wenn ich eben von Straßen sprach, so sind das keine Straßen wie über den Brenner und den Sankt Gotthard, auf denen man mit Autos flitzen kann, nein, hier droben, das sah ich jetzt schon, konnte kaum ein Maultierkarren fahren, und bricht an diesem Karren etwa ein Rad oder tun die Tiere einen Fehltritt, dann stürzt der Wagen, wenn nicht ein halbes Wunder geschieht, ein paar hundert Meter in die Tiefe.« (Matthießen 1933: 42)²⁸

Selbst ein Buchenwald wird kontrastiert mit vergleichbaren Wäldern in Deutschland und verweist so auf die Rückständigkeit und Unüberlegtheit der Einheimischen:

»Marko aber freute sich über den Schatten, wie er sagte. Und da lachte ich ihn hell aus: ›Das nennst du einen Schatten, Marko? Und die paar Buchen hier einen Wald? Ich wollte, du könntest dir unsere Wälder daheim in Deutschland einmal anschauen. So dicht stehen da die Bäume, dass den ganzen Tag kein Sonnenstrahl hinabfällt. Und ihr seid mir rechte Dummköpfe, dass ihr so mit euren Wäldern gehaust habt! Bei euch schlägt jeder, der Lust hat, die Bäume, und drum habt ihr alle Frühjahre Überschwemmungen. Wardar und Strumitz verschlingen dann die Hälfte eurer Tabak- und Maisfelder! Und dann: ihr wäret ja unüberwindlich, wenn ihr eure Wälder noch hättest! Kein Türke hätte sich in all den Jahrhunderten in diese Berge gewagt – Der Skipetar schaut mich groß an. Und bedächtig nickte er: ›Der Woiwode sollte dich, bei Allah, zum Kriegsminister machen, Nensi!« (Matthießen 1933: 65)²⁹

Mit der geographischen Verortung dieser Landschaften nimmt es der Ich-Erzähler allerdings ähnlich wenig genau wie mit der Definition der »Skipetaren«. Auf dem

27 In *Adler der Schwarzen Berge* sind diese Passagen gekürzt, die Grundaussage ist aber kaum verändert: »Der Weg? Man konnte nicht einmal von einem Pfad mehr reden. [...] Rechts von uns bald Felsen wie Domtürme. Dann wieder fiel hart links die Wand ab in bodenlose Tiefe. [...] Noch heute läuft es mir kalt über den Rücken. Denn nicht Steinchen, nein den halben Berg hatte der schmelzende Schnee uns auf den Weg gerollt. Und längst war es düster, als wir noch mitten drin steckten in diesem wie durch Riesenfäuste zerschmetterten Gebirge.« (Matthießen 1953: 26)

28 Sowohl in der Inszenierung der Landschaft als zunehmend bedrohlich als auch der mangelhaften Infrastruktur erweist sich Matthießen einmal mehr als Epigone Mays.

29 Dieses Zitat ist in *Adler der Schwarzen Berge* nur leicht abgeschwächt, der beleidigende Charakter geglättet, indem das »ihr Dummköpfe« gestrichen wurde (Matthießen 1953: 31).

Weg von Prizren nach Kalkandelen, heute Tetovo in der Republik Mazedonien, muss Nemsi Bey das Gebirge »Schar Dâgh« (Matthießen 1933: 40) überqueren. Dies entspricht den tatsächlichen Gegebenheiten. Dieses Gebirge wird in den Romanen aber auch als die »Schwarzen Berge« (etwa Matthießen 1933: 45; Matthießen 1953: 41) oder »Tscherna Gora« (Matthießen 1933: 58) bezeichnet, was auf Montenegro (Crna Gora) verweisen könnte. Abwegig wäre ein solcher Zusammenhang keineswegs, ist doch »nahezu jeder ältere Titel über die Crnagora zugleich ein Buch über Albanien und die Albaner« (Schmidt-Nekе 1994: 277). Überhaupt scheinen Albanien und Montenegro teilweise geradezu synonym verwendet worden zu sein, etwa von dem im 19. und frühen 20. Jahrhundert sehr erfolgreichen Reiseschriftsteller und Kriegsberichterstatter Hans Wachenhusen, in dessen Werken immer wieder »Arnauten« eine prägnante Rolle spielen und zahlreiche der die »Skipetaren« betreffenden Zuschreibungen Matthießens wie Undiszipliniertheit und Unzivilisiertheit, aber auch Heroismus bereits angelegt sind. So heißt es etwa in seinem Bericht *Halbmond und Doppeladler: Soldaten-Bilder aus zwei Feldlagern* von 1860:

»Wildes Geschrei empfing uns, als wir unter dem hohen Uferrand dahinfuhren. Die Insel erschien im ausschließlichen Besitz der Herren Arnauten, einer wilden Bande, deren ganze Beschäftigung im Absingen ihrer Lieder aus den schwarzen Bergen und im Abfeuern ihrer Pistolen besteht [...]. Einige dieser ehrenwerthen albanischen und czernegorziischen Baschi-Bosuks saßen trotz der herrschenden Kälte ganz nakt [!] am Ufer und wuschen sich ihre Fustanelle, das einzige unentbehrliche und hauptsächliche Kleidungsstück, welches sie nebst ihrer kurzen griechischen Jacke besitzen. [...] Wird diese Fustane von dem gewöhnlichen Albanen wirklich einmal gewaschen, so geschieht dies höchstens jedes Jahr einmal und zeugt von einer keineswegs durchgängigen Reinlichkeitsliebe; als Regel ist jedoch anzunehmen, daß der in Kriegsdienste tretende Albanese seine Fustane niemals reinigt. [...] In diesen Zelten sah es wüst aus. Ich fürchte mich, die Beschreibung derselben zu übernehmen, aus Furcht, die Leserin zu verletzen, welche etwa diese Blätter in die Hand nehmen könnte. In der Hölle kann es nicht wüster aussehen als in diesen von Feuern umflammten Zelten. [...] In der Mitte der Insel angekommen, sahen wir vor uns ein größeres Zelt, das sowohl durch Form als durch Reinlichkeit, ja sogar durch einen gewissen Luxus aus dem Elend der übrigen hervorstach. [...] Plötzlich öffnete sich der Vorhang und eine große schlanke Gestalt stand vor uns. Es war der Arnaut-Pascha. Meine Vorstellung von diesem Mann entsprach auch nicht im entferntesten der Wirklichkeit. Ich hatte mir unter einem Arnaut-Pascha einen alten, mürrischen Czernagorzen-Häuptling aus den schwarzen Bergen gedacht, vor mir aber stand ein junger Mann von etwa dreißig Jahren mit schönem, kriegerischem Gesicht, einer fein geschnittenen Adlernase, langem, sorgfältig gepflegtem schwarzem Schnurrbart und vollem, unter dem großen, rothen Fuß herabhängendem Lockenhaar. Es war mir, als müsse dieser Mann aus dem ersten bes-

ten Heldengedicht herausgetreten sein. [...] Der Häuptling war makellos, ein albanesischer Mars, weiß wie ein Schwan. Noch heute steht er vor mir wie das Sinnbild männlicher Schönheit!« (Wachhusen 1860: 26-30)

Naheliegend wäre aber auch, dass sich die »Schwarzen Berge« bei Matthießen auf ein anderes Gebirge beziehen, das sich weiter östlich im kosovarisch-mazedonischen Grenzgebiet erstreckt: die Skopska Crna Gora. Matthießen hat offensichtlich beide Gebirge zu einem zusammengezogen, um einerseits mit dem Schar Dâgh geographische Korrektheit zu beweisen, andererseits aber auch vom mythischen Klang der »Schwarzen Berge« zu profitieren. Warum er das »jämmerliche[] Nest« (Matthießen 1953: 33) hoch oben in den Bergen, in dessen Nähe der »Woiwode Prenk Bib Doda« in seiner einem »Adlernest« (Matthießen 1953: 33) gleichenden Burg residiert, »Werisowitsch« (Matthießen 1953: 35) nennt, ist schwerer zu erschließen. Verisović, heute Ferizaj im Kosovo, liegt am östlichen Fuß des Šar-Gebirges in der Ebene zwischen Pristina und Skopje. Von einem entlegenen, unzugänglichen Dörfchen im Hochgebirge kann also keine Rede sein. Ferizaj verfügte sogar schon im 19. Jahrhundert über eine Bahnstation und eine Knaben- und Mädchenschule (vgl. Deusch 2009: 965, 974). Möglicherweise entnahm Matthießen den Namen der Ortschaft und auch den Hinweis auf die »Schwarzen Berge« Berichten über einen Aufstand kosavarischer Albaner gegen die osmanische Herrschaft im Jahr 1910, der dem Plot von *Nemsi Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland* zugrunde liegen dürfte. In einem Artikel des niederländischen Turkologen Jan-Erik Zürcher über »Sultan Reşad's Macedonian Journey of June 1911« findet dieser Aufstand Erwähnung:

»There were revolts in Northern Albania and Kosovo even in 1909, but in early April 1910 twelve Albanian tribes from the province of Kosovo rose up in arms, led by two tribal chiefs: Isa Boletin, who led the Mitrovica area, and Idris Sefer, a chief from Skopska Crna Gora. Led by Idris, 5,000 Albanians cut off the railway between Priština and Üsküb (Skoplje) at Kacanik, while Isa Boletin led 2,000 rebels against Firzovik (Verisovic/Ferisaj) and Prizren. The insurrection was suppressed with some difficulty by 16,000 Ottoman troops under Şevket Turgut Paşa and by August order was reestablished.« (Zürcher 2000: 26)

Vorbild für den »Woiwoden Prenk Bib Doda« wiederum ist wohl eine historische Persönlichkeit gleichen Namens: Prenk Bib Doda war ein »Mirditen-Kapitän« – also Oberhaupt der katholisch geprägten Region Mirdita in Nordalbanien –, der tatsächlich etliche Jahre als Geisel an der Hohen Pforte verbrachte, aber keinesfalls dort starb, sondern 1908 nach Albanien zurückkehrte (vgl. Deusch 2009: 670-671). Bei Hahn findet sich die Bezeichnung »Woïwode« für »erbliche Gemeindechefs« der Mirditen, an der Spitze des »Stammes« steht als »Kriegsanführer« allerdings ein »Baïraktar« (Hahn 1867: 153), ein Begriff, den auch May verwendet, wenn auch

»Barjactar« geschrieben (vgl. Schmidt-Neke 1994: 257). Dass bei Matthießen daraus ein »Woiwode« wird, wie auch die Anführer slawischer Freischärlergruppierungen in der Region genannt wurden,³⁰ ist wohl ein Mittel, um das mazedonische Heroismus-Stereotyp aufzurufen. So stellt Matthießen einen Zusammenhang zwischen dem »Woiwoden« und der als germanisch geltenden »Wilden Jagd« her, indem er Prenk Bib Doda als eine Art Odin (in germanischen Mythen der Anführer der »Wilden Jagd«, vgl. Höfler 1934: 77-84) zeichnet:

»Frei wollen sie sein, nur frei –, und der Sultan? Der hatte ihr Stammesoberhaupt, den hochverehrten Woiwoden Prenk Bib Doda, nach Stambul bestellt, um ihn mit einer hohen Würde auszuzeichnen. [...] Und der Sultan gab dem alten Woiwoden denn auch den Paschatitel, aber der ehrwürdige Mann, der Vater seines Volkes, durfte nie wieder heim in seine Berge. Als Geisel hielt man ihn in Stambul zurück. Nun flammten die Freiheitsfeuer wieder überall in den Schwarzen Bergen. Und bald hier, bald dort erzählten die Leute sich, sie hätten in mondhelten Nächten ihren Woiwoden auf schimmerndem Ross durch das Land reiten sehen. Sein schneeweißes Haar hätte geflattert im Wind. Und den Schlafenden hätte er an die Fensterläden ihrer Kammern geklopft mit hartem Totenknochel, und wenn sie dann auffuhren und hinausschauten, dann sahen sie ihn schon weit, weit drüber am Berge reiten. Und sie reckten die geballten Fäuste hinaus und riefen in die Nacht: ›Wir rächen dich, Vater Prenk Bib Doda!‹« (Matthießen 1933: 45-46; mit geringfügigen Veränderungen Matthießen 1953: 23)

Später werden die »skipetarischen« Kämpfer auch explizit »wilde Jagd« (Matthießen 1933: 86; Matthießen 1934: 30; Matthießen 1953: 46) genannt und aufgrund ihres Freiheitsstrebens auf eine Ebene mit den Deutschen gehoben:³¹

»Er hielt mir die Hand hin: ›Schlag ein, Nemsi –, wir wollen dir nichts Böses und deinem Meister nicht. Und für uns nur eines: die Freiheit!‹ Da hast du meine Hand, Marko!« rief ich. Denn die Begeisterung des Mannes steckte mich an. Bisher hatte ich immer gemeint, hier im Balkan stünde ein ›Räuber‹völkchen gegen das andere. [...] Marko!, rief ich, ›ich freu mich ja so! In die Berge komm ich und in die Freiheit! Kennst du unseren deutschen Dichter Schiller? Nein! Aber, Marko, der hat gesagt:

³⁰ »Woiwode« ist ein slawischer Herrschertitel, der wörtlich übersetzt etwa »Heerführer« bedeutet. In Polen ist der Woiwode heute oberster Verwaltungsleiter einer »Woiwodschaft«, eines Verwaltungsbezirks. In Mazedonien hingegen wurden Anführer der Freischärler als »Woiwoden« bezeichnet.

³¹ Diese Gleichstellung findet sich einerseits im Mazedoniendiskurs der Weimarer Republik – wie etwa bei Kiss –, andererseits aber auch in Hinblick auf die Albaner (bzw. »Skipetaren«) bereits 1844 im »heroischen Schauspiel« *Skanderbeg* von Joseph Freiherr von Auffenberg: »Verwandt sind die Urstämme beider Völker/Und staunenswerth ist ihre Aehnlichkeit:/Es leben Männer auf Germania's Höhen,/An Kraft, an Ausdau'r und an ehr'nem Muthe/Den Skipetaren uns'er Berge gleich.« (Auffenberg 1844: 218)

Auf den Bergen allein ist Freiheit!« Marko nickte mir ernsthaft zu. »Also solche Sänger habt ihr auch? Bei uns sagen sie das alle, alle, alle!«» (Matthießen 1933: 50-51)³²

Zugleich grenzt sich der Ich-Erzähler aber deutlich von den Freiheitskämpfern ab; mit ihrer »blinden Wut« (Matthießen 1933: 81), ihrem »Skipetarenzorn« (Matthießen 1933: 81) kann er sich nicht identifizieren. Ihre unbeherrschte Brutalität stößt ihn ab: »Da war es also doch geschehen! Das Bergvolk rächte Prenk Bib Dodas Enkel an Schuldigen und Unschuldigen! Schon brannte es in den Städten, Frauen und Kinder verkohlten elend in ihren Häusern ...« (Matthießen 1933: 154) Sein Eingreifen, als Prenk Bib Dodas Enkel Prinz Milutin von »Zigeunern«³³ im Auftrag der türkischen Obrigkeit entführt wird, ist also weniger dem Wunsch geschuldet, auf Seiten der Aufständischen zu kämpfen, als vielmehr einem friedenssicheren Impetus: Ein Krieg soll verhindert werden, um noch mehr Blutvergießen zu vermeiden. Zunächst ist der Ich-Erzähler auch erfolgreich:

»Jeden Tag konnten ja die Gewehre gegen die Türken losgehen. Gestern und vorgestern hatten sie bereits geknallt, – und heute, wo ich in Stambul diese Zeilen

32 Diese Stelle ist in der Ausgabe von 1953 stark gekürzt, die Gleichsetzung von »skipetarischer« und deutscher Freiheitsliebe ist verschwunden: » [...] Wir wollen also von dir nichts Unrechtes und deinem Meister nichts Böses antun. Was wir wollen, ist bloß für uns die Freiheit, und um die durchzusetzen, brauchen wir ordentliche Waffen.« Er hielt mir die Hand hin. Und ich schlug ein: »Abgemacht, Jejen! Nur Freiheit um Freiheit. Ich will nicht euer Gefangener sein!«→ Sollst du auch nicht!« erwiederte er, »aber nun halte den Mund und gib Acht auf den Weg!« (Matthießen 1953: 26)

33 In der Inszenierung der »Zigeuner« bei Matthießen lässt sich eine Strategie erkennen, die auch sonst für die Mazedonien-Romane dieses Autors typisch ist. Der Ich-Erzähler distanziert sich im Gespräch mit dem »Skipetaren«-Anführer von gängigen antiziganistischen Diffamierungen, die er letzteren in kruder Weise aussprechen lässt: das »Gesindel« verursache »ein Wehklagen in den Hühnerställen der Armen und ein Jammern in den Schafhürden der Bedürftigen«, es sei »Pack« mit einem »unersättlichen Rachen«; der Trank, mit dem eine alte Romni den Ich-Erzähler heilt, »die Mistbrühe dieser Hexe«, ohne die der Ich-Erzähler genauso schnell gesund geworden wäre; die »Zigeuner« werden mit Läusen gleichgesetzt, diese »Verfluchten hätten uns die Stiefel von den Füßen und den Dreck unter den Nägeln weggestohlen.« Dagegen setzt der Ich-Erzähler zwar, er habe »schon mehr als eine Nacht [...] mit Zigeunern am Lagerfeuer gesessen, und sie haben mir nicht ein Krümchen Tabak gestohlen«, und empfiehlt, sich »die Leute zu Freunden zu machen«, denn »selbst Zigeuner« könne man »einmal nötig haben«. In seiner Schilderung rekuriert er aber genau auf die vorgeblich abgelehnten Vorurteile: die »Zigeuner« werden als kinderraubende »Bande« inszeniert, im Feuerschein wirken sie wild und dämonisch wie »Bergkobolde«, sie braten einen Hund, weshalb es »niederträchtig« stinkt, am Morgen sieht man »braune Kerle um ein Feuer hocken«, die alte »Zigeunerin« hat ein »zerknittertes Hexengesicht« und »grausigen Knoblauchatem«, sie hüllt den kranken Ich-Erzähler in »schmierige[] Decken« etc. (alle Zitate Matthießen 1953: 28-31). Zur Inszenierung der »Zigeuner« in Literatur und Kunst vgl. etwa Hille 2005 und Brittnacher 2012; zum Motiv der »Zigeunerin« als Hexe insbesondere Brittnacher 2012: 233-245, zur kinderaubenden, hexenartigen alten »Zigeunerin« Hille 2005: 27-38.

nach den kurzen Angaben meines Notizbuches schreibe, ist eben der entsetzliche erste Balkankrieg mit seinem fürchterlichen Morden zu Ende. Wann wird der zweite folgen? Vielleicht wäre der erste statt im Jahre 1912 schon 1910 ausgebrochen, hätte ich in diesen letzten Tagen nicht das Glück gehabt, den Woiwodenenkel aus der Hand der Türken zu entreißen.« (Matthießen 1934: 7-8)³⁴

Doch letztlich lässt sich die Gewaltbereitschaft der einheimischen Bevölkerung nicht eindämmen, woraus – dank Nemsi Beys Eingreifen etwas verspätet – die Balkankriege resultieren.

Stoßen Wildheit, Brutalität und Undiszipliniertheit der »Skipetaren« den Ich-Erzähler auch ab, so nötigt ihm ihre Tapferkeit doch Bewunderung ab, was sich in Beschreibungen wie den folgenden niederschlägt (deren erstere nur geringfügig verändert auch in Matthießen 1953 wiederkehrt, während in der zweiten aus dem »Goliath« Brankowitsch ein »nicht allzu großer gedrungener Mann mit schlohweißem Haar und breitem, rotem Gesicht« geworden ist, aus den »prachtvollen kriegerischen Gestalten« »diese wildkriegerischen Gestalten«; Matthießen 1953: 102):

»Da – ich sah plötzlich eine Bewegung in der Menschenmenge, die den Bahnhof umlagerte. Es war wie eine Welle, die man zuerst in der Ferne schäumen sieht und die nun langsam näher rauscht... Ah, schon teilten sich hinten die Menschenmassen. Nein, – wie von einem mächtigen Keil wurden sie auseinandergeschoben. Und nun stieg ein brausender Schrei hoch... Sie kamen! In rücksichtslosem Galopp, zu vieren und vieren, wohl fünfhundert bis an die Zähne bewaffneter Skipetaren! Und einer ritt allen weit voran, mit einem ledigen Pferde vor sich... Schon erkannte ich Tilki, erkannte im gleichen Augenblick auch den Reiter! ›Marko‹ rief ich, ›Marko, hierher! [...] Ich sah wie der arme Leutnant blass geworden war. Denn im Augenblick hatte die wilde Reiterei den ganzen Bahnhof besetzt, und nun hielten sie in weitem Halbkreise um das ganze Gebäude her, prachtvolle kriegerische Gestalten, wie aus Erz gegossen...« (Matthießen 1933: 169-170) »Was war dieser Brankowitsch für ein Goliath! Wohl zwei Köpfe länger als Marko, und der war auch nicht klein. Schwarz wie Kohlen seine Augen, braun wie Leder seine Haut. Und ein Schnauzbart zierte ihn, den hätte er sich bequem am Hinterkopf zusammenbinden und noch eine schöne Schleife daraus machen können. Und dann die prachtvollen kriegerischen Gestalten seiner Begleiter! Mir war es auf einmal zumute wie einer armen Maus; um sie herum sitzen mit funkeln den Augen zehntausend ausgewachsene Kater, und denen soll sie entrinnen.« (Matthießen 1934: 28)

³⁴ Der Ich-Erzähler kann hier als Personifikation Deutschlands als friedensstiftender Macht auf dem Balkan interpretiert werden, während französische Kanonen und Gewehre bei den »Skipetaren« und russische Gewehre bei den »Komitadschis« Frankreich und Russland als Kriegstreiber erscheinen lassen.

Anders verhält es sich mit den hygienischen Verhältnissen. Über die Beschreibung von Schmutz und mangelnder Körperpflege grenzt sich der Ich-Erzähler – hier wieder insbesondere in der Nachfolge Karl Mays, von dem einzelne Zuschreibungen beinahe wörtlich übernommen werden (vgl. Kapitel 2.2), und zugleich im Einklang mit sowohl bei Kiss als auch in den Romanen von der ›mazedonischen Front‹ verbreiteten Stereotypen – am stärksten ab. Immer wieder kommt er auf das weitverbreitete Ungeziefer zu sprechen, die »nächtlichen Raubzüge starker Flohpatriullen, die zudem noch Hand in Hand mit anscheinend vortrefflich geschulten Wanzenzügen arbeiteten«, an die man sich auf dem »Balkan und im ganzen Orient« aber gewöhnen müsse, heiße es doch im Sprichwort: »Wo Flöhe und Wanzen anfangen Haustiere zu werden, da beginnt der Orient.« (Matthießen 1934: 5)³⁵ Die Einheimischen schlafen in ihren Kleidern und legen nicht einmal die Stiefel ab: »Anzuziehen brauchte ich mich nicht. Denn nach der ländlichen Sitte des Landes hatte ich in den Kleidern geschlafen. Nur die langen Schaftstiefel hatte ich zur Verwunderung meines kleinen Freundes von den Füßen getan.« (Matthießen 1953: 94) Und die Anregung des Ich-Erzählers, sich zu waschen, stößt bei Prinz Milutin auf völliges Unverständnis:

»Wasch dich erst mal, du Dreckspatz! Ganz groß sah mich Milutin an. ›Meinst du wirklich, Nemsi Bey, das wäre nötig? Verlangt das eure Religion, dass ihr euch so etwa alle Monate einmal wascht? Ich bin doch nicht so dreckig?‹›Nein, kleiner Milutin‹, sagte ich, ›so dreckig bist du gerade noch nicht. Ich kann dich immer noch erkennen!‹›Na, was willst du denn mehr? Und gesund bin ich auch!‹ Er kratzte sich am Kopf... ›Siehst du wohl, kranke Menschen haben keine Läuse!‹›Dann bin ich aber krank!‹›Oh, Nemsi Bey, du musst nicht verzweifeln! Du wirst auch schon Läuse kriegen!‹ (Matthießen 1934: 13)³⁶

Schmutz und Unordnung herrschen überall, können aber gegebenenfalls zumindest temporär von ›orientalischem‹ Zauber übertüncht werden wie in einer alten Karawanserei in Üsküb/Skopje, die nun als Gefängnis dient und aus der der Ich-Erzähler gemeinsam mit einigen deutschen Wandervögeln Milutin befreit:

»Und langsam öffnete sich ein Flügel des Tores. Wir traten ein. Und blieben dann wie verzaubert stehen. Kamen wir in einen Palast aus Tausendundeiner Nacht?

35 1953 sind von diesem Zitat noch die »nächtlichen Raubzüge starker Flohpatriullen« (Matthießen 1953: 93) übriggeblieben.

36 In der bundesrepublikanischen Version des Buches heißt es: »Wasch dich erst mal, du Dreckspatz!« sagte ich. Freilich, während des Gebetes hatte er ab und zu Fingerspitzen in einen Napf mit Wasser getaut und war sich über Nase, Augen und Ohren gefahren. Und drum sah er mich jetzt groß an: ›Habe ich nicht die Waschungen vollzogen? Mehr ist nicht nötig. Oder bin ich dreckig?‹–›So arg noch nicht!, sagte ich, ›ich kann dich immerhin noch erkennen.‹–›Na, was willst du denn mehr?‹« (Matthießen 1953: 96)

Hinter dem dunklen Tor sahen wir im grünsilbern herabfließenden Mondlicht einen Wald von schlanken Pfeilern um einen Hof, immergrüne Sträucher, in der Mitte ein herrliches Marmorbecken, in dem ein Springbrunnen sprudelte. Rundherum die farbigen Lichter von Lampions ...« (Matthießen 1953: 71)

Doch bei Tageslicht sieht die Realität ganz anders aus:

»Die Sonne war inzwischen aufgegangen, und der Gefängnishof taghell. Es tat mir leid, daß ich ihn heute noch einmal sehen mußte. Wie schön war er in der Nacht gewesen. Aber nun sah ich schmutziges Gerümpel und faulende Dreckhaufen zwischen den Marmorsäulen liegen; der Plattenbelag war zerbrochen und zerwühlt, zerschlagene Töpfe, schmierige Eimer ringsumher, und darüber die überlaufende Brühe des Springbrunnenbeckens.« (Matthießen 1953: 88)

Nicht nur hier wird angedeutet, dass Schmutz und Unzivilisiertheit zugleich auch den Verfall einer besseren Vergangenheit bedeuten. Anders als bei Kiss, bei dem dieses Motiv mit Bezug auf die Antike explizit wird, liegt hier der Fokus auf dem Mittelalter, an das auch die an serbische Herrschernamen angelehnte Nomenklatur der »Skipetaren« alludiert. Deutlich wird dies in einer Szene, als der Ich-Erzähler dem »Komitadschi« Duschan begegnet, der den »stolzen Namen [...] des Heldenkönigs Stephan Duschan« trägt, der »vor nun fast sechshundert Jahren gestorben war und fast den ganzen nördlichen Balkan unter seinem Zepter vereinigt hatte« (Matthießen 1934: 84). Dieser Duschan haust allerdings als »Räuberhauptmann« mit seinen »Komitadschis« in einer Höhle, verwendet statt Salz Schießpulver, isst jeden Tag gestohlenes Hammelfleisch und ist in jeder Hinsicht grob und auch dumm. Die »großen Zeiten« scheinen unerreichbar weit entfernt.

Nicht nur in der Beschreibung des Komitadschidaseins, die der Ich-Erzähler liefert, scheint Liminalität als Prinzip auf, das auch Matthießens Darstellung der Region prägt, in der sich die Handlung der Romane abspielt. Die »Komitadschis« nämlich befinden sich, solange sie gegen die türkische Obrigkeit kämpfen, in einem liminalen Zustand:

»Wir sind Komitadschis!« sagte der eine. [...] Alle diese Leute gingen ›in die Berge‹, das heißt, sie stellten sich damit außerhalb jeden Gesetzes und ernährten sich redlich als Räuberbanden. Das war für ihre Begriffe genau so ein ehrenwertes Handwerk wie das des Schusters und des Schneiders. Zumal da sie alle sich nicht als Räuber, sondern als Freiheitskämpfer fühlten. Und hätten sie erst einmal diese Freiheit, dann würde sicher jeder in seine Werkstatt zurückkehren, wieder die schönen dauerhaften serbischen Teppiche weben, sein Tabaksfeld bebauen oder Saffianleder gerben. Vorläufig aber waren sie so etwas wie eine geheime Auslesegruppe der Freiheitsbewegung, für den kommenden Krieg unentbehrlich als die geborenen Späher und Scharfschützen. Somit war ich eigentlich ganz froh, dass

ich auf diese Weise die Komitadschis einmal kennenerntet!« (Matthießen 1934: 86–87)

Ebenso ein liminales Dasein führen sowohl der Ich-Erzähler, der als Handwerksbursche auf der Walz eingeführt wird, als auch die jugendlichen Wandervögel, die auf ihrer Wanderung bis nach Üsküb/Skopje vorgedrungen sind. In beiden Fällen ist der Schwellenzustand zum einen durch ihre Adoleszenz geprägt, zum anderen durch ihre Bewegung durch eine als Grenzraum verschiedener Kulturen gezeichnete Region, in der die Verhältnisse zum Teil auf den Kopf gestellt sind. So erwirbt der junge Handwerksbursche den Ehrentitel Effendi und vermag es, sich über die Anordnungen höchster Vertreter der staatlichen Ordnung hinwegzusetzen (der türkische Wali ist machtlos gegen ihn und die »Skipetaren«), die Wandervögel hingegen lassen sich bei den Komitadschis zu »richtigen Räubern ausbilden« (Matthießen 1934: 92). Sowohl beim Ich-Erzähler als auch den Wandervögeln lässt sich zudem das »betwixt and between«, das laut Turner (2000) liminale Zustände kennzeichnet, in Ansätzen einer hybriden Identität entdecken.³⁷ Der Ich-Erzähler trägt nicht nur einen türkischen *nom de guerre*, er trägt auch einheimische Kleidung und wird etwa von den Wandervögeln zunächst als »Skipetar« erkannt. Auf seiner Bahnfahrt im Orientexpress treibt er dieses Spiel auf die Spitze, in dem er sich als »waschechter Türke« ausgibt und »wie ein ungeleckter Komitadschi« benimmt, woraufhin es den mitreisenden »Westeuropäer[n]« ordentlich graust (vgl. Matthießen 1934: 109–111). Bei den Wandervögeln ist es »Fritzchen«, der während der Befreiung des »Skipetarenprinzen« Milutin kurzzeitig selbst zu diesem wird (Matthießen 1953: 76–89). Letztlich bleibt es aber bei einem Spiel mit der Identität; dass die Protagonisten Deutsche sind, wird in Abgrenzung zu den Einheimischen immer wieder deutlich gemacht in Sätzen wie »Mein Platz war also anderswo. Ein Deutscher bin ich und kein Skipetar« (Matthießen 1934: 26). Am Ende des Bandes von 1933 wird sogar das Deutschlandlied bemüht, das der Ich-Erzähler im Rauschen eines Flusses zu hören glaubt:

»Und so kam es, dass ich vom Nachmittag dieses Tages an bis zum nächsten Morgen, ohne einmal zu erwachen, in dem Turmzimmer des Lausehadschi lag und von der bösen und blutigen Welt nichts mehr wusste. Nur sangen mir immer deutsche Lieder durch Schlaf und Traum, und als ich endlich erwachte, war es mir noch, als hörte ich's irgendwo weit in der Ferne verhallen und verrauschen: ›Deutschland, Deutschland über alles...‹ Aber es war nur der Fluss vor meinem Fenster, der gluckernd dem Wardar zuströmte.« (Matthießen 1933: 173)

37 Homi Bhabha hat auf den hybriden identitären »Zwischenraum« zwischen kolonisierendem und kolonisierten Subjekt, in dem vermeintlich stabile Zuschreibungen und Machtdichotomien aufgelöst und unterlaufen werden, hingewiesen. Vgl. Bhabha 2000.

6.3 Bündische Jugend und Hajducken

Es ist wohl kein Zufall, dass in Matthießens Mazedonien-Romanen eine Wandervogelgruppe eine bestimmende Rolle spielt. Ulrike Brunotte (2004) hat aufgezeigt, wie der deutsche Männerbunddiskurs von dem Wandervogel-Theoretiker Hans Blüher geprägt wurde. Auch wenn Blüher umstritten ist³⁸ und die pauschalisierende Gleichsetzung von Jugendbewegung und Männerbund »viele, ausgesprochen disparate Erscheinungen [übersieht], die heute unter dem Sammelnamen ‚Jugendbewegung‘ zusammengesehen werden« (Knoll und Schoeps 1988: 6), so ist doch nicht von der Hand zu weisen, wie stark die Faszination des Männerbundes in der Jugendbewegung wirkte. Daran schließt Matthießen mit seiner Wandervogelgruppe an. Dass umgekehrt das Motiv des mazedonischen, männerbündischen Räubers und Freiheitskämpfers, wie er in den Romanen von Kiss und Matthießen prägnant wird, hervorragend an die Jugendbewegung Anschluss finden konnte, erscheint naheliegend. Deutlichen Niederschlag fand es durch die Vermittlung des Slawisten Gerhard Gesemann im Liedgut der Jugendbewegung, wo es bis heute aktiv rezipiert wird.

Gesemann, mit einer kurzen Unterbrechung von 1923 bis 1948 Professor für slawische Philologie an der Deutschen Universität in Prag, gilt als einer der wichtigsten Balkanologen des 20. Jahrhunderts. Er setzte sich in seinem Werk gegen die weitverbreitete Diffamierung der Südslawen als kulturell minderwertig ein (vgl. Zeil 1986: 733). Gesemann ging vielmehr davon aus, dass sich »deutsche und slawische Kultur in einem jahrhundertelangen internationalen Austauschprozeß neben- und miteinander entwickelt und gegenseitig bereichert haben« (Zeil 1986: 733). Dies macht er auch in seinem Nachwort zu der Sammlung *Zweiundsiezig Lieder des bulgarischen Volkes*³⁹ deutlich, die er 1944 in seiner Übertragung im Berliner Wiking Verlag veröffentlichte und die 1996 in einem unveränderten Nachdruck in der »Bulgarischen Bibliothek« der »Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft zur Förderung der Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien e.V.« neu aufgelegt wurden:

»Diese Auswahl von Übersetzungen und Nachdichtungen bulgarischer Volkslieder hätte noch lange in den Kollegheften geruht, wo sie ihren anspruchslosen Dienst weiter getan hätte, wenn ich nicht gesehen hätte, wie deutsche Soldaten

³⁸ So schreiben Joachim H. Knoll und Julius H. Schoeps in ihrem Vorwort zu einem Band über die Jugendbewegung, Blüher habe zwar »wichtige Gedanken zum Bündigungs- und Gesellungsprinzip entwickelt[], auf der anderen Seite die Jugendbewegung aber zum ›erotischen Phänomen‹ stigmatisiert[], was eine bis heute andauernde kontroverse Diskussion ausgelöst« (Knoll und Schoeps 1988: 6) habe. Vgl. zu Blüher auch Schoeps 1988.

³⁹ Schon anhand der Toponymie der Liedersammlung und auch des Nachworts lässt sich trotz des Titels feststellen, dass zahlreiche der Volkslieder aus der Region Mazedonien stammen bzw. sich darauf beziehen.

bulgarische und heimische Buchhandlungen vergeblich nach einem bequemen Bändchen bulgarischer Volkslieder durchsuchten. Wie oft hatten sie über den Feldern von der Donau bis zum Wardar das Landvolk singen gehört, wie oft den Reigentänzen auf dem Dorfplatz zugeschaut, ohne zu erfahren, was die da Sonderbares singen, und einer erzählte mir, noch immer Verwunderung im Blick, er habe in einem Wirtshause in Veles gesehen, wie ein alter Mann auf einer kleinen dreisaitigen Fiedel ein Lied spielte und sang, das kein Ende nehmen wollte, und den Zuhörern sei es offenbar auch nicht langweilig geworden. Er ahnte nicht, daß er einen epischen Vorgänger (nicht etwa Nachfahren) Homers und einen Geistesgenossen jener beiden deutschen Mönche vor sich hatte, die zur Zeit Karls des Großen das Hildebrandslied aufschrieben. Wenn nun der Deutsche bei seiner Herderschen Aufgeschlossenheit für fremde Welt und fremdes Volk wissen möchte, was das bulgarische Volk eigentlich singe, so möchte er das auch aus dem Gefühl heraus, daß eine Kenntnis der Lieder, die ein Volk singt, einiges Wissen über Fühlen, Denken und Trachten dieses Volkes vermittele; er möchte durch die Lieder hindurch einen Blick in Geist und Seele eines Volkes werfen, das mit dem seinen lange und fest verbunden ist, das er liebt und achtet. [...] Aufhorchen werden wir freilich, wenn wir auf Gattungen, Motive, Lieder und Stilmittel stoßen, die nicht entlehnt sind, sondern sich als europäisches Urerbe ausweisen und in denen wir mit ehrfürchtiger Rührung uns selbst, unsere eigene Vorzeit wiederfinden, sonderbar verhüllt und doch vertraut unter balkanischem Gewande.« (Gesemann 1944: 111-112)

Immer wieder verweist er auf das Internationale, Grenzübergreifende der Motive der Volkslieder, die er u.a. als verbindendes Element zwischen Nord-, Mittel- und Südosteuropäern interpretiert:

»Diese Welt des Volksglaubens und des ihm zugeordneten Volksliedes, wie sie uns seit den Tagen Theokrits auf dem Balkan bei Hellenen und Neugriechen, bei Bulgaren, Serben, Kroaten, Albanern entgegentritt, es ist dieselbe Welt, die in den Volksballaden der germanischen Welt von Island über die britischen Inseln, von Skandinavien über Deutschland bis zu den Ausläufern der Karpaten lebt, es ist nicht nur dieselbe Welt, nicht nur dieselbe Dichtung als Gattung, nein, es sind auch dieselben Motive, ja dieselben Lieder, die zum Teil Wandergut zwischen Nord und Süd sind, zum Teil aber europäisches Urerbe.« (Gesemann 1944: 128-129)

Auch Gesemann war als Wissenschaftler allerdings fest im Diskurs seiner Zeit verankert, nicht nur hinsichtlich Forschungsthemen wie »Volkscharaktertypologie« (Lozoviuk 2008: 302-303). Sein Wirken stand stets im »Spannungsfeld zwischen imperialistischer deutscher Ost- und Südosteuropaforschung und progressiver Tradition bürgerlicher deutscher Slawistik und Balkanologie« (Zeil 1986: 730). Durch sein widersprüchliches Verhältnis zum Nationalsozialismus (vgl. etwa Zeil

1986: 731, 733 sowie Lozoviuk 2008: 304) bleibt er letztlich eine umstrittene Wissenschaftlerfigur.

Als ein Hauptwerk Gesemanns gilt bis heute die 1943 erstmals erschienene und 1979 im Neurieder Hieronymus Verlag neu herausgegebene Abhandlung *Heroische Lebensform. Zur Literatur und Wesenskunde der balkanischen Patriarchalität* samt ihrer bereits 1934 publizierten Vorstudie *Der montenegrinische Mensch. Zur Literaturgeschichte und Charakterologie der Patriarchalität*. Anhand von zahlreichen, insbesondere montenegrinischen, literarischen Zeugnissen, die er »Beispiele von Mannes- und Helden-tum« (Gesemann 1979: 7) nennt, möchte er »aus den Kulturwerten der balkanischen Welt diejenigen der deutschen Welt [...] vermitteln, für welche diese eine natürliche oder historische Neigung mitbringt« (Gesemann 1979: 9). Zwar scheint naheliegend, dass seine Thesen im Nationalsozialismus positiv aufgenommen wurden, zumindest offiziell jedoch war das Gegenteil der Fall. Im Vorwort zur Neuausgabe schreibt Gesemanns Sohn Wolfgang Gesemann dazu:

»Es grenzt ans Unverständliche, daß dieses Buch 1943 im Scheitelpunkt der deutschen Finsternis und zur Zeit des schärfsten Partisanenkampfes in Montenegro die Zensur passieren durfte. Das ›Amt Rosenberg‹ hatte schon ›Der montenegrinische Mensch‹ als schädlich eingestuft, da mein Vater die Werte der heroischen Patriarchalität auf verstehend-soziologische und nicht auf ›rassische‹ Gegebenheiten zurückgeführt hatte und von dieser Sicht auch jetzt nicht bereit war abzuweichen.« (Wolfgang Gesemann 1979: 5)

In jedem Fall prägte Gesemann das »Heroismus-Stereotyp« (Troebst 2007d: 111) maßgeblich mit, das die deutsche Sicht auf die Bewohner Mazedoniens und bestimmter anderer Regionen des Balkans (Troebst nennt neben Mazedonien vor allem Serbien und Montenegro; Troebst 2007d: 111) zwischen den Weltkriegen und im Nationalsozialismus stark beeinflusste.⁴⁰ Dabei ist Gesemanns Darstellung der

40 Darauf, dass es sich auch um ein serbisches Autostereotyp handelt, das in den Balkankriegen am Ende des 20. Jahrhunderts fruchtbar gemacht wurde, hat der österreichische Südosteuropa-Historiker Karl Kaser unter Bezugnahme auf Arbeiten des serbischen Ethnologen Ivan Čolović hingewiesen: »In einem Abschnitt seines Buches über die Politik der Symbole geht Čolović auch auf die Diskurse über die serbischen Krieger-Helden in der ersten Hälfte der 1990er Jahre ein, die in Kroatien und Bosnien-Herzegowina kämpften. Er erkennt darin Fragmente, die auf den traditionellen Charakter des patriarchalen Balkankriegers verweisen. Dazu gehört auch ein Element, das bereits bei Gesemann einen Diskursstrang dargestellt hat, nämlich, dass der Held angesichts des Kampfes zu einem asexuellen Wesen wird, das weder Erotik noch Liebe kennt und die Beziehung zu einer Frau meidet. Der Mann könne im Kampf seine heldenhaften Fähigkeiten nur dann ausspielen, wenn er sich in der Zeit des Krieges jeglichen Geschlechtsverkehrs mit einer Frau enthalte, also rein bleibe. Die ›Desexualisierung‹ des jungen Kriegers werde durch einen aufgebauschten Waffenfetisch aufgefangen. Der sexuell enthaltsame Held wird quasi auf seine Pubertätsphase zurückgeworfen und erhält die Aufgabe, gegen den aggressiven und virilen Feind zu kämpfen, der die Ehre der eigenen Frauen bedroht. Dieses Ideal steht nach

Bevölkerung Mazedoniens durchaus widersprüchlich. In seinem 1936 erschienenen Beitrag »Kultur der Südslawen (Bulgaren, Serben, Kroaten, Slowenen)« zum in der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion in Potsdam herausgegebenen *Handbuch der Kulturgeschichte* gesteht er die ›heroische Lebensform‹ insbesondere dem – durchaus auch rassentheoretisch begründeten⁴¹ – ›dinarischen Westen der Halbinsel‹ zu, wo sich nach der türkischen Eroberung des Balkans ›die Patriarchalität mächtig entwickelt‹ habe, während eine ›balkanobyzantinische[...] Zone‹ mit Bulgarien sowie ›Mazedonien, Altserbien und dem Moravatale‹ vorwiegend ›türkisiert und gräzisiert‹ worden sei und sich dort nur ›patriarchalische Enklaven‹ (in Mazedonien ›Prespa, Morihovo, Debar u.a. im Westen, Maleš u.a. im Osten‹) gehalten hätten (Gesemann 1936: 13). Das ›byzantinische Wesen‹ (Gesemann 1936: 16) drücke sich vor allem in der Kultur der ›balkanobyzantinischen Stadt‹ (Gesemann 1936: 16) aus, habe aber auch dem ›slawische[n] Bauer[n] dieser Zone‹ (Gesemann 1936: 19) seinen Stempel aufgedrückt. Gesemanns von zahlreichen balkanistischen und orientalistischen Stereotypen durchsetzte Ausführungen sollen im Folgenden ausführlich zitiert werden. Zu Beginn steht eine allgemeine Schilderung von ihm als typisch angesehener Städte, von denen die namentlich genannten zum größten Teil in der Region Mazedonien liegen:

»Alle diese Städtchen – Skoplje, Prizren, Priština, Veles, Bitolj, Ohrid, Prilep, Štip, Strumica, Seres, Drama und manche Stadt in Bulgarien wie etwa Šumen – zeigen denselben höchst malerischen Stil der Straßenzüge und Häuser, dieselbe Lebensweise, die gleiche Lebensauffassung, denselben Lebensstil der Bewohner. Den Mittelpunkt der Stadt nimmt die ›Čaršija‹ ein, der ›Bazar‹. [...] Zwischen den heimischen Erzeugnissen liegt heute der europäische Bofel. Auf der gewundenen, holprig gepflasterten, unsauberen Straße schiebt sich zu bestimmten Tagen und Stunden das Landvolk auf und ab. Der Städter wohnt nicht in der Čaršija, sondern

Ansicht des Autors in einem erstaunlichen Widerspruch zu den erotischen und virilen Bezügen der Kriegspropaganda. Das Heldenideal fordert des Weiteren radikales Heldentum, was die Bereitschaft impliziert, das Leben für das Vaterland hinzugeben; der Krieger ist das Kind des Vaterlandes, der gereinigte Krieger der Nation und sterbliche Held, dessen Überreste magisch-religiöse Macht aufweisen. Anhand von Textbeispielen zeigt der Autor, dass sich diese Motive quer durch die Geschichte bis in die Zeit der jüngsten Kriege ziehen.« (Kaser 2001: 331)

41 Dazu heißt es: ›Betrachtet man die neueste rassenkundliche Karte der Südslawen des Polen Czekanowski, so fällt zunächst der große Unterschied zwischen dem vorwiegend armenoiden Westen – der ›dinarische‹ Typ im anthropologischen Sinne bezeichnet eine Mischung zwischen dem armenoiden und nordischen Typus – und dem vorwiegend mediterran beeinflussten Ostraum auf. Interessant ist es, daß der Ost- vom Westraum durch einen breiten Gürtel im Morava-Vardartale getrennt wird, der einen starken Prozentsatz von nordischer Beimischung zeigt [...]. Es ist ferner ersichtlich, daß im größten Teil Jugoslawiens das dinarische Rassenelement überwiegt.‹ (Gesemann 1936: 7)

in ›Mahalen‹, den Vorstädten und Vierteln, die um die Innenstadt herumliegen. Ihre weißgetünchten Häuser sind von malerischen dunklen Holzveranden umwinkelt und von blühenden und grünenden Gärten umgeben, deren hohe Mauern und Haremsgitter vor den Fenstern (auch bei Christen) jeden Blick der Gasse abweisen. So ziehen sich Häuser und Gärten weit in die Ebene hinein, die Abhänge hinauf, das pappelbestandene Flußufer entlang, hie und da überragt von den weißen Kuppeln und schlanken, spitzen Minaretten der Moscheen, den dunkelbraunen Dächern alter slawisch-byzantinischer Kirchen und von jenen beiden unvermeidlichen Bauwerken dieser Städtchen: der Sahatkula, d.h. dem verfallenden Zeit- und Uhrturm, und dem Hamam, dem ›orientalischen‹ Dampfbade, einem altüberlieferten römisch-byzantinischen Kulturgut, das an bestimmten Tagen den Männern, an anderen den Frauen zugänglich ist, Mohammedanerinnen wie Christinnen, denen das stundenlange Bad Hygiene, Kosmetik (Färben der Haare mit Henna, Depilieren), Kaffeeklatsch und lyrische Singstube bedeutet.« (Gesemann 1936: 16-17)

Nicht fehlen darf in der Beschreibung das »Zigeunerghetto, in dem es den ganzen Tag von Musik und Schimpfen widerhallt« (Gesemann 1936: 17), bevor der Blick zu den Friedhöfen schweift, zunächst den ›türkischen, die weiträumig, uneingezaunt, verwahrlost daliegen, Zeugnis für den islamischen Glauben, der alles Irdische verachtet‹ (Gesemann 1936: 17) und dann den ›christlichen, wo sich im Sinne des orthodoxen Ahnenkults die Gräber wohlgefegt und dichtgedrängt um die Friedhofskapelle reihen [...] und wo die Luft, besonders an den Tagen des Gedächtnisses der Toten, widerhallt von melodischen Klagen, daß es in der Ferne klingt wie eine mächtige Naturorgel‹ (Gesemann 1936: 17).

Es folgt eine vernichtende Kritik des ›Kollektivcharakters‹ der Bewohner der geschilderten Städte, die zugleich zivilisationskritische Elemente beinhaltet:

»Das ganze Leben bei allen ›Nationen‹ und ›Glaubens‹ (man macht keinen Unterschied zwischen diesen Begriffen) ist kleinbürgerlich, eng, spießig, bigott, Geistigem abhold, vom Verdienereid und –geiz innerlich zerfressen, bei aller Ehrbarkeit in Vätersitte, Höflichkeit, Ehrerbietung vor Alter und Amt, Kirchlichkeit und Sexualmoral doch verlogen und gar zu oft geschäftlich unehrlich. Der (türkischen) Obrigkeit gegenüber servil, dabei zur Cliquenbildung geneigt und eifersüchtig, mit Jahrhundertealter raffinierter politischer Weisheit jedes Privilegium des Standes und des Glaubens (und damit der Nation) verteidigend, zehrt diese türkisch-griechisch-zin zarische, dann vom Lande her slawisierte Stadtbevölkerung parasitär vom Bauern, den sie übers Ohr haut, vom Staate (auch dem eigenen!), den sie bei Steuern und Lieferungen hintergeht, und schiebt nach der türkischen Befreiung immer mehr Vertreter ihrer aufstrebenden, von den geistigen Fesseln, aber noch nicht vom moralischen Erbe des Griechentums befreiten, geschäftstüchtigen Intelligenz in das gesellschaftliche und politische Getriebe.« (Gesemann 1936: 17)

be der neuen Nationalstaaten hinein, allerlei romanisch-zin zarisches Blut mit schwemmend, das sich jetzt nicht mehr griechisch tarnt wie zur Türkenzzeit, sondern sich bulgarisiert und serbisiert. Diese ›levantinischen‹ Strukturen sind noch heute nicht ganz aus dem öffentlichen Leben der bulgarischen und serbischen Städte verschwunden. Man soll aber bedenken, daß man eine seit Jahrhunderten langsam verwesende Zivilisation vor sich hat, die sich mit der letzten, bewunderungswürdigen Zähigkeit einer vergreisten Kultur gegen die bäuerliche slawische Patriarchalität wie gegen ihren mächtigsten Konkurrenten im Ringen um die Seele des Patriarchaliers, gegen die moderne europäische Zivilisation zur Wehr setzt, indem sie diejenigen Äußerlichkeiten kopiert, mit denen ›Europa‹ den Vormarsch anzutreten pflegt (Umgangsformen, Kleidung, Liberalismus, Demokratie, Parlamentarismus, Nationalismus, Journalismus, Rationalismus, Industrialismus, Kapitalismus usw.) und diese zu neuen Werkzeugen altbyzantinischer Lebenspraktiken zu mißbrauchen sucht.« (Gesemann 1936: 17-18)

Immerhin werden der ›altbalkanischen Kultur‹ etwas gönnerhaft ihre »guten Eigenschaften« sowie die »unleugbaren materiellen und geistigen Werte« zugute gehalten, die sie »der modernen nationalen Kultur der südslawischen Völker« geliefert habe: »ihre häusliche Intimität, ihre Höflichkeit, ihre geschäftliche Tüchtigkeit, ihre zumeist tadellose Familienmoral, ihre politische und menschliche Lebensweisheit, ihre Anpassungsfähigkeit, die Bewahrung der Kontinuität einer zwar degenerierten, aber allein durch ihr Alter achtenswerten Kultur«, nicht zu vergessen »ihr lyrisches Volkslied, mit dem sie sich eruptiv den harten Zwang kleinstädtischer Bürgermoral vom Herzen gesungen hat; ihre ganze wunderliche, altfränkisch-trauliche, zwischen bürgerlicher Verdienerpflicht und nostalgischer Schwärmerei schwankende Seele mitsamt dem farbigen Milieu ihres Lebensraumes und ihrem höchst komplizierten Menschentum« (Gesemann 1936: 18). Zudem wird dem ›Balkanobyzantinismus‹ zugestanden, er habe, »allem politischen und geschäftlichen Parasitismus zum Trotz«, die »entweder rajahhaft dahindämmernde oder in kriegerischer Violenz dahinstürmende Bäuerlichkeit urbanisiert und politisiert [...], wie ihrerseits die Patriarchalität diesen Altbalkanern erst das Gefühl sozialer und nationaler Gemeinschaft beigebracht« habe (Gesemann 1936: 18).

Das Urteil fällt nicht wesentlich günstiger aus, wenn »der slawische Bauer dieser Zone« (Gesemann 1936: 19) behandelt wird. Unter den »geschilderten Sozial- und Kulturverhältnissen« habe er sich »nur nach drei Richtungen hin entwickeln [können]: erstens ebenfalls ins Händlerische oder zweitens ins Fronbäuerische, in die ›Raja‹, den ›Fellachen‹, oder schließlich in den Räuber, den Haiducken«. Selbst der Räuber hält dem Vergleich etwa mit dem montenegrinischen aber nicht stand, zwar fehle er »weder in Mazedonien noch in Bulgarien«, sei jedoch »für die betreffende Kulturzone nur soziologisch erklärlich, nicht aber menschlich repräsentativ« und unterscheide sich »wesenhaft vom patriarchalischen Haiducken« (Gesemann

1936: 19).⁴² Bestimmend für die mazedonische Landbevölkerung seien die unfreien Bauern, sogenannte »Čitluci«, was sich wiederum auf ihren kollektiven Charakter ausgewirkt habe:

»Dieses Gebiet hat die reinste Form des balkanischen Raja geliefert, den geduckten, geschichts- und traditionsarmen, national zwar richtungslosen, völkisch aber oft sehr hartnäckigen, übermäßig vorsichtigen, hinterhältigen, jede Schwäche seines Herrn erkennenden, menschenkundigen, dabei höchst empfindlichen und labilen Raja. Je brutaler das System war, besonders wo die zugewanderte albanische Bevölkerung den Ton angab – in Westmazedonien, Kosovo, Metochia – desto ausgeprägter ist dieser Typus nicht nur auf dem flachen Lande, sondern auch in den Städten mit anarchischem Regiment. Kein Wunder, wenn nach jahrhundertelangem Knechtsleben der Ausdruck angstvoller Vorsicht zum ›mazedonischen Antlitz‹ gehört, wie bei den westlichen Patriarchaliern die männliche ›dinarische Verdüsterung.‹« (Gesemann 1936: 19-20)

Der »Ausdruck angstvoller Vorsicht« im »mazedonischen Antlitz« passt sicherlich nicht zum Stereotyp des ›heroischen Mazedoniers‹, wie es im damaligen deutschsprachigen Diskurs weit verbreitet war. Allerdings gibt es auch in Gesemanns Werk Belege für dieses Stereotyp oder zumindest bestimmte Topoi, die das Stereotyp nähren. Insbesondere in den eingangs erwähnten *Zweiundsiebzig Liedern des bulgarischen Volkes* findet sich etwa der Typus des mazedonischen männerbündischen ›Räuberrebellen‹⁴³ (zuzuordnen anhand von Toponymen, die auf die Region Mazedonien verweisen), wie er auch bei Kiss und Matthießen produktiv geworden ist. Vier dieser Lieder wurden zunächst 1940 in dem ebenfalls im Wiking Verlag erschienenen, von Hans Oertel herausgegebenen Band *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft* publiziert, dort explizit unter der Überschrift »Mazedonische Volkslieder« (Gesemann 1940b).⁴⁴ »Mazedonisch« dürfte hier eher als regionale,

42 Diese Differenzierung nimmt Gesemann bereits in seiner 1931 erstmals publizierten »Kulturgeschichte des Räubers« vor: »Und so wie der ›gute‹ Hajduk seine internationalen Brüder hat in Mezedonien [sic!], in Bulgarien, in Ungarn, in Griechenland – wenn alle diese auch keineswegs an seine monumentale Heroik und seine künstlerische Gestaltung heranreichen –, so hat auch der Räuber, der gewöhnliche Brigant des Balkans, seine internationalen Kollegen [...].« (Gesemann 1983: 270)

43 Laut Gesemann sind die »Hajduken [...] getragen von der Idee der Sendung, Rächer zu sein für soziale und völkische Unbill« (Gesemann 1996: 138).

44 Zu diesem Band, der Mazedonien (dem hier noch das Kosovo zugeschlagen wurde) vor allem aus serbischer Perspektive betrachtet, steuerte Gesemann auch zwei andere, maßgebliche Beiträge bei: »Ein Blick auf die Geschichte Mazedoniens« (Gesemann 1940a) und »Koštana oder von der Seele Mazedoniens«, in dem Gesemann die Verinnerlichung mazedonischer Volkslieder und damit einer »mazedonischen Lebensstimmung« (Gesemann 1940c: 214) durch die serbische »Nation« beschreibt, womit sie sich »lange vor dem kriegerischen und politischen Anschluß die Seele der noch unbefreiten Gebiete« (Gesemann 1940c: 216) einverleibt habe.

nicht als nationale Verortung gemeint sein. So hat Gesemann in der oft diskutierten Frage, ob die slawische Bevölkerung Mazedoniens den Serben oder Bulgaren zuzuordnen sei oder gar eine eigene Nation darstelle, keine eindeutige Position bezogen. In der »Kultur der Südslawen« heißt es etwa, Serbien sei »über Westbulgarien und Mazedonien mit der politischen und kulturellen Macht des Ostraumes, mit Bulgarien [verzahnt]. Daher auch nach einer Periode der Differenzierung, die bis zu blutigen Groß- und Bandenkriegen führt, immer wieder die Zeit einer serbisch-bulgarischen Annäherung, die einmal zur südslawischen Integrierung werden kann.« (Gesemann 1936: 5) Eine eigene mazedonische Nation sah er jedenfalls wohl nicht. Dass er in der 1944 herausgegebenen Liedersammlung deutlich Position für die kulturelle Zugehörigkeit Mazedoniens zu Bulgarien bezog, nachdem der Kontext des Bandes von 1940 für die Zugehörigkeit zu Serbien gesprochen hatte, könnte politische Gründe gehabt haben, führte die Herausgabe von dem »nicht nur in einem proserbischen, sondern nachgerade ‚großserbischen‘ Tenor« (Troebst 2007d: 170) gehaltenen *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft* doch zu wütenden Protesten der »Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft« (vgl. Troebst 2007d: 170). Zudem befand sich Deutschland ab 1941 im Krieg mit Serbien, während Bulgarien ein Verbündeter war. In jedem Fall transportiert etwa das folgende Lied, das bereits 1940 in der Auswahl der »mazedonischen Volkslieder« und dann – mit geringfügigen, überwiegend orthographischen Abweichungen – in der Sammlung von 1944 (sowie deren Wiederauflage von 1996) enthalten ist, den Topos des heroisch-maskulinen ›Räuberrebellen‹:⁴⁵

»Tut es dir nicht leid um deine arme Mutter,/Stojan o heh, Wojwoda heh?//Meine Mutter ist das Pirin-Gebirge,/Kameraden, Komita heh!//Tut es dir nicht leid um Haus und Hof und Heimat,/Wojwoda heh, Komita heh?//Meine Heimat ist die Höhle im Gebirge,/Kameraden, Komita heh!//Tut es dir nicht leid um deine Ehefrau,/Stojan o heh, Wojwoda heh?//Meine Frau ist diese schlanke schnelle Flinte,/Kameraden, Komita heh!//Tut es dir nicht leid um deine kleinen Kinder,/Wojwoda heh, Komita heh?//Meine Kinder sind die gelben Patronen,/Kameraden heh, Komita heh!//Tut es dir nicht leid um deine arme Schwester,/Wojwoda heh, Komita heh?//Meine Schwester ist hier dieser scharfe Säbel,/Kameraden heh, Komita heh!« (Gesemann 1944: 102)

45 Der Vollständigkeit halber soll an dieser Stelle erwähnt werden, dass in der Liedersammlung von 1944 auch – allerdings ohne Mazedonienbezug – ein »Räuberädchen« besungen wird, Stojanka, die als Hajduk in den Bergen lebt. Zunächst kehrt sie zwar auf Bitten der Mutter ins Dorf zurück, um »Mädchen gewänder« zu tragen und zu spinnen. Letztlich zieht sie sich aber doch wieder »Hajdukenkleider« an, bewaffnet sich und zieht zum »freien Hajdukenleben« ins bulgarische »Alte Gebirge«. (Gesemann 1996: 90-91)

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand dieses Lied in einer Neuvertonung von Walter Scherf Eingang in die im Voggenreiter Verlag ab 1952 zunächst in Einzelheften und 1956 erstmals als Gesamtband erschienene Liedersammlung *Der Turm* (Schilling und König o.J.: 196), die bis heute immer wieder neu aufgelegt wird und als »Basis- und Standardliederbuch« (König 2008: 35) bündischer Jugendgruppen gelten kann. Auch andere dem maskulinen Heroismus-Stereotyp entsprechende Lieder aus Gesemanns Sammlung mit mazedonischem Kontext sind dort zu finden, etwa »Besorgter Abschied« (Schilling und König o.J.: 203), in dem sich ein »junger Knabe« durch ein weinendes Mädchen, das ihm die Gefahren des Weges aufzählt, nicht vom Fortritt abhalten lässt: »Leicht komm ich durch das Schargebirge mit Flintenschüssen,/Leicht durchreit ich des Wardarwassers Furten zu Pferde,/Leicht durchreit ich das Dorf der Tscherkessen tänzelnden Pferdes,/Leicht durchreit ich weites Schaffeld die Flöte spielend.« (Gesemann 1996: 32-33) Eines der vertretenen Lieder, »Hajduken ziehen heim«, lässt sich allerdings auch als Absage an das heroische Ideal des innerlich ungebundenen, alles dem Kampf opfernden ›Räuberhelden‹ interpretieren, da die Gemeinschaft der Kämpfer als gescheitert inszeniert wird, gescheitert insbesondere am Leid der Kinder:

»Genug gewandert, genug gewandelt/In diesem wüsten Piringebirge!/Genug sind von uns Armen gefallen,/Zieh ein die Fahne, Manusch Wojwoda!/Unsere Frauen: klagende Vögel,/Unsere Mütter: in Schwarz gekleidet,/Unsere Väter – in Trauerbärten,/Unsere Kinder – türkische Sklaven!/Genug gewandert, genug gewandelt/In diesem wüsten Piringebirge!/Genug gegessen gebratene Lämmer,/Genug gegessen die Weizenkuchen!/Laßt uns die große Gemeinschaft zerstreuen,/Um loszukaufen unsre kleinen Kinder!« (Gesemann 1996: 109; mit leichten Abweichungen Schilling und König o.J.: 202)

Insgesamt lässt sich aber festhalten, dass Gesemanns Liedübertragungen dazu beitragen, durch den männerbündisch geprägten Heroismusdiskurs der Zwischenkriegszeit ausgebildete Stereotype bis heute zu tradieren und weiterzuverbreiten. Ihr Mazedonienbezug dürfte den meisten Rezipienten allerdings nicht bewusst sein, da im Liederbuch *Der Turm* als Quelle die *Zweiundsiezig Lieder des bulgarischen Volkes* von Gesemann genannt und keine weiteren Erläuterungen gegeben werden.

7 Das ferne Land

In den bisher analysierten, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erschienenen ›Mazedonien‹-Romanen stehen soldatische Fronterfahrung und männerbündische ›Freiheitskämpfer‹ bzw. ›Räuber‹ im Zentrum der jeweiligen Handlung. Die deutschen, ausschließlich männlichen Protagonisten sind durch ihre Überlegenheit den Einheimischen gegenüber charakterisiert. Denn auch wenn diese durch den ihnen zugeschriebenen Heroismus als Rebellen gegen ›fremde‹ Besatzer eine Vorbildfunktion für das jugendliche Lesepublikum in Deutschland einnehmen sollen, so wird ihr Mangel an vorausgesetzten kulturellen Standards – etwa in Bezug auf Hygiene – stets ausdrücklich in Szene gesetzt. Im selben Zeitraum wurden allerdings auch Romane publiziert, die zwar ebenfalls bestehende Mazedonien-Topoi aufgreifen, in denen aber die ›mazedonische Front‹ und Rebellentum kaum eine Rolle spielen. Umso mehr steht Mazedonien als zweifach liminaler Raum im Vordergrund, ein Raum, der sich zum einen an der Schwelle von einer archaischen, als ›orientalisch‹ bezeichneten Gesellschaftsform hin zur europäischen Moderne befindet, und zum anderen als Grenzraum an den Rändern Europas geschildert wird. Dieser ist zugleich (krisen-)heterotopischer Erfahrungsraum für die Protagonisten, die sich dort als zeitweilige oder verstetigte liminale Existenzen aufhalten und fern von der vertrauten – auch als einengend empfundenen – Umgebung ›zu Hause‹ Zustände des Rausches, der Statusumkehrung oder auch völligen Loslösung von hergebrachten Konventionen und gesellschaftlichen Übereinkünften durchleben. Dieser liminale Zustand ist stark mit Sexualität und Eros in einem als ›orientalisch inszenierten Setting verbunden – so bei Jacob (1932)¹ und Kühl von Kalckstein (1951) –, zum Teil aber auch mit Gewalt und der Lossagung von ›zivilisatorischen‹ Normen wie bei Rettenbach (1940, 1942). Ob und wie der jeweilige liminale Zustand beendet wird, ist unterschiedlich und weist weltanschauliche Implikationen auf, etwa wenn der Schwellenzustand des deutschen Arztes in Mazedonien bei Kühl von Kalckstein damit endet, dass er letztlich doch die deutsche Krankenschwester heiratet, oder Jacobs Protagonistin Cäcilie, eine österreichische Prostituierte, den

1 Die in diesem Kapitel vorgenommene Analyse von Jacobs Roman *Liebe in Üsküb* ist eng angelehnt an einen bereits publizierten Aufsatz des Verfassers dieser Arbeit. Vgl. Langer 2011.

Tod durch Suizid im Ohridsee findet, während der reiche Joachim, ihr temporärer Geliebter, aus Verantwortungslosigkeit in einer endlosen Liminalität verharrt.

7.1 Im Morgenland

Als Chefkorrespondent des ›Berliner Tageblatts‹ in Wien wurde der Schriftsteller Heinrich Eduard Jacob im Mai 1931 zu einer Journalistenreise des Wiener Verbandes der Auswärtigen Presse nach ›Vardar-Mazedonien‹ eingeladen, dem südlichsten Teil des ›Königreichs der Jugoslawen‹. Seine dort gewonnenen Eindrücke verarbeitete er in einem zunächst als Novelle geplanten Roman, der 1932 im Zsolnay Verlag publiziert wurde: *Liebe in Üsküb*. Jacob widmete ihn dem »Dichter und Freunde« Stefan Zweig zum 50. Geburtstag.² Von Schriftstellerkollegen Jacobs wurde der Roman insgesamt positiv besprochen (vgl. Clarenbach 2002: 139), u.a. durch Ernst Decsey, ebenfalls ein Teilnehmer an der Journalistenreise, am 13.2.1932 im *Neuen Wiener Tagblatt*:

»Decsey hielt ›Liebe in Üsküb‹ für ›das stärkste Buch‹ Jacobs, weil es durch seine sprachliche Brillanz ›den flimmernden Orient‹ plastisch vor Augen führe. ›Er [Jacob] braucht vielleicht immer eine Landschaft, um fruchtbar zu werden. ›Liebe in Üsküb‹ ist von allen die dramatisch bewegteste. Wie Dolche blitzen die Sätze. Und in anhaltender Steigung geht es aufwärts wie ein Motor, der über die Schara Plani-na muss [...]. Die Balkanlandschaft macht die Stärke des Buches: der Kraftgeruch eines Urlandes strömt davon aus. Nun ward es literarisch entdeckt.‹« (Clarenbach 2002: 139)

Das überwiegend in Nullfokalisierung verfasste Buch handelt von Cäcilie Prandtauer, einer Kellnerin aus Linz, die nach einem missglückten Selbstmordversuch aus Liebeskummer Österreich verlässt und durch die Vermittlung eines Bekannten als Prostituierte im Bordell eines Herrn Hadjitsch in Skopje ein neues Leben beginnt. Dieses ist vom Gedanken der Rache an ihrem ehemaligen Geliebten Josef, dessentwegen sie sich hatte ertränken wollen, getragen: Sie möchte genug Geld verdienen, um zurückzukehren und das Gasthaus aufzukaufen, in dem Josef als Kellner arbeitet. Steht sie somit erst über ihm, will sie ihn demütigen. Der Plot nimmt jedoch eine andere Wendung, als der Berliner Millionärssohn Joachim Becker auf einer ›Bildungstour‹ Richtung Griechenland nach Skopje kommt und im Bordell auf Cäcilie trifft. Er wählt sie als Gespielin aus, doch sie weist ihn zunächst zurück – woraufhin der Zurückgewiesene sich prompt in sie verliebt. Schließlich

² *Liebe in Üsküb* erschien in einer Startauflage von 5.000 Stück (Hall 1994: 357-358) und wurde 1972 noch einmal als Fortsetzungsabdruck in der *National-Zeitung Basel* veröffentlicht (vgl. Gerlach 1997: 66).

überredet er sie, mit ihm durch Mazedonien und das Kosovo an die montenegrinische Adriaküste zu reisen. Auf dieser Reise verliebt sich nun Cäcilie tatsächlich in Joachim, dem sie inzwischen allerdings zunehmend lästig ist. Wieder zurück auf mazedonischem Gebiet verlässt er sie in Ohrid und Cäcilie ertränkt sich im Wasser des gleichnamigen Sees.³

Von den Romanen der Zwischenkriegszeit, die sich im Heroismus-Diskurs zu Mazedonien verorten lassen, unterscheidet sich *Liebe in Üsküb* grundlegend. ›Freiheitskämpfer‹, Räuber u.ä. werden nur noch als Nachhall vergangener Zeiten erwähnt, als »Räubersage«, da die »raubenden Skipetaren« von der serbischen Gendarmerie überwunden seien: »Jetzt reiste man sicher.« (Jacob 1932: 150) Zwar wird der historische Hintergrund von Kriegen und Konflikten auf dem Balkan thematisiert. Dies geschieht jedoch auf eine Art und Weise, die fern von jeglicher Heldenverehrung angesiedelt ist und ironisierend wirkt.⁴ So wird Cäcilie gleich nach ihrer Ankunft in Skopje mit ethnisch-religiösen Auseinandersetzungen im damaligen Jugoslawien konfrontiert, als sich ein grotesk anmutender »Religionskrieg« – eine handfeste Prügelei – zwischen zwei Prostituierten aus Kroatien und Serbien an den unterschiedlichen Darstellungen der Gottesmutter auf Bildern in ihren Zimmern entzündet (vgl. Jacob 1932: 40-42). Cäcilies aus einer »edlen Familie, einer ›Heldenfamilie‹« (Jacob 1932: 58) stammender Serbischlehrer Duschan, der als glühender Nationalist und Türkenhasser gezeichnet wird, ist ein blasser, verklemmter und ärmlicher Jüngling, dessen Taten sich offensichtlich auf pathetische Reden beschränken. Sein Hass auf alles Türkische verwirrt Cäcilie, kann sie selbst doch »die Nationalität der Männer, die nachts in ihrem Zimmer waren, einstweilen kaum auseinanderhalten« (Jacob 1932: 63). Doch als er ihr von der Schlacht auf dem Amselfeld erzählt, dem Mythos des Kosovo, findet sie sich darin wieder:

»Er rang die Finger ineinander. Er erregte sich bis zu Tränen, als sei das alles gestern geschehen – dennoch schilderte er Dinge, die sich am 28. Juni 1389 ereignet hatten. Unbegreiflich schien es Cäcilie. ›Und dieser 28. Juni ist bei euch ein Feiertag?‹ «Es ist ein Tag der Beleidigung. Darum muss er gefeiert werden« sagte Duschan tiefsinng. ›Eine Beleidigung ... ist etwas Gutes?‹ Cäcilie war plötzlich blaß geworden. ›Ja!‹ sagte er. ›Weil sie zur Rache spornt! Ein genießerischer Zug

³ Isolde Mozer hält fest, dass »sich eine naive Lesart an der Uneindeutigkeit reiben kann, ob Cäcilies Tod durch Selbstmord oder einen unglücklichen Zufall verschuldet ist«, belegt aber anhand des »hermeneutischen Schlüssel[s]« Jacobs, dass Cäcilie tatsächlich »ins Wasser geht« (Mozer 2005: 210).

⁴ Jakob Wassermann hat in einer Rezension für die *Neue Freie Presse* vom 6.3.1932 als bestimmt für die Machart von *Liebe in Üsküb* eine »Form der Ironie, die ganz neu ist« ausgemacht: »Es ist, als ob der Stoff kaum noch eine Rolle spielte, die Behandlung, die Situationen und die Personen, all das hängt in einer merkwürdig sublimen, spöttischen und spielenden Weise von der Willkür des Autors ab.« (Zitiert nach Mozer 2005: 209)

erschien auf seinem bleichen Gesicht. »Eine Beleidigung empfangen und sich rächen!« Er wiederholte: »Was dazwischen liegt, das ist Leben ... serbisches Leben!« sagte er. »Auch meines!« versetzte sie, unbewußt laut. »Hat Sie jemand beleidigt?« fragte er, kaum hörbar, mit niedergeschlagenem Blick. Sie schwieg. Doch in der folgenden Nacht träumte sie mit offenen Augen: der Kellner Josef Horwinkler aus Linz läge auf dem Amselfeld. Türkische Reiter und serbisches Fußvolk stampften über sein Blut hinweg.« (Jacob 1932: 65-66)

Dass der hier pathetisch von Duschan vorgetragene zentrale Mythos der serbischen Geschichte mit dem Wunsch einer Prostituierten nach Rache an ihrem ehemaligen Liebhaber gleichgesetzt wird, ironisiert geschichtliches Pathos und lässt sich als dessen bewusste Profanisierung interpretieren. Später, als Cäcilie bereits in Joachim verliebt ist und mit ihm das Land bereist, kann sie den unbedingten Wunsch nach »Rache um der Rache willen« (Jacob 1932: 144) übrigens nicht mehr nachvollziehen.

Die im zeitgenössischen Mazedoniendiskurs verbreiteten Topoi Männlichkeit und Gewalt werden in *Liebe in Üsküb* also bewusst konterkariert. Das Land wird jedoch als geradezu mythischer ›Orient‹ beschworen; als Orient, der im Sinne Saids »less a place than a *topos*« (Said 1978: 177) ist und in dem alles anders als in ›Europa‹ zu sein scheint. Für Cäcilie stellt Mazedonien »die Ferne« an sich dar, das »Wunder, in dem weder ›Ehre‹ noch ›Schande‹ galten« (Jacob 1932: 49). Auch in der Schilderung von Joachims Anreise mit dem Auto aus Serbien nach Mazedonien wird eine Atmosphäre der Fremdheit evoziert, die zugleich stark mit Weiblichkeit und der Verheißung von Liebesabenteuern verbunden ist: Das Gemüse auf dem Markt im südserbischen Niš, »die wasserglänzenden Artischocken, die harten, vor Fruchtbarkeit platzenden Bohnen, all das war wie ein Liebesbrief, den Mann und Frau einander schrieben« (Jacob 1932: 77); Mazedonien, das »warmen Morgenland«, glänzte »wie ein großes Salatblatt«, die Berge »waren vollgelaufen mit Sinn und mit einem deutlichen Versprechen« und »eine blumengestickte Mulde, an der man langsam vorbeifuhr, hatte, wie Joachim dünkte, die Schürzenfarbe der Bäuerinnen, die er am Morgen gesehen hatte« (Jacob 1932: 78). Hinzu kommen dann noch die Minarette, die aus den Ortschaften emporragen: An sexuell konnotierten Symbolen herrscht in diesem »Morgenland« kein Mangel. Expliziter noch wird Sexualität evoziert, als Joachim unmittelbar nach seiner Ankunft in Skopje eine Moschee besucht:

»Draußen auf dem Minarett begann jetzt der geistliche Rufer sein Klagen. Nur leerer wurde der leere Raum. Ein einziger fezbekleideter Türke lag in einer Seitennische und drückte betend die Stirn auf die Erde. All dies erschien nicht wie Religion. Der leere, vergitterte Frauenkäfig, der, dunkel lockend wie jedes Verbot, sich statt des christlichen Chorgestühls über Joachims Kopf befand, durchtränkte mit seinem bloßen Dasein den teppichbelegten Männer-Salon. Joachim wurden

die Hände kalt. Ein unbegreiflicher Liebesbrand wütete in seinem Körper, als habe er ein feines Gift, ein spornendes, hineingeatmet. Seine Augen strauchelten, während die Füße feststanden. Er verwechselte Moschee und Harem. Weltlich betörend war dieser Tempel – und diese Teppiche nicht für Beter sondern eher für stöhrende Flanken...« (Jacob 1932: 84)

Jacob ironisiert und entzaubert zwar auch diesen »Orient«, etwa in der Figur des »längst serbisierten Osmanen« Hadjitsch, den bei der ersten Begegnung mit Cäcilie eine »Regung aus Tausendundeiner Nacht« (Jacob 1932: 44) überkommt. Und der, als er ernsthafte Umsatzeinbußen befürchtet, nachdem Cäcilie zusammen mit Joachim das Bordell verlassen hat, phantasiert: »Zu seines Großvaters Zeiten hätte man Reiter ausgesandt, das Paar aus dem Walde zurückgeholt und einen rohen, hölzernen Pfahl in die Eingeweide des Christen... Aber er war ja selber ein Christ! Dummes Zeug! Er begann zu lachen, verschluckte sich und hustete.« (Jacob 1932: 169-170) Doch trotz solcher ironischen Seitenhiebe gegen vorausgesetzte, mit dem ›Orient‹ verbundene Erwartungen eines deutschsprachigen Lesepublikums wird Mazedonien von Jacob insgesamt in dem ›Orientalismus‹ zugeschriebenen Parametern imaginiert. Die erotisch aufgeladene, exotische Atmosphäre des ›Orients‹, den Cäcilie und Joachim in Mazedonien vorfinden, wo ein Sichelmond die »Nacht bestimmt«, die »von Üsküb bis Bagdad« reicht, und wo die Himmelskuppel »zu einem Zelt gebauschter, geflüsterter Sinnlichkeit« wird, in dem die Erde »ein großes Kissen [ist], auf dem sich Riesen und Riesinnen« (Jacob 1932: 91) wälzen, ist für die Handlung des Romans bestimmend: Sie trägt maßgeblich dazu bei, einen als liminal empfundenen Raum zu schaffen, der den Schwellenzustand, in dem sich die beiden Hauptfiguren befinden und in dem sich ihre Liebesgeschichte abspielt, plausibel macht.

Schwellenzustände spielen in *Liebe in Üsküb* eine prägnante Rolle. Auf sie trifft zum einen der Schwellenbegriff Walter Benjamins zu, der Schwellenzustände mit Rausch und Überschreitung in Verbindung bringt (vgl. Parr 2008: 19-20). Insbesondere aber lassen sie sich mithilfe des Liminalitätskonzepts der symbolischen Anthropologie Victor Turners (2000) analysieren, demzufolge Initiationsprozesse drei Phasen durchlaufen: eine Phase der Krise, die zum Bruch oder auch der allmählichen Loslösung von gültigen Strukturen führt, eine Übergangsphase, in der sich Verhaltensmuster, Konventionen und soziale Differenzen auslösen, und zuletzt eine Phase, in der sich die Initiierten wieder in eine neue Struktur integrieren – sofern nicht »aus dem Übergang ein permanenter Zustand« (Turner 2000: 106) wird.

Tatsächlich spielt permanente Liminalität auch in Jacobs Gestaltung der Figur Joachim eine Rolle: Der Schwellenzustand, in dem er sich ohnehin schon befindet, erreicht in Mazedonien lediglich eine neue Qualität. Bei Cäcilie hingegen ist Liminalität deutlicher erkennbar eine Ausnahmesituation. Durch ihren missglückten

Selbstmordversuch, ihre Reise nach Skopje und den Einzug ins Bordell lässt sie ihr ›altes Leben‹ hinter sich und tritt in eine Schwellenphase ein, die zum Großteil durch den als liminal markierten Raum Mazedonien gekennzeichnet wird. Hier gelten die Strukturen nicht mehr, die in ihrem früheren Leben in Österreich bestimmend waren. So hatte Cäcilie dort eine sich prostituierende Bekannte verachtet: »Cäcilie preßte die Lippen zusammen. Sie dachte geringschätzig über Fini, die, so nahe der alten Heimat, in der Wienerstadt auf den Strich ging.« Cäcilie zweifelte nicht daran, dass Fini den Namen ›Hure‹ verdiente.« (Jacob 1932: 39) In Mazedonien jedoch geschieht eine Umkehrung der Verhältnisse: Cäcilie, nun selbst eine Prostituierte, wird – in Anlehnung an den zeittypischen kolonialistischen Blick auf die Region – überhöht. »Sie las es aus dem demütigen Blick all dieser Marktleute und Orientalen! Sie war eine Europäerin! Eine Dame im Orient! Viel mehr als alle! (... In Linz war sie viel weniger gewesen.)« (Jacob 1932: 48)

Besonders deutlich wird diese Statusumkehrung, laut Turner häufig ein Merkmal liminaler Zustände (vgl. Turner 2000: 159–193), in einer für die Handlung zentralen Begegnung Cäcilies mit Joachim. Nachdem sie ihn bei seinem ersten Bordellbesuch hat abblitzen lassen, ruft er bei der Weiterfahrt Richtung Griechenland absichtlich einen Autounfall hervor, um zu ihr zurückkehren zu können. Bei der Konfrontation der beiden im Garten des Bordells wird Cäcilie geradezu zu einer mythischen Gottheit stilisiert, während Joachim sich vor ihr erniedrigt:

»Da kam Joachim Becker an. Mehr als vor jedem Pflaumenbaum erschrak er plötzlich vor Cäcilie, wie sie mit ausgestreckten Armen sich wie ein Baum in die Luft werfen wollte. Vom Kopfe sah er fast nur das Kinn, von den Armen die beiden Ellbogen: alles fleischig, aber sehr kräftig. Die Ärmel waren zurückgerollt und weggestoßen von dieser Geste: in den Achselhöhlen der Frau erschien verwirrend das goldene Vlies. ›Ein Unfall! Ein Automobil-Unfall!‹ stotterte er und konnte nicht reden. Er war bleich. Mit sonderbarem Vergnügen erkannte Cäcilie, wie bleich er war. [...] Aber den ganzen Siegerhohn, den sie gegen die Männer empfand, schlug sie jetzt auf Joachim nieder: ›Mir scheint, ihre Knochen sind noch ganz heil...‹ Es verletzte ihn so, daß er spürte, wie ihm Tränen ins Auge traten. Er war nervös. [...] Warum lachte sie über ihn? Hätte er denn tot sein sollen? [...] Ich liebe Sie!« sagte er, fast unhörbar. [...] ›Ich liebe Sie!‹ sagte Joachim nochmals mit trockenem Munde. ›Wahrhaftig! Er weint ja...‹ spottete sie. Doch mitten im Spott ward sie auf einmal anderen Sinnes. [...] Mit einer Schwingung des ganzen Körpers trat sie auf Joachim zu, reichte ihm voller Huld den Arm – und er konnte sich nicht erinnern, eine Dame mit soviel Stolz zu Tisch und Glanz geführt zu haben wie Cäcilien auf ihr Zimmer.« (Jacob 1932: 119–120)

Diese Statusumkehrung, die auch Standesgrenzen verschwimmen lässt, wird durch Mazedonien ermöglicht, das als Schwellenraum weit fort von gewohnten Strukturen imaginiert wird. Ist Mazedonien doch für Cäcilie die »Ferne« schlecht-

hin, während es für Joachim einen märchenhaften, sexuell aufgeladenen ›Orient‹ darstellt, der neben sexueller Ekstase – in Übereinstimmung mit Benjamins Schilderung von Schwellenzuständen als Rauscherfahrung – weitere rauschartige Zustände im Grenzbereich zwischen Schlafen und Wachen hervorruft: »Er nickte ein, als sie große Felder hochstengeligen Mohns durchquerten. Die Erde war von Opium getränkt. Ein Hauch von Wunsch- und Liebesschlaf ergriff sogar die Schmetterlinge.« (Jacob 1932: 78-79) Realität und Traum greifen zusehends ineinander: »War dies sein Hiersein nicht unwirklich?« (Jacob 1932: 80)

Der Aufenthalt in Skopje jedoch lässt sich für Joachim und mehr noch für Cäcilie lediglich als Schwelle zum eigentlichen Schwellenzustand betrachten. Erst die gemeinsame Autoreise durch Mazedonien und das Kosovo nach Montenegro befreit sie zumindest temporär wirklich von allen Zwängen:

»Cäcilie war glücklich. Aber auch Joachim vergaß. Das Gesetz Berlins, das ihn reizte und trübte, wenn er im Hause von Hadjitsch weilte – der Gegensatz, der sich schon zu oft in diesen drei Tagen entladen hatte: jetzt schwieg er völlig, im Vogelwirbel, der sich aus dem Motor erhob. [...] Der Fahrtwind schliff ihm den Raum von den Schultern, den er sich mitgebracht hatte – den Vater-, Erb- und Gesellschaftsraum – den Raum, der ihm sonst immer aufrecht stand. Wie war er noch gestern plastisch geworden, dieser unsichtbare Raum des Übereinkommens und der Sitte, als ein anderer sehr kräftiger Raum ihn zu durchdringen versucht hatte: der Raum, der um Cäcilie war und in dem andere Gesetze herrschten. Gesetze von sehr großer Logik. Denn auch ein Bordell war ein ›Wigwam der Ehre‹. [...] Joachim vergaß. [...] Er entsann sich an nichts. Sie gefiel ihm unsäglich – und jetzt trafen sie sich in der Mitte: Kein Mann aus Berlin und kein Mädchen aus Üsküb!« (Jacob 1932: 138-139)

Die gemeinsam erlebte – und genossene – Liminalität erfährt jedoch im montenegrinischen Cetinje, einer Hauptstadt westeuropäischen Zuschnitts, einen jähnen Bruch. Joachim begegnet zufällig Touristinnen aus Berlin, was Cäcilie als elementare Bedrohung wahrnimmt: »Seit diese Berlinerinnen von Westen in das Hotel eingefallen waren, war sie selbst nicht mehr ›Europäerin‹. Der ganze Westen, das Meer und Paris waren zu einem Riviera-Block von Buntheit und Reichtum zusammengeschmolzen, der ihr Joachim streitig machte. Sie war verzweifelt und völlig wehrlos.« (Jacob 1932: 159-160) Es folgt eine Krise Cäciliens, die durch die fluchtartige Weiterfahrt zurück nach Mazedonien zunächst eingehetzt zu werden scheint. Doch Joachim hat begonnen, Cäciliens überdrüssig zu werden. Seit dem Aufenthalt in Cetinje erscheint sie ihm in einem anderen Licht, in manchen Augenblicken sieht er sie nur als Prostituierte und verachtet sie dafür. Cäcilie hingegen meint, ihre Liebe zu Joachim erwidert zu sehen, und glaubt sich bereits eingebunden in eine neue Struktur: Sie imaginiert sich ein Leben in Berlin an Joachims Seite. Als Joachim in einem Hotelzimmer im westmazedonischen Debar von diesen Wünschen

erfährt, bemerkt Cäcilie jedoch, dass er sie in keiner Weise teilt, und ist zutiefst enttäuscht. Der Schwellenzustand des Unterwegsseins, der vorher Glück bedeutete, verkehrt sich für Cäcilie nun ins Negative, da er für sie seinen Sinn verloren hat und zu nichts Neuem, Höherem führt: »Das Auto raste. Böseres als dieses Auto war nichts zu denken. Es war der Geist der Leere, der fuhr, der Geist des Nicht-verweilenkönnens. An ihm gemessen war alles gut, was feststand, stillstand und verweilte.« (Jacob 1932: 197)

So ist der Schwellenzustand für Cäcilie unerträglich geworden, und als sich Joachim in Ohrid von ihr trennt, beendet sie ihn folgerichtig, indem sie in den größtmöglichen Stillstand eintritt, den Tod: In den Wassern des Ohridsees gelingt ihr, was in der Donau nicht gelungen war. Joachim hingegen setzt seine Reise fort. Ob ihm die Beendigung seines Schwellenzustands durch das Überschreiten der griechischen Grenze als symbolischer Grenze zu einer neuen Lebensphase gelingt, bleibt unklar. Sein Vater hatte als Ziel der Reise festgelegt, dass Joachim in Saloniki auf Tabakpflanzungen, an denen die Familie Beteiligungen hält, durch eigene Anschauung das Geschäft erlernt (vgl. Jacob 1932: 71-72), also tritt Joachim nach der Episode mit Cäcilie möglicherweise endgültig in das bürgerliche Geschäftsleben ein. Wahrscheinlicher aber scheint sein weiteres Verharren in einem permanenten Schwellenzustand des Unterwegsseins, den Jacob der »Nachkriegsjugend« zuschreibt:

»Joachim glaubte bedingungslos an das Schiboleth der heutigen Jugend: an das seligmachende Tempo und den Ortswechsel um des Ortswechsels willen. Ob dieses Nicht-verweilen-Wollen mit einem Nicht-verweilen-Können nicht vielleicht zusammenhang: darüber dachte er nicht nach. Wo es dunkel wurde in ihm, da vermeid er gerne die Sicht.« (Jacob 1932: 75)

Jacob zufolge befindet sich eine ganze Generation in einem Schwellenzustand, der seinen Sinn verloren hat, da er nicht weiterführend ist. Er missbilligt nicht nur, dass die Vertreter dieser Generation unfähig sind, ihren Zustand zu erkennen und zu reflektieren, sondern attestiert ihnen auch in der Person ihres als typisch charakterisierten Vertreters Joachim Verantwortungslosigkeit und mangelnde Empathiefähigkeit. Auf die rhetorische Frage, was sich Joachim dabei gedacht habe, heftige Liebesgefühle in Cäcilie zu wecken, um sie dann kurzerhand zu verlassen, antwortet Jacob: »Gar nichts hatte er sich gedacht. Denn Joachim gehörte zur Nachkriegsjugend.« (Jacob 1932: 199)

Der Roman *Liebe in Üsküb* imaginiert Mazedonien als ein ›Morgenland‹, das nicht nur weit entfernt von ›Europa‹ und seinen gesellschaftlichen Strukturen liegt, sondern geradezu als seine Antithese erscheint und zugleich von sexueller Symbolik fast schon überfrachtet ist. Es stellt einen liminalen Raum dar, in dem sich die beiden Protagonisten Joachim und Cäcilie in einem mit Statusumkehrung und Rausch verbundenen Schwellenzustand befinden, der die für das Geschehen des

Romans entscheidende Liebesbeziehung erst möglich macht. Das tragische Ende dieser Beziehung röhrt auch daher, dass Cäcilie der Übergang in eine neue Phase – das Ausleben der Liebe zu Joachim in Berlin, nicht nur im fernen Mazedonien – verwehrt bleibt. Eine Rückkehr in den Zustand davor ist ihr aber unmöglich, und so wählt sie den Tod. Für Joachim hingegen, diesen laut Jacob typischen Vertreter der deutschen Nachkriegsgeneration, besteht das Leben ohnehin aus einem einzigen Schwellenzustand. Er ist permanent unterwegs, ohne jemals anzukommen. Daran ändert sich auch nach dem Verlassen Mazedoniens vermutlich nicht viel, die Affäre mit Cäcilie im exotischen ›Orient‹ auf dem Balkan stellt wohl nur die vorübergehende Variation einer permanenten Liminalität dar.

Auch in dem Roman *Der Zauber vom Ochridasee* von Charlotte Kühl von Kalckstein, laut Deutscher Nationalbibliothek 1936 und 1939 bei Meister in Werdau sowie 1951 bei Meister in Rosenheim (heute Rosenheimer Verlagshaus)⁵ aufgelegt, wird Mazedonien als liminaler Raum inszeniert. Das Land selbst befindet sich als Teil Jugoslawiens in einer Übergangsphase von einer archaischen, überkommenen Traditionen verhafteten und häufig primitiv-rückständigen Gesellschaft hin zu einem modernen Staatswesen, an dessen Einführung und Ausgestaltung allerdings vor allem aus den nördlichen Landesteilen Jugoslawiens eingewanderte oder hierher versetzte Beamte beteiligt sind, während die »Alt-Mazedonierinnen« (Kühl von Kalckstein 1951: 19) und -Mazedonier in einer Art Parallelgesellschaft verweilen.

Doch gerade das ›Alt-Mazedonische‹ ist es, was einen besonderen Reiz ausübt, sei es in seinen Überlieferungen und Liedern, die selbst im fernen Deutschland rezipiert werden, sei es in seinen Äußerungen vor Ort, denen die männliche Hauptfigur, Dr. Walter Siewert aus Berlin, begegnet.

Siewert ist ins mazedonische Ochrida [heute Ohrid, Republik Mazedonien] gegeist, um Malariastudien zu betreiben. Zu Hause in Berlin baut er »sein« Krankenhaus aus und hat eine über ein rein kollegiales Verhältnis hinausgehende Beziehung mit Krankenschwester Anna Mertens begonnen, in Ochrida lernt er Miriam, die Schwester seines Bekannten Rastitsch, kennen und verliebt sich in sie. Fortan steht er zwischen den beiden Frauen, die als scharfe Gegensätze konstruiert werden, nicht nur äußerlich, sondern auch charakterlich. Schwester Anna ist »blond, herb, ruhig, aufrecht und dennoch voller Hingabe, voll sanfter, lieber Hingabe« (Kühl von Kalckstein 1951: 157), sie ist »klug, nicht von jener Bücherklugheit, die ehrgeizige Frauen sich durch Fleiß angelernt haben, sondern von jener echten weiblichen Klugheit, die ihren Trum pf durch Anpassungsfähigkeit an den klügeren Mann ausspielt und somit siegt« (Kühl von Kalckstein 1951: 85), patent und umsichtig, ein echter Kamerad – Siewert und sie sind »Brüder der Seelen« (Kühl von Kalckstein 1951: 84) – und zugleich treusorgend:

⁵ Im dem Verfasser vorliegenden Exemplar ist kein Erscheinungsjahr verzeichnet. Dessen Angabe folgt hier dem Katalog der Deutschen Nationalbibliothek.

»Merkwürdig, immer wenn Walter Siewert an Anna dachte – und das kam freilich in diesen Tagen und Wochen nur sehr selten vor – sah er sie am Plättbrett stehen, beschäftigt damit, für ihn zu sorgen, blond, groß, strahlend jung, peinlich sauber in allen Dingen und mit einem so glücklichen Lächeln auf den klaren Zügen, daß er sich jedesmal tief betroffen fühlte und die Gedanken wieder zu Miriam hinwandte, um sich ganz in ihnen zu verlieren und alles andere darüber zu vergessen.« (Kühl von Kalckstein 1951: 174)

Damit entspricht Schwester Anna nationalsozialistischen WeiblichkeitSENTWÜRFEN, in denen Dienen, praktisches Handeln und Antiintellektualismus im Zentrum stehen (vgl. Klinksiek 1982). Miriam hingegen scheint zunächst geradezu einem patriarchalischen Wunschtraum von der »Tradition der Unterwürfigkeit unter den Willen des Familienoberhauptes« (Kühl von Kalckstein 1951: 47) entsprungen, einer orientalistischen Phantasie, für die sich Siewert wie schon Seidel (1921) äußerst empfänglich zeigt: »Und jetzt versuchte sich Walter Siewert vorzustellen, welche Form wohl eine Ehe mit dieser demütigen, gehorsamen Miriam annehmen könnte.« (Kühl von Kalckstein 1951: 47)

Zur Faszination trägt auch Miriams exotische Schönheit bei: »Und doch, Walter Siewert war diese Erscheinung nicht aus dem Sinn gegangen, seit er sie gesehen hatte, im Wachen nicht und nicht im Träumen, und Bilder aus ›Tausendundeine Nacht‹ umgaukelten seine Sinne.« (Kühl von Kalckstein 1951: 19) Es ist die Mischung aus exotischer Schönheit – »da steht sie vor ihm, schön wie ein Märchen, verführerisch in ihrer biegsamen Schlankheit in diesem lockenden reichen Haremsgewand« (Kühl von Kalckstein 1951: 158–159) – und ›orientalischer‹ femininer Unterwürfigkeit, die Miriam für Siewert so »verführerisch und lockend« (Kühl von Kalckstein 1951: 136) macht und Annas Bild verblassen lässt:

»Deutlich sah er jetzt Miriam vor sich in ihrer wundersamen und geheimnisvollen Schönheit, in ihrer demütigen Haltung, mit diesem Blick, der zu sagen schien: Sieh, ich bin deine Dienerin, mach mit mir, was du willst, nur mußt du mir erlauben, daß ich um dich sein darf, immer, zu jeder Stunde, denn ich liebe dich, und nur du bist die Erfüllung meiner Sehnsucht! [...] In dieser Nacht träumte Walter Siewert von Miriam.« (Kühl von Kalckstein 1951: 133)

Doch es fehlt das praktische Handeln, insbesondere, wenn es sich auf andere bezieht: »Ein deutsches Mädchen hätte jetzt wahrscheinlich irgendwie mitzuberaten versucht, hätte Tatkraft und Umsicht bewiesen. Miriam wagte keinerlei Eingreifen.« (Kühl von Kalckstein 1951: 61) Aktiv wird Miriam nur dann, wenn es ihren eigenen Interessen dient. In den intern fokalisierten Passagen aus der Perspektive ihrer Figur (der Roman ist in variabler interner Fokalisierung verfasst) wird früh deutlich, dass ihre Liebe zu Siewert berechnend ist und insbesondere dazu dienen soll, sie aus Mazedonien fort zu bringen, nach Deutschland, wo sie als Frau frei sei

– wobei sie die Freiheit materialistisch begreift, wenn sie weit weggehen möchte, »ganz weit weg, dahin, wo das wirklich große Leben ist, da, wo die Frauen ganz frei sind und tun und lassen dürfen, was sie wollen und sogar eigenes Geld haben, das niemand ihnen vorrechnet« (Kühl von Kalckstein 1951: 87).

So kann es nur scheitern, als Siewert sie gemeinsam mit ihrer alten Dienerin Maria tatsächlich im Anschluss an eine gemeinsame Reise durch Mazedonien nach Deutschland mitnimmt und sie zunächst bei seiner Schwester in Hamburg unterbringt, wo sie sich akklimatisieren und auf ihre Rolle als deutsche Ehefrau vorbereiten soll. Schnell stellt sich heraus, dass sie ihn hintergeht, heimlich statt eines Kochkurses Tanzabende in einer »Casanova-Bar« besucht und Kontakte zu einem jungen mazedonischen Geschäftsmann unterhält. Siewert, enttäuscht und besonders von der »Heimlichkeit« und »Durchtriebenheit, die in ihrem Handeln lag« (Kühl von Kalckstein 1951: 219) getroffen, erkennt noch rechtzeitig, dass Anna die richtige Partnerin für ihn ist, und lässt Miriam von ihrem Bruder nach Mazedonien zurückbringen, wo er sie wie ursprünglich geplant an einen reichen Skopjer Geschäftsmann verheiratet. Damit sind die Dinge wieder im Lot, Siewerts von Miriam in der fremden mazedonischen Umgebung hervorgerufener Schwellenzustand, in dem er »wie berauscht« (Kühl von Kalckstein 1951: 157) und »wie verzaubert« (Kühl von Kalckstein 1951: 159) war, findet ein Ende und er seinen ›richtigen‹ Platz, wie es sich schon vorher bei einer gemeinsamen Wanderung mit Anna angedeutet hatte:

»Auf diesen Sonntagsausflügen durch die weite deutsche Tiefebene wurde ihm klar, wie sehr er selber zu dieser Landschaft gehörte. So weit das Auge reichte, Felder und Wiesen, hier und da ein spitzer Kirchturm inmitten eines schmucken Dorfes, die Straßen wohlgefegt und schnurgerade, Ordnung, Sauberkeit, Fleiß, wohin man sah. Er war froh, wieder daheim zu sein, so reizvoll, so packend das Balkanerlebnis für ihn auch gewesen war.« (Kühl von Kalckstein 1951: 97)

Tatsächlich lässt sich der Gegensatz zwischen den beiden Frauen, den Kühl von Kalckstein konstruiert, auch in der Darstellung Deutschlands und Mazedoniens erkennen. Den »schmucken« deutschen Dörfern steht etwa Ochrida gegenüber, das zwar »wundervoll« am Seeufer liegt, dessen Häuser aber baufällig sind, weil sich niemand um ihren Erhalt kümmert, und in dessen Gassen sich stellenweise der »Unrat« türmt (Kühl von Kalckstein 1951: 6). In Deutschland gibt es »kleine[] saubere[] Gaststuben« (Kühl von Kalckstein 1951: 195), in Mazedonien kehrt man in einer »kleinen schmutzigen Grenzkafana« (Kühl von Kalckstein 1951: 196) ein. In Deutschland wird während Siewerts und Annas Wanderung »der Roggen schon geschnitten« (Kühl von Kalckstein 1951: 96), in Mazedonien ist die Landschaft abseits des Ohridsees, in der Siewert gemeinsam mit Miriam bei einem Ausflug ins antike Stobi zu Fuß unterwegs ist, »kahl und unendlich traurig, der Boden ausgedörrt von der Sonne, steinig und unwegsam« und geprägt von »unbestellten Feldern« (Kühl von Kalckstein 1951: 192). Beeindruckt Siewert eine einheimische »Hirten-

frau« und verleitet ihn zu zivilisationskritischen Gedanken, aus denen auch 1951 noch die ideologische Nähe zum Nationalsozialismus spricht,⁶ machen ein Besuch ihrer äußerst primitiven Wohnung – »Können hier wirklich und wahrhaftig Menschen hausen?« (Kühl von Kalckstein 1951: 178) – und eine nähere Betrachtung ihrer Lebensumstände dann doch deutlich, dass jegliche Romantisierung fehl am Platz ist. Und »die Geschichte von der Tapferkeit der Mazedonier gegen die bösen Türkeneroberer« (Kühl von Kalckstein 1951: 14), die Schwester Anna ihren kindlichen Patienten in Berlin erzählt, ist eben eine Geschichte. In Mazedonien selbst manifestiert sie sich nur noch in »ein paar Bilder[n] an den Wänden, Szenen aus Türkenkriegen, bei denen sichtlich viel Blut floß und Macht vor Recht ging« (Kühl von Kalckstein 1951: 9). Sie ist Kulisse, und der funkelnende Blick der mazedonischen ›Freiheitskämpfer‹, wie er im Heroismusdiskurs – etwa bei Aram 1914 und 1926 – eine Rolle spielte, hat nur noch etwas operettenhaftes, wenn Rastitschs »dunkle[] Feueraugen [...] so blitzen wie die eines Heldentenors, der gerade seine vielbeklatschte Arie herausschmettert« (Kühl von Kalckstein 1951: 5). In Kühl von Kalcksteins Diktion ist etwas Falsches an diesem Land, in dem nur die an die Antike gemahnende Gebirgslandschaft »etwas Großartiges« (Kühl von Kalckstein 1951: 194) hat. Für dieses »Großartige« haben aber die Einheimischen, Miriam eingeschlossen, keinen Sinn, sie sind vielmehr an Materiellem orientiert. So zieht Miriam die Auslage eines Juweliergeschäfts in Saloniki bei weitem mehr an als der Anblick des Olymps. Ein wirkliches gemeinsames Erleben ist für Siewert mit ihr nicht möglich. Mit einer deutschen Frau wäre es das allerdings schon, wie das Beispiel eines alten deutschen Professoren-Ehepaars zeigt, das er in Saloniki trifft. Und so dient Mazedonien in Kühl von Kalcksteins Roman letztlich nur dazu, die ›richtige‹, nämlich ›deutsche‹ Partnerwahl zu propagieren und den Schwellenzustand, in den Siewert durch Miriam und die mazedonische Umgebung geraten war, als Irrung auf dem Weg zu seiner ›wahren‹ Bestimmung aufzuzeigen. ›Mazedonische‹ und ›deutsche Kultur‹ sind unvereinbar, und es gilt, was der deutsche Professor in Saloniki apodiktisch äußert: »Wir gehören nun mal nicht in den Süden, wir Menschen des Nordens, pflichtete ihm der Professor bei. ›Wenn uns das Verlangen nach Mystischem und, wie soll ich sagen, Verschleiertem manchmal stark hierherzieht, noch stärker zieht es uns dann immer wieder zurück. [...]« (Kühl von Kalckstein 1951:

6 »Der deutsche Doktor steht vor ihr und betrachtet sie, ebenso wie sie ihn betrachtet. Ihn interessiert die Kopfform, überhaupt jede Rasseneigentümlichkeit. Tadellose Zähne hat diese Frau, ebenmäßig und kerngesund. Ihr Wuchs ist schlank, die Körperbeschaffenheit fast hager. [...] Lachend erzählt die Förstersfrau, daß diese Hirntinnen sich so gut wie nie wünschen. Saure Milch, Schafkäse und Maismehlbrot sei ihre Nahrung, sie kannten es nicht anders und seien zufrieden. Dr. Siewert muß plötzlich an sein Krankenhaus denken und an die dortigen hygienischen Einrichtungen. Sind wir Zivilisationsmenschen auf dem richtigen Wege? denkt er.« (Kühl von Kalckstein 1951: 176-177)

205) Letztlich ist die Quintessenz des Romans, was Dorota Cygan in ihrer Untersuchung populärer Arztromane im Nationalsozialismus als genretypische Auflösung identifiziert hat: Die »Krankenschwester heirate doch den Arzt« (Cygan 2008: 159). Dieses Diktum wird hier nur leicht variiert: Der Arzt heirate doch die deutsche Krankenschwester.

Liminale Zustände und Räume spielen ebenso eine bedeutende Rolle in dem Roman *Maryann erlebt Mazedonien* von Robert Felix,⁷ erschienen 1935 im Leipziger Rekord-Verlag.⁸ Dieser Verlag war auf Trivialliteratur spezialisiert und publizierte u.a. »Groschenheftchen«-Reihen von Western- und Detektivromanen.⁹ Elemente des Detektivromans finden sich auch in *Maryann erlebt Mazedonien*. So ist einer der Protagonisten ein »Weltpolizist« aus den USA namens Harry Bancroft und einer seiner Gegenspieler ein Mitglied der »Chikagoer Unterwelt« namens Al Bovone, der allerdings bezeichnenderweise nicht aus Italien, sondern aus Deutschland stammt. Hauptfigur ist der junge Emerich Hellenwein, Angestellter in der Seidenwarenabteilung eines Berliner Warenhauses, der zu Beginn des Romans seine Stellung verliert und sich das Leben nehmen will. Doch beim Waffenkauf erwirbt er aus einer spontanen Laune heraus eine gebrauchte Schaffneruniform und beginnt in dieser Montur eine Köpenickiade, die ihn unversehens in ein phantastisches Abenteuer schlittern lässt, das ihn über Italien und Montenegro nach Mazedonien führt: »Oh nein, kaum sechs Stunden, dann war er in ein märchenhaftes Abenteuer verstrickt worden und jetzt fuhr er mitten ins Märchen hinein nach Mazedonien, das für ihn bisher nicht einmal ein geographischer Begriff war.« (Felix 1935: 50) Er gerät nämlich an die Tochter eines reichen amerikanischen Seidenfabrikanten, Maryann Reverstone, die – ganz »tatkräftige Amerikanerin« – gerade ihren Privatsekretär Francis Crookes aus dem Zugfenster geworfen hat. Der hatte sich als der Gangster Al Bovone entpuppt und einen Anschlag auf sie versucht. Da sie in einem Koffer ein ganzes Arsenal an Verkleidungsaccessoires mit sich führt, verwandelt sich Emerich im Handumdrehen in Francis Crookes und ist fortan der Reisebegleiter von Maryann, die sich auf dem Weg nach »Mazedonien« befindet. Dorther

7 Wohl da im Impressum »Urheberschutz durch Dr. Felix Solterer, Wien« verzeichnet ist, ist Stefan Troebst davon ausgegangen, dass Felix Robert ein Synonym dieses Dr. Solterer ist (vgl. Troebst 2007d: 169). Dass ein Synonym durch eine Urheberrechtsangabe im Buch aufgelöst wird, erscheint allerdings eher unüblich. Zudem nennt die Deutsche Nationalbibliothek den Autorennamen Felix Robert ohne Angabe eines Alias. Daher wird hier Felix Robert als Autorennname verwendet, ohne ausschließen zu können, dass es sich doch um ein Synonym handelt.

8 Im Buch gibt es keine Jahresangabe; diese folgt hier dem Katalog der Deutschen Nationalbibliothek.

9 Im »Dritten Reich« war der Verlag Repressalien im Zuge der Verfolgung von sogenannter »Schundliteratur« ausgesetzt – u.a. aufgrund einer zu positiven Darstellung des Kriegsgegners, insbesondere wohl in den Detektiv- und Westernromanen mit nordamerikanischen Helden (vgl. Schmuck 2015: 89).

stammt ihr Vater,¹⁰ und dort besitzt er Waldungen, aus deren Holz – ausschließlich – sich mit Hilfe chemischer Prozesse »Larissa-Seide« gewinnen lässt, die den Erfolg der Firma ausmacht. Nun sind diese Waldungen in Gefahr durch Maryanns Stiefbruder José, einen »Kreolen«, der Böses im Schilde führt. Unverhoffte Unterstützung finden Maryann und Emerich auf ihrer Reise durch den amerikanischen Polizisten Harry Bancroft, der ihnen in ständig wechselnden Verkleidungen bei steht, und den Berliner Musiker Fundevogel. Bancroft ist, so stellt es sich heraus, von der amerikanischen Regierung auf José angesetzt, der im Verdacht steht, die USA mit Falschgeld zu überschwemmen. Und tatsächlich stößt die Gesellschaft in »Mazedonien« auf die Arbeitsstätte der Falschmünzer in einer Burg in den Bergen und legt der Bande dort das Handwerk.

»Mazedonien« ist in diesem phantastisch ausfabulierten Roman der Inbegriff der Ferne. Die »dicke Wildnis Mazedoniens« (Felix 1935: 131), in deren »mazedonischen Schluchten das Christentum noch etwas locker saß« und in deren »Wäl dern die alten Götter der Urslaven, der Cernobog vor allem, der böse Smargl und Daschbog« noch lebten – so »sehr man auch in der orthodoxen Kirche zu Christus betete, ganz beleidigen wollte man hier im Urwalde die alten Götter doch nicht« – ist eine andere Welt. (Felix 1935: 134) Zugleich bedeutet es für Emerich jedoch in gewisser Weise Heimkehr und Selbstfindung, auch in familiärer Hinsicht: Hier findet er seine Halbschwester Prekra, von der er bisher nichts wusste, und das Grab seiner verschollenen Mutter.¹¹ Und er findet die Liebe zu Maryann, die von dieser erwidert wird. Am Ende des Romans ist er gemeinsam mit Maryann zurück

¹⁰ »Wer mein Vater ist, weiß die ganze Welt, nicht aber, wer er war. Er war ein kleiner mazedonischer Rosenzüchter und hieß Nestomic, in seiner Heimat ließ er sich in einen der vielen Bandenkämpfe ein, mußte flüchten, kam nach Amerika und errichtete in Philadelphia eine Seidenfabrik. Dies war alles lange vor meiner Geburt, damals heiratete mein Vater eine Kreolin, deren Sohn José ist. Bald nachher starb sie. Kurz darauf verwandelte mein Vater seine Fabrik in eine große Aktien-Gesellschaft, vertrustete die damals in die Mode gekommene Kunstseide und wurde bald einer der reichsten und mächtigsten Männer Amerikas. Er heiratete eine deutsche Baronin, die sich in Philadelphia als Sprachlehrerin fortbrachte und dieser Ehe entstamme ich. Mich ließ er Chemie studieren, ich erfand die Larissaseide aus Rosenholz und einer chemischen Substanz, die mein Geheimnis ist.« (Felix 1935: 41)

¹¹ Emerichs Begegnung mit Prekra trägt allerdings zunächst märchenhafte Züge, die zugleich eine gewisse Erotik in die Erzählung bringen: Als er sie zum ersten Mal mitten im Wald sieht, badet sie nackt in einem See, und er glaubt eine wahrhaftige Waldnymphe vor sich zu sehen. Zwischen ihm und »diesem schönen Naturkinde« (Felix 1935: 129) entwickelt sich rasch eine von wechselseitigem Begehr und zugleich innerer Verbundenheit geprägte Beziehung, die in der Szene, als Emerich in Prekrasas Schlafzimmer darauf kommt, dass sie Geschwister sind, ange deutet inzestuöse Züge annimmt: »Ein Schrei entrang sich seiner Brust, er strich Prekra über ihr Haar, küßte sie auf den Mund, was sie willenlos hinnahm und schloß sie in seine Arme. Dann sagte er mit zärtlicher Stimme: »Schwester!«« (Felix 1935: 150) Direkt im Anschluss geht das Haus in Flammen auf, was an dieser Stelle wohl auch metaphorisch zu verstehen ist.

in Berlin, verlobt und Chef des Warenhauses, in dem er einst ein kleiner Angestellter war und das in der Zwischenzeit von Maryanns Vater gekauft worden ist. Und er hat, so lässt sich mit Victor Turner (2000) sagen, die drei Phasen einer Initiation durchlaufen: die Phase der Krise nach dem Verlust des Arbeitsplatzes, die Phase der Liminalität, in der er sich »seltsam verwandelt« (Felix 1935: 54) fühlt, in der Maske des Amerikaners Francis Crooke, und zuletzt die Phase nach erfolgter Initiation, in der er sich in seine neue Rolle als Partner Maryann Reverstones und wohlhabender Mann findet. Bis dahin aber durchmisst er gemeinsam mit Maryann, ihren Gefährten und auch ihren Widersachern den imaginären Raum des Romans, im Zug, auf dem Schiff (und – im Falle der Kriminellen – per Luftschiff), im Autobus, zu Pferd und zu Fuß. Österreich, Italien und Kroatien sind Stationen, an denen die Erzählerstimme Marker setzt, um die Handlung in einer örtlichen und zeitlichen ›Realität‹ zu situieren. Da wird aus dem Bädeker zitiert, es wird Schlachten des Ersten Weltkriegs gedacht (von denen allerdings das »American Girl« Maryann nichts versteht; Felix 1935: 96), da flattert in Pola [heute Pula, Kroatien] die »siegreiche Fahne des heutigen Italien« und kündet von »Mussolinis Gegenwart« (Felix 1935: 69). Doch ab Cetinje in Montenegro bleibt dieser Raum seltsam unbestimmt. Hier ist man bereits »im Orient, Harun al Raschid« (Felix 1935: 78). Die Straßen sind bevölkert von »überaus malerischen Gestalten« (Felix 1935: 94) in exotischer Kleidung, jedem Mann steckt »eine etwas bedrohliche Waffe im Gürtel« – »Pistolen und Handbeile« –, und überall scheint »orientalische Räuberromantik zu lauern« (Felix 1935: 94). Zwischen Cetinje und »Mazedonien« gibt es keine Straße, »nur Gebirgskämme« (Felix 1935: 89) und »undurchdringliche[n], fast unwegsame[n] Wald« (Felix 1935: 110). Nicht einmal Gehöfte gibt es in dieser Gegend, erst »knapp vor Prizren ist eine Hütte« (Felix 1935: 111). Dabei handelt es sich um ein »etwas verfallenes Blockhaus«, dessen Besitzer ein »uralter Serbe« ist – der Vater von Emerichs Halbschwester Prekrasa –, dessen »buschiger weißer Schnurrbart fast bis zum Gürtel hing« und der vor dem Krieg »österreichischer Waldhüter, Regierungsbeamter« war (Felix 1935: 124-125).¹² Wie sich herausstellt, gehören die Wälder, die er immer noch hütet, nun Maryanns Vater und werden von einem gewissen Schimun verwaltet, der »drüben in Mazedonien, im alten Reich« (Felix 1935: 125) lebt, ein »Abkömmling der Gospodaren von Bitolj« (Felix 1935: 208) ist und in der Erzählung noch eine prägnante Rolle als Bösewicht spielen wird.

¹² Geschichtliche Tatsachen spielen in *Maryann erlebt Mazedonien* nur eine untergeordnete Rolle. Die Gegend um Prizren gehörte jedenfalls nie zum Habsburgerreich. Der Sandschak von Novi Pazar, in dem nach dem Berliner Kongress 1878 zeitweise österreichische Truppen stationiert waren (während die Verwaltung dieses Gebiets weiterhin dem Osmanischen Reich oblag), lag zwar immerhin in relativer Nähe. Doch die österreichischen Soldaten wurden bereits nach der Annexion Bosniens und Herzegowinas 1908 abgezogen.

Die Grenze zu »Mazedonien« ist diffus. Mal heißt es bereits in der Schilderung des Geschehens in der Hütte des Waldhüters »hier in diesen mazedonischen Schluchten« (Felix 1935: 13) oder auch »diese mazedonischen Abenteuer« (Felix 1935: 146), dann wieder muss von Prizren aus erst der »Schar Dagh« überquert werden, um nach »Mazedonien« bzw. an die »rumelische[] Grenze« (Felix 1935: 165) zu gelangen. Für die Erzählung ist das aber auch gleich. »Mazedonien« steht hier nur für die Ferne an sich, ein liminales Gebiet, in dem andere Gesetze gelten, nicht die des Ordnungsstaates, denn »diese Gospodaren, Starosten, Vojvoden, diese Komitadschi, diese wahren Mächte im Lande halten zusammen« (Felix 1935: 173), so dass Kriminelle ungestört agieren und Romanhelden wirkliche Bewährungsproben bestehen können. In den »schauerlichen Abgründen« des Šar-Gebirges

»hörte die europäische Kultur auf, hier ist keine Geschichte, keine Erinnerung mehr, nichts, an das der menschliche Geist anknüpfen könnte, hier ist nur Fels und Schlucht und dunkles Gewässer, das nicht selten plötzlich aus dem Boden kommt, ein Stück unter der Sonne fließt und dann wieder in die finstere Erde versinkt, hier sind himmelhohe Zinnen, Grade, Hörner, die noch keines lebenden Menschen Fuß betreten hat, hier ist eine Unberührtheit, die einen zur Andacht aufrufen könnte, wenn man nicht glaubte, dies sei des Teufels Reich.« (Felix 1935: 186)

Die gefährlichen Schluchten dieses Gebirges, die »Angst und Entsetzen« (Felix 1935: 187) hervorrufen, bedeuten höchste Gefahr für jeden, der hineinstürzt: »Er hat folgende Möglichkeiten, er erstickt am Luftdruck, er zerschellt an den Felsen oder er ersäuft unten im Wasser ... kein Knochen bliebe in ihm ganz.« (Felix 1935: 187-188) So lassen sich Kämpfe zwischen Helden und Bösewichten umso eindrücklicher inszenieren. Demselben Zweck dienen wohl die Burgen, die laut *Maryann erlebt Mazedonien* im Šar-Gebirge zu finden sind und deren eine die Komplizen Schimun und José zur komfortabel ausgestatteten Falschmünzerwerkstatt und ›Räuberhöhle‹ ausgebaut haben. Gefahr und Rettung aus der Not, Kerker und Befreiung werden durch diese Elemente des Romans in der Tradition der Kolportageliteratur in Szene gesetzt. Letztlich dienen die Gefahren und Zumutungen des von den Protagonisten durchmessenen Raumes – Räuber und Verbrecher, unfähige oder selbst kriminelle Behörden, unwegsames Gelände und wilde Tiere (so ficht Emerich ähnlich wie Karl Mays Kara ben Nemsi einen Messerkampf mit einem mazedonischen Bären aus, vgl. Felix 1935: 234-236) – lediglich dazu, die Leistungen der ›Helden‹ zu überhöhen sowie das Lesepublikum zu unterhalten, zum Gruseln zu bringen und zu belustigen, so, wie sich das bereits für Mays Raumimaginationen in den drei Balkanromanen konstatieren lässt (vgl. Kapitel 2.2). Eine möglichst ›realitätsnahe‹ Schilderung des Landes ist zu diesem Zweck nicht vonnöten.

Dafür knüpft Felix an mehrere wohlbekannte Topoi des zeitgenössischen Mazedoniennarrativs an. Zum Teil werden diese nur knapp angedeutet, etwa wenn

»die alten Fehden zwischen den Bandenführern Bulgariens und Mazedoniens« (Felix 1935: 164) angeführt werden, um die Unsicherheit in der Region zu begründen, oder wenn kategorisch erklärt wird: »Diese südslawischen Städtchen ähneln einander wie ein faules Ei dem andern« (Felix 1935: 159). Derlei Anspielungen öffneten bei den zeitgenössischen Lesern aber sicherlich die intendierten Assoziationsräume. Auch das Schmutzstereotyp spielt eine Rolle. Es wird hinsichtlich des Ungeziefers auf die Spitze getrieben, denn es sind nicht mehr nur Läuse und Flöhe, die lästig fallen, sondern »die besonderen Landeskinder dieser Gegenden: Moskitos, Asseln, Skorpione« (Felix 1935: 178) hindern Emerich am Schlafen, ja in Skopje sogar Heerscharen von »Ratten, die fast großen Hunden glichen« (Felix 1935: 25). Was zählt, ist der Effekt.

In allen drei analysierten Romanen wird Mazedonien als liminaler Raum inszeniert, der eng mit Schwellenzuständen der jeweiligen Hauptfiguren korrespondiert. Er steht für die Ferne an sich, in der Fremdheitserfahrungen und eine südlische, als ›orientalisch‹ empfundene Natur Statusumkehrungen begünstigen oder auch eine Bewährungsprobe für den ›Helden‹ darstellen. Der Heroismusdiskurs anderer Mazedonien-Romane der Zwischenkriegszeit ist hier aber nur noch als Echo vorhanden – ironisiert oder als Klischee, das beiläufig aufgerufen wird. Der Raubtierblick der mazedonischen Freiheitskämpfer, der von Aram (1914, 1926) prägnant in Szene gesetzt wurde, ist bei Kühl von Kalckstein, wie oben gezeigt, nur noch operettenhafte Attitüde. Bei Felix hingegen ist es der Vorgesetzte im Berliner Warenhaus, dessen Augen funkeln »wie die eines Tigers, der seine Beute beschleicht« (Felix 1935: 5).

7.2 Wildes Grenzland für harte Männer

Auch in den Romanen *Straßen, Tramps und Liebe* und *Öl bei Radovišta* von Heinz Rettnerbach [d. i. Heinz Braunschweig], erschienen 1940 und 1942 im Berliner West-Ost-Verlag Werner Jöhren, erscheint Mazedonien als liminaler Raum. Die Region befindet sich an der Schwelle zwischen einem traditionellen ›Orient‹ und moderner, westlich geprägter Kultur; sie ist von kultureller Hybridität geprägt. Zudem sind die Gegenden, in denen sich die Handlung vor allem abspielt, explizites Grenzland, das als umkämpft und gefahrvoll inszeniert wird:

»Nach Ablauf dieser zwei Stunden befinden wir uns inmitten der Felsenberge des öden und unbewohnten Grenzgebietes, wo im Umkreis von fünfzig Kilometern – abgesehen von kleinen Ortschaften – keine größere Stadt liegt. Es ist ein gefährliches Gebiet, hier an der Grenze, wo oft das Echo eines Schusses donnernd von den zerrissenen Wänden tief eingeschnittener Schluchten rollt, was fast jedesmal bedeutet, daß wieder das Leben eines Menschen ausgelöscht wurde. Räuberban-

den machen hier die Gegend unsicher, überfallen die Reisenden und die Dörfer, manchmal auch die am Rande gelegenen kleinen Städte, um blitzschnell in den Schlupfwinkeln der Berge unterzutauchen, wenn Militär sich nähert. Wohlorganisierte Schmugglerbanden liefern sich regelrechte Feuergefechte mit Grenzern und Zollbeamten!« (Rettenbach 1942: 163)

Der Hauptprotagonist und Ich-Erzähler beider Romane, deren Plots chronologisch aneinander anschließen, ist eine dauerhaft liminale Existenz, ein »Tramp[] und Abenteurer[]« (Rettenbach 1940: 86), der sich als Matrose, Flößer, Hafenarbeiter und Vagabund durchschlägt und »nie eine Heimat finden« wird (Rettenbach 1940: 86).¹³ Damit entspricht er Jacobs Hauptfigur Joachim aus *Liebe in Üsküb* und – so Jacob – der »Nachkriegsjugend« an sich, die »den Ortswechsel um des Ortswechsels willen« (Jacob 1932: 75) pflege. Doch während Joachim sich bequem von einem eigenen Fahrer durch die Welt chauffieren lässt und die Frage, ob »dieses Nicht-verweilen-Wollen mit einem Nicht-verweilen-Können nicht vielleicht zusammenhing« (Jacob 1932: 75), lieber grundsätzlich vermeidet, setzt sich Rettenbachs Hauptfigur Heinz, der sich nach dem Verlust seiner Dokumente durch einen Diebstahl in einer polnischen Herberge und deren Ersatz »Stajko ben Ilker« nennt, durchaus mit dieser Frage auseinander. Für ihn ist es die »Wildheit meines Blutes« (Rettenbach 1940: 87), die ihn nirgendwo verweilen lässt, die Sehnsucht nach »Abenteuern« und wahrer »Romantik« (Rettenbach 1940: 87), die sich in einem harten Leben voller Entbehrungen äußere. Diese »Romantik« stelle eine Antithese zum »bürglerlichen Leben« (Rettenbach 1940: 87) dar, für das jemand wie er untauglich sei:

»Vor zwei Jahren bin ich von zu Hause ausgerückt. Ich wollte hinaus in die Welt. Abenteuer erleben und fremde Länder sehen. Ich habe gehungert und gefroren, gelästert und geflucht. Aber das Leben war schön – und ist schön. Ich könnte in keiner bürgerlichen Existenz leben. Wenn ich in einem Büro hocken müßte, so würde ich elend und unglücklich dahinsiechen, wie die Raubtiere in den Zoologischen Gärten, die immer von wilden Dschungeln und weiten Prärien träumen und dabei zugrunde gehen ...« (Rettenbach 1940: 104)

Heinz hat sich »gelobt, ein hartes Leben zu führen und am Ende meiner Tage einen harten Tod zu sterben« (Rettenbach 1940: 150). Auf seinem Weg durch Polen zu Beginn von *Straßen, Tramps und Liebe* erzählt er deutschstämmigen Bauern »von dem neuen Deutschland, das ich zuletzt vor einem halben Jahr gesehen hatte und das diese Leute nur aus den läugenhaften Berichten polnischer Zeitungen kannten« (Rettenbach 1940: 42), seine Schilderungen polnischer Juden in Krakau strotzen

¹³ Zu Entwürfen literarischen Vagabundentums im 20. Jahrhundert vgl. Brittnacher und Klaue (2008).

von diffamierenden antisemitischen Klischees (vgl. Rettenbach 1940: 45), und als Mitglied der Besatzung eines Flussschiffes kämpft er in Bratislava gegen »tschechische Soldateska« (Rettenbach 1940: 131), bis die Radionachrichten vermelden: »... Deutsches Militär zieht über die Donaubrücke in Preßburg ein. Die Bevölkerung verhält sich mustergültig. Die Slowaken jubeln den deutschen Befreieren zu ...« (Rettenbach 1940: 132) Der Roman scheint also nationalsozialistischer Ideologie zu entsprechen. Doch in seiner ausgesprochen individualistischen Haltung, der Beschwörung von »Nächte[n] voller Romantik und Sehnsüchte, wenn die Balalaikas zirpen und dir tief ins Herz reißen« (Rettenbach 1940: 107) und von »schwarze[n] Kothen, aus deren Spitzen weißer Rauch schwelte« (Rettenbach 1940: 258) sowie in seiner Begeisterung für russische Kultur (vgl. etwa Rettenbach 1940: 85-86, 259) lässt sich vielmehr der Einfluss der bündischen Jugendbewegung erkennen, verkörpert durch reine Jungengruppen wie die d.j. 1.11 von Eberhard Koebel (tusk) mit ihrer »Schwärmerei für fremde Kulturen, zumal der russischen [sic!]« (Krabbe 2010: 109) oder auch den Nerothener Wandervogel, die beide in Opposition zur gleichgeschalteten Jugendkultur des ›Dritten Reichs‹ standen:

»Die größte Bedrohung der nationalsozialistischen Jugendarbeit ging nach Ansicht der NS-Behörden von den ›bündischen Umtrieben‹ aus, obwohl die Bünde der bürgerlichen Jugend ebenfalls dezidierte Gegner der parlamentarischen Demokratie waren, völkisch-elitär und national eingestellt waren und das Kriegsgeschehen unter dem Aspekt des Heldentums sahen, war es ihr auf Individualität zielernder, nonkonformistischer Lebensstil, der sie zu einer abweichenden, wenn nicht sogar oppositionellen Einstellung prädestinierte.« (Krabbe 2010: 108)

Die »Tramps« und »Abenteurer« Rettenbachs entsprechen männerbündischen Idealen, wie sie in der Jugendbewegung verbreitet waren (vgl. hierzu auch Kapitel 6). Sie sind eine verschworene maskuline Gemeinschaft von »harten, verwegenen Kerlen, die sich nicht um Tod und Teufel scheren. Von Abenteurern, die ihr Leben mit mir hundertfach in die Schanze geworfen haben. [...] von Männern, wie ich sie liebe und wie ich auch einer sein will!« (Rettenbach 1940: 43) Frauen spielen lediglich eine Rolle als temporäre Geliebte, Freudenmädchen in Hafenschenken oder auch im Sehnsuchtsbild der Mutter, zu der Rettenbachs Ich-Erzähler am Ende von *Straßen, Tramps und Liebe* zurückkehren will. Der anschließende Roman *Öl bei Radovišta* zeigt jedoch, dass die Rückkehr nicht stattgefunden hat, sondern Heinz alias Stajko weiterhin ruhelos das Abenteuer sucht.

Als er sich in *Straßen, Tramps und Liebe* in die Siebenbürgerin Katherina Samernowska verliebt, kann diese Liebe erst ausgelebt werden, als »Kathi« Männerkleidung anzieht und sich so gemeinsam mit dem Ich-Erzähler auf den abenteuerlichen Weg Richtung »Mazedonien« macht. Dort scheint er gemeinsam mit seiner Gefährtin seinen Frieden zu finden, doch schon bald kommt es – ausgelöst durch Kathis Frausein – zur Katastrophe. In einer von rauen Männern besuchten Knei-

pe wird sie von einem Holzfäller, dessen Avancen sie und Heinz abgewehrt haben, ermordet.

»Mazedonien« war bereits früher in einem Gespräch mehrerer Tramps auf einem Güterzug im Westen Jugoslawiens eingeführt und zu einer Art Sehnsuchtsziel wahrer »Abenteurer« stilisiert worden:

»›Kennst du Mazedonien, Stajko?‹ Ich schüttelte den Kopf. ›Du kennst dieses gesegnete Land nicht!‹ fuhr Alim auf. ›Stajko, ich sage dir, es ist das Stückchen Erde, um darin zu leben. Das Land ist dort so fett, daß wir uns nicht die Schuhe zu putzen brauchen. Wir stellen sie nachts nur in eine Pfütze und morgens haben sie eine fingerdicke Fettschicht. Wenn dort ein Bär nur drei Zoll Speck auf dem Rücken hat, so sagen die Leute, daß er mager ist. Ich bitte dich, wo findet man denn hier auf dem Balkan so etwas? [...] Zigaretten,‹ prahlte Alim weiter. ›Mensch, was gibt es in Mazedonien für Zigaretten! Hundert Stück sind billiger, als eine Schachtel Streichhölzer. Und wenn irgendwo viel geraucht wird, so ballt sich der Rauch in der Luft zu großen Klumpen und fällt auf die Erde zurück, dabei klatscht es immer ordentlich. Und die Sonne! Ich sage euch, ein Ei kocht in zwei Minuten, wenn man es bloß in den Schatten legt. Sie brennt so heiß, wie die Liebe in den Herzen der Frauen.‹ Er schmunzelte.« (Rettenbach 1940: 168-169)

Immer weiter steigert sich Alim in seine Schilderung dieses wundersamen Landes hinein und belustigt damit seine Reisegenossen:

»›Also nach Mazedonien!‹ meinte Karel versonnen. ›Du wirst vor Staunen den Mund aufreißen, daß die Ohren darin verschwinden, wenn du das Land erst kennen lernst, Stajko.‹ Und ob! Alim kam wieder in Fahrt. ›Du kannst zum Beispiel nicht zehn Minuten spazieren gehen, ohne wenigstens drei Patronengurte umgeschnallt zu haben. Es wird dort soviel geschossen, daß es sich gar nicht lohnt, den Revolver einzustecken, am besten ist, man behält ihn immer in der Hand. [...] Oh, ich sage euch, es waren tolle Zeiten damals! In jeder dunklen Ecke lagen immer mindestens drei Leichen. Alle mit einem kleinen Loch in der Stirn und abgeschnittenen Köpfen.‹ [...] ›Warum waren ihnen denn die Köpfe abgeschnitten?‹ ›Warum? Da fragst du noch, Stajko? Er zündete sich umständlich eine Zigarette an, um sich die Antwort genau überlegen zu können. ›Die steckten wir auf Pfähle, um mit ihrem Gestank die Stechmücken zu verscheuchen. Uebrigens die Stechmücken! Die gibt es dort in solchen Schwärmen, daß, wenn man mit dem Messer nur einmal durch die Luft haut, es ganz blutig ist.‹« (Rettenbach 1940: 173)

Die Zuschreibungen Alims sind so groteske Übertreibungen, dass sie letztlich nichts über »Mazedonien« aussagen. Allerdings setzen sie einen gewissen Grundton für das spätere, dort spielende Romangeschehen. Auch dann noch bleibt das Land freilich merkwürdig unbestimmt. Die Landschaft, wo »die auf dem Witosch entspringende Struma von Norden kommend, sich ihren Weg am Rande des

Perim Dagh entlang bahnt« (Rettenbach 1940: 231) und wo Heinz und Kathi sich ein Blockhaus bauen, könnte mit Wald und See auch irgendwo in Nordeuropa oder Nordamerika liegen. Dass es ein Blockhaus ist, das die beiden errichten, und zwar samt »Fenz für die Pferde« und »Kanu« (Rettenbach 1940: 232), verweist ebenso auf Nordamerika, und tatsächlich ist dann auch noch der Whisky ausschenkende Besitzer der »windschiefen Bretterbude« (Rettenbach 1940: 233) im nächsten Dorf, die Laden und Kneipe zugleich darstellt und wo ein Spielautomat Foxtrott erklingen lässt, ein »verkommener Amerikaner« (Rettenbach 1940: 238) namens Henry. Die schwer bewaffneten Holzfäller, die sich dort versammeln, haben nichts spezifisch ›Mazedonisches‹ oder auch nur ›Orientalisches‹ an sich. Verweise auf zeittypische Mazedoniendarstellungen sind lediglich die Bemerkung, dass Kathi in der Kneipe besonders auffalle, weil die dort verkehrenden Männer kaum jemals »überhaupt eine Frau außer ein paar verschleierten Türkinnen« (Rettenbach 1940: 237) zu sehen bekämen, und eventuell der Verweis auf das »schmutzige« (Rettenbach 1940: 244) Dorf.

Die Landschaftsschilderungen dienen hier ausschließlich der Dramaturgie der Handlung. Wollen sich Heinz und Kathi niederlassen und scheinen sie ihren Frieden gefunden haben, ist die Gegend geradezu idyllisch. Doch kaum ist Kathi ermordet worden und Heinz macht sich an die Verfolgung des Täters, eines schurkischen »Armeniers« namens Abu el Nowassa, wird die Landschaft dramatisch und unheilschwanger:

»Dann bog ich nach rechts in die Teufelsschlucht ab. Das Pferd war frisch ausgeruht und gab sein Aeußerstes her. Es flog in wildem Galopp durch die enge Schlucht, manchmal so nahe an Felszacken vorbei, daß ich mich zur Seite legen mußte, um nicht heruntergerissen zu werden. Felssteine und Geröll lagen auf dem Boden verstreut, und ich mußte scharf acht geben, denn wenn wir in diesem Tempo stürzten, so gab niemand mehr einen Bani für unsere Hälse ... Die Sonne stieg höher und brannte heiß auf das zerklüftete Felssmassiv, das die Hitze gierig aufsaugte, um sie dann wieder von sich zu geben. Kein kühler Luftzug regte sich, die Luft stand sengend in der schmalen Schlucht und flimmerte über den Felsen. Das Echo der schnellen Hufschläge kam als dumpfes Rollen zurück. Manchmal löste sich auch ein Stein, [sic!] von der mit Rissen durchzogenen Felswand und fiel polternd vor uns auf den Boden.« (Rettenbach 1940: 244)

Hat er den Flüchtenden beinahe eingeholt, machen die Felsen einer »dürftigen Steppe mit schwachem Baumbestand Platz« (Rettenbach 1940: 247), so dass die beiden einander schon von fern sehen und der Armenier entkommen kann. Überwältigt dieser seinen Verfolger und gräbt ihn so ein, dass nur der Kopf noch aus dem Boden hervorschaut, um ihn einem langsamen und qualvollen Tod zu überantworten, befindet man sich wieder in einer Schlucht – allerdings mit Sandboden, damit das Eingraben gelingen kann –, über der die Geier kreisen und in die heiße

Sonne strahlt: »Die Luft flimmerte über dem Sandboden und die blendende Helle stach grell in die Augen.« (Rettenbach 1940: 252) Beim letztendlichen Showdown nach der Rettung durch Henry bringt Heinz den flüchtigen Mörder an einem Flussufer zur Strecke, wo der weiche Boden das Geräusch der Hufe dämpft, so dass er unerkannt nahe genug herankommen kann.

Damit entspricht Rettenbach den Landschaftsschilderungen Karl Mays, die ebenfalls der Dramaturgie der Handlung folgen, und zwar auch in *Öl bei Radovišta*. Doch während May den Höhepunkt der Auseinandersetzung mit dem Schut in das Šar-Gebirge an der Grenze zu Albanien verlegt und dort die urwaldartige Gebirgslandschaft besonders bedrohlich ausgestaltet (vgl. Kapitel 2.2), ist es bei Rettenbach die Gegend um Radovišta [heute Radoviš in der Republik Mazedonien], die diese Funktion erfüllt. Ihre Schilderung gleicht der Mays in auffälliger Weise:

»Felsbrocken, Steine und Geröll liegen in dem nur knapp vier Meter breiten Hohlweg, wir müssen haarscharf Obacht geben und kommen nur langsam vorwärts. Zu beiden Seiten steigen die Felswände steil hoch, hängen oft weit über den Weg, so daß sie oben fast zusammenstoßen. In Rissen und an Vorsprüngen haben riesige Tannen Wurzel geschlagen. Sie bieten ein wildes und doch schönes Bild mit ihren langen dünnen Ästen und den grotesk verkrüppelten Stämmen, die sich unter seltsamen Verrenkungen der Sonne entgegenbiegen. Und ganz hoch oben, auf der zerklüfteten Zinne dieser Felswand, liegt der dunkle Wald wie eine nur spannhohe, lange und schwarze Leiste. Nun gehen die Felsen breit auseinander, und vor uns sehen wir flache Höhen, mit Tannen und Fichten bewachsen. Aber hinter diesen ragen steile Berggipfel und schroffe Felsmassen empor, – dunkel, finster und irgendwie drohend. Wir reiten in den schweigenden Wald ein, der von Minute zu Minute dichter und wilder wird. Noch ist keine Stunde vergangen, da umgibt uns ein regelrechter Urwald! Schon oft sah ich Urwälder, doch keiner hat irgendeine Ähnlichkeit mit diesem Urwald des Vardarska Banovina, in dem die Bäume stumm und schweigend nebeneinander stehen und in ihrer gigantischen Größe und Unnahbarkeit irgend etwas Drohendes ausstoßen.« (Rettenbach 1942: 146-147)

In dieser Landschaft wird Bert Eilemann, der dem Ich-Erzähler Stajko (Heinz nennt er sich in diesem Roman nicht mehr) zu einem Freund geworden ist, von dem »alten Pfadfinder« Francisko Banilla (Rettenbach 1942: 11) – trotz seines Namens wieder ein Armenier – aufgrund einer allerdings auf Irrtum beruhenden Blutrache brutal ermordet. Banilla hatte Eilemann mit der Behauptung, in Mazedonien eine Erdölquelle gefunden zu haben, an diesen Ort gelockt, und Eilemann hatte Stajko und seinen Freund Victor an der kroatischen Adriaküste als Begleiter angeworben.

Anders als in *Straßen, Tramps und Liebe* bemüht sich Rettenbach in *Öl bei Radovišta* allerdings durchaus, die Handlung durch ihre Verortung in einem auch als

»Süd-Serben« oder »Vardarska Banovina« bezeichneten Mazedonien ›authentisch‹ und ›realistisch‹ erscheinen zu lassen. Diesem Zweck dient vor allem die ausführliche Schilderung des Aufenthalts in »Üsküb«, dem heutigen Skopje, die keinerlei Funktion für die eigentliche Handlung erfüllt. Sie ist vielmehr ein Einschub von lediglich ausschmückendem Charakter. Zudem sind die Ausführungen bis in Details nahezu wortwörtlich aus Ellen Fechners *Auf zeitlosen Straßen zu zweit* von 1939 (zu Fechner vgl. auch Kapitel 8) übernommen, allerdings noch stärker (ab-)wertend (vgl. Rettenbach 1942: 103–130, Fechner 1939: 82–87, 100–107, 124–128).

Trotz dieser eindeutigen intertextuellen Bezüge zu Fechner (1939) ist die Anlehnung an Karl Mays Balkanromane noch stärker ausgeprägt. Neben den erwähnten Parallelen in der dramaturgischen Gestaltung der Landschaftsschilderungen lässt sie sich beispielsweise im Umgang mit einheimischen Polizisten erkennen, die als unfähig erkannt, übertölpelt und gezüchtigt werden (wobei Victor mit der Peitsche die Rolle Hadschi Halef Omars übernimmt; vgl. Rettenbach 1942: 206). Verschaffte sich Kara ben Nemsi bei May mittels eines Schreibens des Sultans Respekt, reicht Stajko sein Seemannspass, den die Polizisten ohnehin nicht lesen können, um sich als Staatsbeamter auszugeben (Rettenbach 1942: 212). Der Kampf mit dem Bären (vgl. Rettenbach 1942: 224–233) ist eng an May angelehnt, ebenso die Schilderung des »Arnauten« – »groß, wuchtig und kühn; ein echter Sohn seines Volkes« (Rettenbach 1942: 243) – mit seinem eigenwilligen Verständnis von Schmutz und Sauberkeit. Als Stajko die ihm geschenkte verschmutzte Decke wäscht, wundert er sich, was dem Ich-Erzähler Gelegenheit zu einem längeren Exkurs gibt, der so auch bei May stehen könnte, nur dass hier statt des ›Orients‹ an sich der ›orientalische Balkan‹ zur Debatte steht und »Zigeunerweiber« als besonders unhygienisch inszeniert werden:

»Bunt und vielfältig sind die Erlebnisse und Abenteuer, die einem bei einer Fahrt durch die orientalischen Balkanländer begegnen. Es gibt große, lebensgefährliche, und dann die kleinen, die einem tagtäglich bei jedem Schritt begegnen. Das ist der Kampf gegen Läuse, Wanzen und sonstiges Ungeziefer und gegen den jeder Beschreibung spöttenden Dreck. Ein Westeuropäer kann sich kaum vorstellen, daß es noch Menschen gibt, die Waschen als eine gesundheitsschädigende Handlung betrachten und auf dem Standpunkt stehen: Warum? Man wird ja doch wieder schmutzig, also ist es ganz überflüssig, und im Winter wärmt so ein bißchen Dreck ganz schön! Die Zigeunerweiber sind darin am schlimmsten. [...] Sie treiben einen wahren Schmutzkult, entkleiden sich auch beim Schlafen nicht und tragen ihre Sachen jahrelang, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fallen und es sich nicht mehr umgehen lässt, sie durch neue zu ersetzen. Vom Wasser hat man ihnen schon von Kindheit an gelehrt, daß es nur zum Kochen da ist, und sie vermeiden eine Berührung mit ihm grundsätzlich.« (Rettenbach 1942: 239–240)

In einem unterscheidet sich Rettenbachs Ich-Erzähler Stajko allerdings grundsätzlich von Mays Ich-Erzähler Kara ben Nemsi und auch von den deutschen Hauptfiguren Kiss' und Matthießens. Er lehnt die angeblich landesübliche Sitte der »Blutrache« nicht als inhuman ab, sondern er nimmt sie an, so wie er Humanität überhaupt eher als Verweichung aufzufassen scheint. Das harte Leben eines »Tramps« hat auch ihn hart gemacht: »Hunger und Durst haben uralte Instinkte in uns geweckt. Die Maske liebenswürdigen Nichtssagens des Kulturmenschen, zu denen [sic!] wir uns eigentlich schon lange nicht mehr rechnen, ist abgefallen. Im Gesicht liegt ein Zug von tierischer Brutalität. Er spiegelt die wahren Gedanken und die echten Gefühle.« (Rettenbach 1940: 156) Und so führt er selbst kaltblütig die Blutrache an den Mördern seiner Geliebten und seines Freundes aus; im Falle des »alten Pfadfinders« wird sogar angedeutet, dass er ihn zunächst noch foltert (vgl. Rettenbach 1942: 264). Die auch moralische Überlegenheit des deutschen Helden, wie sie bei May sowie Kiss und Matthießen noch potenziert wird, ist hier in dieser Form nicht mehr vorhanden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nimmt Leo Jankowski das Motiv des deutschen Abenteurers in Mazedonien – diesmal im griechischen Teil – noch einmal auf, als er 1953 im Hegereiter Verlag *Germanos. Im Dickicht der Chalkidike. Abenteuer in Mazedonien* veröffentlicht. Im Zentrum steht auch hier eine zunächst liminale Existenz. Andres Barkhaus war im Zweiten Weltkrieg als Soldat in Griechenland eingesetzt. Auf dem Rückzug soll er eine Straße sprengen, deaktiviert die Sprengladung aber im letzten Moment, als unerwartet Frauen und Kinder auftauchen, und gerät in Gefangenschaft. Eines der Mädchen, denen er das Leben gerettet hat, setzt sich für ihn ein, und er bleibt fortan in Griechenland und schlägt sich als »Stauer« und »Vagabund« (Jankowski 1953: 229, 230) durch. Später repariert er ein altes Segelboot und übernimmt damit Botendienste und Versorgungsfahrten u.a. für die Mönche auf dem Berg Athos. Nebenbei schreibt er ein auf seinen Erlebnissen basierendes Buch und schickt es mit einem befreundeten Matrosen nach Hamburg an einen Verlag, allerdings ohne Adressangabe und nur mit seinem griechischen Spitznamen »Germanos«, der Deutsche, als Autorennamen. Das Buch erscheint, wird ein großer Erfolg, und die Handlung des Romans setzt ein, als sich eine Schweizer Reporterin namens Marija Goluba auf den Weg nach ›Mazedonien‹ macht, um den mysteriösen »Germanos« zu finden und seine Geschichte zu vermarkten. Nach einigen Schwierigkeiten findet sie ihn eher zufällig am Berg Athos (dort erzählt er in Rückblicken seine Geschichte), zeigt ihm sein Buch, von dessen Erscheinen er bisher nichts wusste, und schließt sich ihm an, um einige Tage in dem Dorf, in dem er jetzt lebt, mit ihm zu verbringen.

Das »Mazedonien«, das Jankowski in seinem überwiegend in Nullfokalisierung verfassten Roman zeichnet, ähnelt in mancherlei Hinsicht der Mehrzahl bisheriger Mazedoniendarstellungen. Es ist ein Schwellenraum an den Grenzen Europas, am Übergang von einer rural geprägten, archaischen Lebensweise hin zur ›europäi-

schen Moderne, und eine für die deutschen und Schweizer Protagonisten fremdartige Welt, in der Rituale wie der »Regenbittanz« zur »Dudulemaika«, der »Regenmutter« (Jankowski 1953: 27-28), zur Alteritätserfahrung beitragen. Auch die Landschaft bildet einen starken Kontrast zum Vertrauten:

»Die Goluba hatte ihre Kindheit auf dem Lande zugebracht. Sie bewahrte eine Erinnerung auf an saftige Wiesen, Bäume mit Äpfeln, Pflaumen und Kirschen, eine Rotte behäbiger Häuser. Dazwischen liefen Schweine und Hühner, Gänse und Enten watschelten geruhsam. Die Wiesen waren frisch. Ein Fluß war da, der Fische gab. [...] Hier sah Marija Goluba eine graue, löchrige Straße, die zog sich durch ein Land, das war nichts als harter gelber Lehm. Der Fordwagen fuhr über eine Betonbrücke. Das Flußbett darunter war trocken, angefüllt mit abgeschliffenen Steinen. An den Ufern dursteten ein paar Büsche mit grau bepuderten Blättern. ›Wächst hier überhaupt etwas?‹ Doch, erwiderte der Professor, ›Tabak, Wein, Baumwolle.‹ Aber die Felder waren grau und ohne Saft und erfrischten nicht das Auge.« (Jankowski 1953: 26-27)

Diese fremde Welt wirkt aber auch »reizvoll und abenteuerlich«, sie lädt dazu ein, »über die Stränge zu schlagen, etwas Außerplanmäßiges zu tun« (Jankowski 1953: 22). Als Marija Goluba in einer erotisch aufgeladenen Szene auf Germanos' Segelboot ein sexuelles Techtelmechtel mit ihm eingeht, stellt sie fest: »Ich glaube, die Luft hier macht einen anders, hemmungslos, trunken.« (Jankowski 1953: 131) Von erotischer Spannung geprägt ist auch die Inszenierung eines – rein männlichen – Tanzes in Germanos' Dorf, der die Zuschauerinnen aufwühlt: »›Findest du auch die Musik so schrecklich?‹ fragte Barkhaus die Goluba. Sie schüttelte den Kopf, gebannt von dem wilden Ausbruch der Leidenschaft, der im Lied und im Tanz tobte. An der Küchentür drängten die Frauen. Der Tanz hatte ein fremdes Feuer in ihren Augen angefacht.« (Jankowski 1953: 198) Es sind orientalistische Zuschreibungen, wie sie aus dem Mazedoniendiskurs des frühen 20. Jahrhunderts bekannt sind. Auch das Schmutzstereotyp wird abgerufen, allerdings hauptsächlich auf den Berg Athos bezogen, wo der »Küchen- und Kellermeister Pater Serafimo« als eine nicht sehr vorteilhafte Erscheinung inszeniert wird: »Seine Kleider waren fleckig, die Hosen ausgefranst. Der Überwurf sah vom Alter eher grün als schwarz aus. Er brach das Brot mit schmutzigen Händen und sprach dem Essen fleißig zu.« (Jankowski 1953: 116) Ungeziefer gibt es dort auch, wie ein Schweizer Übernachtungsgast feststellen muss, als er »zweiunddreißig Flöhe« knackt und dabei sicher ist, »nur den geringsten Teil der Einwohner seines Bettes erwischt zu haben« (Jankowski 1953: 119). In dem Dorf hingegen, in dem Germanos lebt, spielt der Schmutz nur insofern eine Rolle, als er als abwesend hervorgehoben wird. So wird etwa ein Hof explizit als »sauber gekehrt« (Jankowski 1953: 134) geschildert. Die Frage nach Schmutz oder Reinheit wird freilich auch genutzt, um das angenommene Verhält-

nis zwischen dem ›Deutschen‹ und dem ›Einheimischen‹ zu illustrieren. So ist der Dampfer »Macedonia«, auf dem Marija Goluba zum Berg Athos fährt,

»gut instand und sauberer, als gewöhnlich die Frachtkutter an den griechischen Küsten. Sie hatte sogar einen Kreiselkompaß über dem Steuerrad, und an der Wand der Steuerhütte war eine Seekarte mit Reißzwecken angesteckt. Die ›Macedonia‹ war von der deutschen Besatzung beschlagnahmt gewesen. Poulos hatte sie unter einem deutschen Obermaat als Versorgungsschiff geführt. Kreiselkompaß und Schiffskarten waren aus jener Zeit in der Steuerkabine zurückgeblieben.« (Jankowski 1953: 54)

Auch in Bildung und Unbildung spiegelt sich dieses Verhältnis wider. Der weltläufige Professor, der Marija Goluba zunächst bei ihrer Suche nach Germanos hilft, hat in Wien studiert (Jankowski 1953: 24), und Corra, das Mädchen, das Germanos nach seiner Gefangennahme beigestanden hatte und nun gerade, als Marija Goluba in seinem Wohnort weilt, dort als Lehrerin anfängt, hat nach eigener Aussage die »Deutsche Akademie in Saloniki besucht, bis sie 1944 geschlossen wurde. Es war eine der wenigen höheren Bildungsanstalten in unserem Lande« (Jankowski 1953: 148). Dass der Deutsche Germanos Bücher schreibt, ist den einfachen Einheimischen, mit denen er zusammen ist, unbegreiflich, sie halten ihn für »närrisch« (Jankowski 1953: 37). Die seit Karl May gerne inszenierte Überlegenheit des deutschen Helden der in Mazedonien spielenden Abenteuerromane scheint sich auch in *Germanos* wiederzufinden, als Barkhaus alias Germanos in seinem Wohnort den Widerstand gegen eine Räuberbande organisiert, die in der Umgebung ihr Unwesen treibt. Doch stellt sich im Moment des Überfalls heraus, dass die griechische Polizei aufgrund einer Undercover-Aktion die Situation völlig unter Kontrolle hat, sein Einsatz also unnötig war. Zwar ist es am Schluss doch Germanos, der den flüchtigen Bandenführer Kolkinos alias Igor Petkoff, der »auch in Bulgarien während des Krieges Verbrechen an entführten Griechen verübt haben« soll (Jankowski 1953: 214), dingfest macht. Doch geschieht dies aus einem Zufall heraus, nicht geplant. Ausschlaggebend ist der Einsatz griechischer Polizeibeamter. Auch in der Gegenüberstellung der beiden Frauenfiguren Corra und Marija Goluba ist das Verhältnis von ›westlicher‹ Überlegenheit gegenüber der mazedonischen Protagonistin keineswegs eindeutig gegeben. Zwar erregt die Journalistin aufgrund ihres Aussehens und ihres Selbstbewusstseins Aufsehen und Bewunderung unter den einheimischen Frauen (und Begehrten bei den Männern, als sie während der dörflichen Tanzveranstaltung spontan eine Gesangseinlage zum Besten gibt), doch in ihrer als gekünstelt und berechnend-erfolgsorientiert geschilderten Art ist sie der einheimischen Corra, die nicht nur gebildet und durchsetzungsfähig, sondern auch von großer ›natürlicher‹ Schönheit ist, unterlegen. Folgerichtig beendet Germanos am Ende des Romans seine persönliche Liminalität, indem er sich gegen Marija Goluba, sondern für Corra und damit wohl auch für ein dauerhaftes Leben in Ma-

zedonien entscheidet. Das dortige »einfache« und »ursprüngliche« Leben ist in der Lesart von Jankowskis Roman, der im gleichen Jahr wie die Neuauflage von Kühl von Kalcksteins Roman *Der Zauber vom Ochridasee* erschien, letztlich das richtige.

8 »All das schöne Undsoweiter«. Mazedonien bei Peter Handke

Peter Handke hat sich in seinem literarischen Werk vielfältig mit Jugoslawien und seinen Nachfolgestaaten beschäftigt. Sein Interesse und die von ihm empfundene Verbundenheit lassen sich zum einen durch biographische Bezüge erklären – mütterlicherseits stammt er von Kärntner Slowenen ab (vgl. insbesondere Hafner 2008), auf etlichen Reisen erkundet er das Land (Struck 2013: 12) und wird dort auch literarisch produktiv¹ –, andererseits aber auch durch einen in der österreichischen Linken seit 1968 nicht unüblichen ›Jugoslawien-Mythos‹, der den Vielvölkerstaat als ins Positive gewendetes Abbild der Habsburgermonarchie verklärte (vgl. Finzi 2013: 70-72).² Insbesondere Slowenien als ›bukolisches Traumland, die Nation der mythischen Vorfahren, eine Projektionsfläche für das ersehnte Land einer zweiten Kindheit‹ (Hafner 2008: 33) spielt für Handke eine sehr wichtige Rolle. Umso getroffener ist er, als ausgerechnet dieses Slowenien, das für ihn ›erst als Republik Jugoslawiens Sinn macht‹ (Previšić 2014: 274), mit dem Austritt aus dem jugoslawischen Staatsverbund und dem darauf folgenden ›Zehn-Tage-Krieg‹ im Sommer 1991 den Untergang Jugoslawiens einläutet. Er reagiert mit dem Essay *Abschied des Träumers vom Neunten Land*, 1991 zunächst in der *Süddeutschen Zeitung* und dann in Buchform bei Suhrkamp erschienen,³ der von Handke selbst als erster Text angesehen wurde, in dem er ›wirklich [...] zu Jugoslawien und Slowenien‹ (Handke 1992c: 95, vgl. auch Brokoff 2014: 19-20) geschrieben hat. Zugleich markiert dieser Text aber auch – wenn auch zunächst noch kaum medial rezipiert – den Beginn von Handkes zunehmender Parteinaahme für die ›Serben‹, gegen den ›Westen‹ und die NATO, und der daraus folgenden öffentlichen Kontroverse, die in Handkes Auftritt auf Slobodan Miloševićs Beerdigung im Jahr 2006 und den anschließenden

1 So schrieb er bereits den Roman *Die Hornissen* (1966) auf der kroatischen Insel Krk (Herwig 2011: 253-257).

2 Zu Handkes Konstruktion Jugoslawiens als ›Fortsetzung der Doppelmonarchie‹ vgl. auch Previšić 2017: 240-256.

3 1992 wurde der Text als Teil der Sammlung *Langsam im Schatten. Gesammelte Verzettelungen 1980-1992* erneut abgedruckt. Aus dieser Ausgabe wird in der vorliegenden Arbeit zitiert (Handke 1992a).

Vorgängen um die (Nicht-)Vergabe des Heinrich-Heine-Preises an Handke durch die Stadt Düsseldorf gipfelte (vgl. Herwig 2011: 245–252) und auch in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Handke polarisierend wirkte.⁴ Wissenschaftliche Apologeten Handkes wie Lothar Struck erklären Handkes Äußerungen aus seinem Werk und aus seiner Biographie heraus, unterziehen gleich dem Autor die Medien der Kritik und nehmen ihn gegen das »deutsche Feuilleton und mit ihm große Teile der Publizistik dieses Landes« in Schutz, die »schon lange zu einer kruden Erregungszone von Gesinnungsgauklern mutiert« seien (Struck 2013: 14), während Kritiker wie Jürgen Brokoff u.a. aufzeigen, dass Handke in seiner »Kritik an einer interessegeleiteten Medienberichterstattung, die die komplexen Zusammenhänge des Kriegsgeschehens oftmals verschleiert«, durch seine unterschiedliche Darstellung der Opfer des Krieges – den bosnischen Opfern nimmt er ihr Leid nicht recht ab, während das Leid der serbischen Opfer als authentisch qualifiziert wird – mit »zweierlei Maß misst und damit selbst die bei anderen zu Recht kritisierte Einseitigkeit der medialen Berichterstattung befördert« (Brokoff 2014: 25, vgl. auch Brokoff 2011). Doch Handkes Verhältnis zu Jugoslawien und die Kontroverse um sein literarisches und politisches Engagement angesichts des Zerfalls seines langjährigen ›Sohnschaftslandes‹ sind bereits umfangreich erforscht worden und sollen an dieser Stelle nicht weiter behandelt werden.⁵ Von Interesse ist im Rahmen dieser Arbeit allerdings, wie Mazedonien in Handkes Jugoslawienentwürfen vorkommt. Zum einen vom Umfang der mazedonienbezogenen Textstellen in Handkes Œuvre her fällt es neben Slowenien, Serbien, Kosovo und auch Kroatien auf den ersten Blick kaum ins Gewicht. Dass es an diesen wenigen Stellen aber durchaus eine prägnante Rolle spielt, soll im Folgenden aufgezeigt werden.

Nach der Aufgabe seiner Wohnung in Salzburg im Jahr 1987 tritt Handke eine mehrjährige Weltreise an, die ihn Ende des Jahres auch nach Mazedonien führt, wovon einige Seiten in dem 2005 veröffentlichten Band mit Reisenotizen *Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987–Juli 1990* zeugen.⁶ Bei der Ankunft in Skopje – »erstmals auf der Reise im Flugzeug« (Handke 2005: 27) – am 10. Dezember

4 Lothar Struck, der klar für Handke Position bezieht, macht in dieser Auseinandersetzung »drei Erregungswellen« aus: die erste 1996 nach der Publikation von *Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien*, 1999 während der NATO-Bombardierung Jugoslawiens aufgrund der Veröffentlichung von *Unter Tränen fragend* und *Die Fahrt im Einbaum oder das Stück zum Film vom Krieg* und 2006 in Reaktion auf Handkes Anwesenheit auf Miloševićs Beerdigung und während der Kontroverse um den Heinrich-Heine-Preis (Struck 2013: 10–11).

5 Zu Handkes Jugoslawien-Poetologie und der Kontroverse um seine Positionierung angesichts des kriegerischen Zerfalls des jugoslawischen Bundesstaats vgl. neben Struck (2013) und Brokoff (2011, 2014) stellvertretend die ausführliche Analyse von Previšić (2014).

6 Einen Teil dieser Notizen hat Handke in *Mein Jahr in der Niemandsbucht* verwendet, als der Sohn des Ich-Erzählers, Valentin, auf des Vaters Spuren eine Reise durch Jugoslawien nach Griechenland unternimmt (Handke 1994: 677–678).

1987 schneit es, ebenfalls zum ersten Mal auf der Reise, was einen unmittelbaren, sinnlichen Kontakt zum Land ermöglicht: »schönes Sichbeschneienlassen aller Passagiere auf dem Weg zur Halle, es war auch für die Gegend der erste Schnee, und auch das Gepäck kam verschneit auf dem Rollband« (Handke 2005: 27). Per Zug und Bus und Taxi reist Handke weiter, über Tetovo und Ohrid, wo er Station macht und Abstecher nach Struga und zum Kloster Sveti Naum unternimmt, weiter nach Bitola und von dort aus über die griechische Grenze. Es ist die Natur, die das Mazedonien-Narrativ dieser Aufzeichnungen bestimmt, es sind die »Schneeflocken, durch die Badlands vor Tetovo wirbelnd, in der Dämmerung, und dann die nachts meerhaft an Land schlagenden Wellen des Ohridsees« (Handke 2005: 27), oder auf der Busfahrt nach Bitola »das mazedonische Hochland, zwei Pässe, die Waldrebenbüschle (Lianen) im Gegenlicht als gewaltige Winterblütenpracht, ganze Hänge leuchtend von ihrem Silbergrau: ungewisse Erinnerung, sie seien ›etwas anderes‹, so groß war das Bild; Schneeflächen, gefrorene Rinnsale, Hochland vor allem mit Laubbäumen, blattlosen, viele Badlands – Verirrtäler, eingeschnitten in den rötlichen Mergel« (Handke 2005: 30). Oder »der Heimweg zu Fuß am See entlang in einem Dunkel, das nicht dunkel genug sein konnte, für den wie vollzähligen Sternenhimmel [...], und danach fast ein Ärger über das doch schwache Licht des Seehotels in der Finsternis, weil es den Sternenhimmel auslöschte.« (Handke 2005: 29) »Menschenwerk« wie das elektrische Licht des Hotels, selbst wenn es im offensichtlich von Mangelwirtschaft geprägten Jugoslawien wenige Jahre vor dem Zusammenbruch »schwach« ist, stört in der Erhabenheit der Landschaft. Und doch sind es auch die Menschen, die Mazedonien ausmachen: der »dem Hasen ausweichende Busfahrer« in Ohrid (Handke 2005: 27), ein »guter Mensch!« (Handke 2005: 27). Der albanische Taxifahrer, der »alle Welt umarmen wollte, mir den Arm um die Schultern legte«, und – ebenfalls Albanerin – das »wunderliebe, anmutige, endlich einmal ›schön sprechende‹, wie auf ewig lächelnde Mädchen im Zug von Tetovo« (Handke 2005: 28). Die so aufscheinende Idylle wird allerdings gebrochen durch die »Jäger am Morgen am Ufer des Ohridsees, zu viert im Auto durch die Stille (reiche Stille) las ich gerade bei Hölderlin) rasend« (Handke 2005: 30), die gemeinschaftlich einen »Mord« an einem Eichhörnchen begehen, und die in Struga im »Bistro [...] den Winter über trinkenden Burschen, zahnlückig-gutaussehend, mit sehr kalten Händen, einer aber, mit Ikonenaugen, den Augen aus der Kirche Sveti Kliment, hatte ganz warme Hände, und alle: ›Es wird Krieg geben, wir werden kämpfen!‹« (Handke 2005: 29) So kündigt sich in Mazedonien der gewaltsame Zerfall Jugoslawiens bereits an: »Gott, bewahre uns vor einem nationalen Aufbruch!« Das dachte ich heute im makedonischen Zug beim Lesen der frühen Gedichte von Hölderlin (Handke 2005: 27).

Noch aber existiert Jugoslawien, und Bitola, das durch die in den Straßen brennenden offenen Feuer, um die sich Menschen scharen, als zu Jugoslawien gehörig gezeichnet wird – offenes Feuer hier als etwas Natürliches, Lebendiges, unmit-

telbare Sinneserfahrung Ermöglichendes im Gegensatz zum kalten elektrischen Licht der Moderne –, gerät in seiner Synthese aus Naturerfahrung und Stadtleben, Vergangenheit und Gegenwart (bzw. in Gestalt der Alten und Kinder ums Feuer auch Vergangenheit und Zukunft), antik-griechischem (europäischem) und osmanischem (orientalischem) Kulturraum zu einer Verkörperung der jugoslawischen Utopie, die das Glück des Hier-und-Jetzt-Verortetseins ermöglicht:

»[...] in Bitola dann die alte Griechenstadt Herakleia Lynkestis, in deren Ruinen ich weit und breit stundenlang allein ging, und endlich die Hesiod-Inschrift aus ›Werke und Tage‹, ich habe sie kopiert und werde sie noch entziffern, ›dem Gott Gerechtigkeit ...?‹ (theô dikaiosyne), und jetzt Riesendohlenschwärme über der Moschee kreisend, kurvend, gellend über Bitola, Schnee auf den Nasenflügeln (ich), endlich im Jahr, große Freude = ›Da-Sein!‹; die konkaven Muster oben am Minarett wie eine Struktur von Fledermausnischen – in Wirklichkeit hocken die dunklen Dohlen darin, und unten das offene Feuer vor der Moschee – all die offenen Feuer quer durch Jugoslawien bisher, hier eines umringt von Alten und Kindern, daneben ein einzelnes Kind kickend mit einem Luftballon, Schnee in meiner Handhöhle → laß es weiterschneien!« (Gebet) (Handke 2005: 30-31).

Einerseits ist Mazedonien in *Gestern unterwegs* ›anders‹ – selbst die ›Himmelsrichtungen der mazedonischen Flüsse, hier in Bitola, wie im Skopje des Vardar, sind ganz anders als die unsrigen, ganz *eigen, flußeigen*« (Handke 2005: 31) –, was sich auch in der Musik zeigt, in der Verkörperung durch einen »mazedonische[n] Geiger, fast immer nur auf der höchsten Saite fiedelnd, und so die gewaltigsten Morgenlandklänge hervorruftend – eher einen einzigen großen Schall« (Handke 2005: 32). Zugleich aber ist es in Jugoslawien aufgehoben und definiert dessen einzigartigen Charakter als unterschiedliche Ethnien und Kulturen friedlich in sich fassende »Realutopie« (Previšć 2014: 267).

Die Charakterisierung Mazedoniens als »morgenländischen«, liminalen Raum »weit unten« an den südlichen Grenzen Jugoslawiens lässt sich auch in *Abschied des Träumers vom Neunten Land* identifizieren, wenn Handke feststellt: »Slowenien gehörte für mich seit je zu dem großen Jugoslawien, das südlich der Karawanken begann und weit unten, zum Beispiel am Ohridsee bei den byzantinischen Kirchen und islamischen Moscheen vor Albanien oder in den makedonischen Ebenen vor Griechenland, endete.« (Handke 1992a: 185-186) In gewisser Weise unterläuft er durch diese Zuschreibung den eigenen – zumindest Slowenien gegenüber – formulierten Anspruch, es »nicht Osten, nicht Süden, geschweige denn balkanisch« sein zu lassen, sondern vielmehr »etwas Drittes, oder ›Neuntes‹, Unbenennbares, dafür aber Märchenwirkliches« (Handke 1992a: 188-189). Ein ›balkanistischer‹ oder im Sinne von Bakić-Haydens (1995) *nesting orientalisms* auch ›orientalistischer‹ Blick scheint durchaus auf, wenn die Verortung Mazedoniens an der jugoslawischen Peripherie etwa mit der Behauptung einer spezifischen Männlichkeit zusammenge-

bracht wird, wie im Kapitel »Geschichte meiner Freundin« des Romans *Mein Jahr in der Niemandsbuch*t:

»Dabei war sie vor zwanzig Jahren, kaum aus der Schule, die ›Miß Jugoslavija‹, und obwohl ihr jedes Jahr wieder eine andere nachfolgte, ist sie das bei manchen in ihrem Land weiterhin, die einzige Schönheitskönigin, die selbst an der albanischen Grenze, am Ohridsee, nicht vergessen ist – dort schon gar nicht. Auf den inzwischen, zu ihrer Zeit noch nicht, landesüblichen Magazinphotos nackter Frauen sollen nicht wenige balkanische Halbwüchsige die Gesichter mit dem ausgeschnittenen ihren verdecken [...].« (Handke 1994: 552-553)

In *Abschied des Träumers vom Neunten Land* und auch *Eine winterliche Reise* wird Mazedonien freilich gerade durch die Charakterisierung als abseitig, peripher und ›orientalisch‹ metonymisch zu einem Symbol für die Integrationskraft und Vielschichtigkeit der jugoslawischen Realutopie, die durch die Unabhängigkeitserklärung Sloweniens zerstört wird. Pflegt Handke etwa in *Abschied des Träumers vom Neunten Land* den »Mythos von der friedliebenden jugoslawischen Volksarmee« (Brokoff 2011: 72) im Gegensatz zum angeblichen »Verhalten der slowenischen Grenzschützer, von denen unselig viele, anders, ja, als ihre plötzlich gegen sie kriegsspielennüssenden Altersgenossen (oder waren diese nicht eher um einiges jünger?) [...] im Handumdrehen bereit zum Töten waren« (Handke 1992a: 196), so zitiert er als Beleg für deren »blindwütige[s] Killen, samt gebleckten Killermienen«, den im »österreichischen Tagblatt« veröffentlichten Bericht eines »Heimwehrmanns [...] von seinem ›ersten Toten, einem 18jährigen Makedonier‹« (Handke 1992a: 196). So scheint das Opfer in doppelter Weise unschuldig – unschuldig aufgrund seines jugendlichen Alters und auch aufgrund seiner Identifizierung als »Makedonier«, der sich nicht mit großserbischem Nationalismus gleichsetzen lässt – und der slowenische »Heimwehrmann« doppelt schuldig. Auch in *Eine winterliche Reise* ist es ein Mazedonier, der gleichsam als Opfer des Zerfalls Jugoslawiens inszeniert wird, wenn auch in ganz anderer Weise. Handke schildert in einer »poetisch verdichten Darstellung« (Brokoff 2011: 80) in Form einer Rückblende auf eine etwa einen Monat zuvor unternommene Fußwanderung durch den slowenischen Karst die Begegnung mit einem mazedonischen Lastwagenfahrer, der in der Nähe eines slowenischen Dorfes an der Straße rastet.⁷ Vor dem Hintergrund des »neuen« Sloweniens, in dem die »geradezu gemäldehaften Abbildungen der serbischen Klöster, der montenegrinischen Bucht von Kotor und des mazedonisch-albanischen Sees von Ohrid« (Handke 1996: 111), ja »überhaupt jegliches Wandbild aus dem früheren Jugoslawien« (Handke 1996: 112) aus den Bahnhöfen entfernt worden sind und diese stattdessen mit »noch und noch staatlichen Aufforderungen zur (europawürdigen)

⁷ Zu dieser Episode vgl. auch Brokoff 2011: 80-81 und Brokoff 2014: 32-33.

Säuberlichkeit in der Landschaft und zur gegenseitigen Wachsamkeit diesbezüglich« (Handke 1996: 111) plakatiert wurden, trifft die Begegnung mit dem in dieser Umgebung einer »standardisierten (Euro-)Kultur« (Brokoff 2011: 81) fremd gewordenen (bzw. fremd wirkenden) ›Mazedonier‹ den Erzähler mit voller Wucht und scheint ihn mit dem Lastwagenfahrer in einem gemeinsam empfundenen Schmerz um das vergangene Jugoslawien zu verbinden:

»[...] und sah dann am Wegende, vor der Karstsavanne, einen Lastwagen geparkt, mit einem Kennzeichen aus Skopje/Mazedonien, früher auf den slowenischen Straßen keine Seltenheit, jetzt freilich eine Einmaligkeit, dazu der Fahrer bei der Rast, draußen im Steppengras, allein weit und breit, wie aus den Jahren vor dem Krieg übriggeblieben; und hörte dann die Kassette aus seinem Transistor, eine ziemlich leise gestellte orientalische, fast schon arabische Musik, wie sie hier einst mit tausend anderen Weisen mitgespielt hatte und inzwischen sozusagen aus dem Luftraum verbannt war; und der Blick des Mannes und der meine begegneten einander, momentlang, lang genug, dass das, was sich zwischen uns ereignete, mehr war als bloß ein eigener Gedanke, etwas Tieferes: ein gemeinsames Gedächtnis; und obwohl sich das Umland durch den Klang jetzt neu zu öffnen und zu strecken schien, bis in den fernsten, gleich schon griechischen Süden, verpuffte solch kontinentales Gefühl (im Gegensatz zum ›ozeanischen‹ herhaft) fast zugleich, und es zuckte nur ein Phantomschmerz durch die Luft, ein gewaltiger, mit Sicherheit nicht bloß persönlicher.« (Handke 1996: 112-113)

Noch in einem anderen Text Handkes steht die südlichste jugoslawische Teilrepublik Mazedonien (bzw. ihre Hauptstadt Skopje) symbolisch für die grenzüberschreitende ethnische und kulturelle Vielfalt der Realutopie Jugoslawien, für den ›Dritten‹ bzw. »Neunten« Raum, den sie für Handke darstellte. Er wurde aus dem Aufsatzband *Langsam im Schatten. Gesammelte Verzettelungen 1980–1992*, wo er 1992 unter dem Titel »Noch einmal für Jugoslawien« gemeinsam mit »Abschied des Träumers vom Neunten Land« publiziert worden war, in die 2005 erschienene erweiterte Neuauflage von *Noch einmal für Thukydides* übernommen – nun unter dem Titel »Geschichte der Kopfbedeckungen in Skopje« (»wie ursprünglich«, so Handke in einer Vorbemerkung zum Band). Schon der erste Satz, in dem als »mögliches kleines Epos[] das von den unterschiedlichen Kopfbedeckungen der vorbeigehenden Menschheit in den großen Städten, wie zum Beispiel in Skopje in Mazedonien/Jugoslawien am 10. Dezember 1987« (Handke 2005: 37) genannt wird, macht den universalen Anspruch der darauffolgenden Schilderung explizit, in der unterschiedlichste Menschen und ihre Kopfbedeckungen im Mittelpunkt stehen:

»Es gab sogar, mitten in der Metropole, jene ›Passe-Montagne‹ oder Gebirgsüberquer-Mützen, über die Nase unten und die Stirn oben gehend und nur die Augen freilassend, und dazwischen die Radkarrenfahrer mit schwarzen kleinen

Moslemkappen, die fest auf den Schädeln saßen, während daneben am Straßenrand ein alter Mann Abschied nahm von seiner Tochter oder Enkelin aus Titograd/Montenegro oder Vipava/Slowenien, vielfache Spitzgiebel in seiner Haube, ein islamisches Fenster- und Kapitellornament (die Tochter oder Enkelin weinte). [...] Und dann passierte einer mit weißem gestickten, von orientalischen Mustern durchschossenen Käppi unter dem vertropfenden Schnee, gefolgt von einem blonden Mädchen mit dicker heller Schimütze (Quaste obenauf), und gleich darauf einem Bebrillten mit Baskenmütze, dunkelblauer Stengel obenauf, gefolgt von dem Beret eines Großschriftsoldaten und den paarweisen Polizisten-Schirmmützen und deren gemuldeter Oberfläche. Einer ging dann vorbei mit Fellkappe, daran aufgebogene Ohrenklappen, inmitten der Scharen der Schwarzkopftuchfrauen. Danach einer mit scheckigem Fez, über die Ohren geschlungen, im Elsternschwarzweiß, Halbbruder Parzivals, der gescheckte Feirefiz. Sein Begleiter trug eine Leder- und Pelzkappe, und nach ihnen kam ein Kind mit schwarzweißem Ohrschutzband. Dem folgte einer mit Salz-und-Pfeffer-Mütze als ›Schieber‹, sehr flott unterwegs auf der mazedonischen Bazarstraße im Schneematsch. Die Soldatentruppe dann mit dem Tito-Stern vorn am Mützenbug. Darauf einer mit braunlodinem Tirolerhut, vorne herabhängende Krempe, die hintere Krempe hoch aufgebogen, silbriges Abzeichen an der Seite. [...] Einer ging dann mit Rosenmusterkappe, und allmählich erschienen auch die barhäuptigen Passanten mit Kopfbedeckungen ausgestattet, die Haare selber als Bedeckungen. Kind, getragen, mit Zipfelmütze, gekreuzt von Frau mit schiefem, breit ausladendem Filmhut: der Vielfältigkeit war nicht mehr nachzukommen. Eine Brillenschönheit ging vorbei mit lila Borsalinohut und schlenderte um die Ecke, gefolgt von einer sehr kleinen Frau mit selbstgestrickter Zopfmütze, welche hoch aufragte, gefolgt von einem Säugling mit Sombrero auf der noch offenen Schädelfontanelle, getragen von einem Mädchen mit überkopfgroßer Baskenmütze *made in Hongkong*. Ein Junge mit Schal um Hals und Ohren. Ein Bursche mit Schifahrer-Ohrenschützern, Aufschrift TRICOT. Undsoweiter. All das schöne Undsoweiter. All das schöne Undsoweiter.« (Handke 2005: 37-39)

Diese Beschwörung der Vielfalt anhand von Kopfbedeckungen ist mehrfach als literarische Ausgestaltung eines Wunsches aufgefasst worden: als »die fast verzweifelte Beschwörung für ein Weitermachen in Jugoslawien« (Struck 2013: 62); als »Wunsch nach Perpetuierung dieses friedlichen multikulturellen Nebeneinanders«, in dessen »Enthusiasmus für Diversität [...] der Geschichts- und Geschichtenschreiber [...] weit davon entfernt [ist], diese Zeichen als erste Vorboten des jugoslawischen Zerfalls zu deuten, geschweige denn die unterschiedlichen Zugehörigkeiten zu werten« (Previšić 2014: 268); als »politische und poetische Verklärung des jugoslawischen Vielvölkerstaates [...]. Ins Unendliche möge da das (ethnisch) bunte Treiben verlängert werden, so kann der zentrale Wunschgedanke des

Textes erkannt werden.« (Finzi 2013: 137-138) Allerdings bezieht sich der Text zwar auf den Ende 1987 in Mazedonien erfolgten Aufenthalt, also auf die Zeit vor dem Zerfall (in der sich dieser gleichwohl bereits andeutete), publiziert wurde er jedoch erst nach dem Zerfall, als auch die Republik Mazedonien sich bereits unabhängig erklärt hatte. In diesem Sinne ist das beschriebene Jugoslawien nicht mehr als eine in die Zukunft gewandte Realutopie zu verstehen, sondern als rückwärtsgewandte Verklärung dieser Realutopie. Das abschließende »Undsweiter. All das schöne Undsweiter. All das schöne Undsweiter«⁸ kann insofern wohl eher nicht als Aufruf oder Forderung zum »Weitermachen« interpretiert werden – zumal es sich auf die vom Erzähler beobachteten Menschen bezieht, deren »Vielfältigkeit« kein Ende findet, nicht auf eine bestimmte Tätigkeit. Damit soll nicht postuliert werden, dass besagter Wunsch nicht implizit in der Schilderung enthalten sei. In Anlehnung an Edward Soja bietet sich jedoch noch eine weitere Auslegung dieses Textes an: die mazedonische Hauptstadt als »Aleph«.

Das »Aleph«, auf das sich Soja in seinen Schriften mehrfach bezieht, entstammt der gleichnamigen Erzählung des argentinischen Schriftstellers Jorge Luis Borges.⁹ Ein Ich-Erzähler namens Borges erfährt von einem ihm bekannten Schriftsteller (von dessen bisher unveröffentlichtem Werk er keine allzu gute Meinung hat), dass dieser im Keller seines Hauses ein »Aleph« besitze, einen »jener Punkte im Raum, die alle Punkte in sich enthalten. [...] Ja, den Ort, an dem, ohne sich zu vermischen, alle Orte der Welt sind, aus allen Winkeln gesehen.« (Borges 1992: 140) Ungläublich besteht der Erzähler darauf, dieses »Aleph« selbst zu sehen, und macht dort im Keller tatsächlich die faszinierende und verstörende Erfahrung, das »unfaßliche Universum« (Borges 1992: 145) in unzähligen simultanen Eindrücken wahrzunehmen. Was ihn in der Wiedergabe des Erlebten und Gesehenen in der Erzählung vor die Schwierigkeit stellt, dass es sich sprachlich niemals darstellen lässt: »Überdies ist das Kernproblem unlösbar: die Aufzählung, wenn auch nur die teilweise, eines unendlichen Ganzen.« (Borges 1992: 143) In der Tat erweist sich das Aleph für die schriftstellerische Tätigkeit seines Besitzers, der dadurch angeregt den Ehrgeiz hat, das gesamte Universum in einem Gedicht abzubilden, als hinderlich. Erst als das Aleph durch den Abriss des Hauses zerstört worden ist, beginnt er zu publizieren und gewinnt prompt einen Literaturpreis (sehr zum Missfallen des Ich-Erzählers, ebenfalls ein Schriftsteller, der nicht ausgezeichnet wird).

Für Edward Soja ist Borges' »Aleph« in seiner allumfassenden Unfasslichkeit eine wichtige Anregung bei der Ausarbeitung seines von Lefebvres Raumkonzeption

⁸ In »Noch einmal für Jugoslawien« (1992) beschränkt sich der Schlussatz noch auf ein einfaches »Undsweiter«, erst in der 2005 veröffentlichten »Geschichte der Kopfbedeckungen in Skopje« wird es durch die mehrfache Wiederholung und das ergänzte »all das schöne« potenziert.

⁹ Die Erzählung »El Aleph« erschien im Original erstmals 1945. Hier wird aus der 1992 in einer Taschenbuch-Gesamtausgabe publizierten deutschen Übersetzung zitiert.

ausgehenden Entwurfs des *third space* als Versuch, sich dem als *real-and-imagined* charakterisierten, fortwährend durch Zuschreibungen und Repräsentationen mitproduzierten Raum begrifflich zu nähern:

»Das Aleph ist eine Einladung zu ausschweifenden Abenteuern ebenso wie eine bescheidene Erzählung voller Warnungen, eine Allegorie auf die unendliche Komplexität von Raum und Zeit. Wenn man sie auf Lefebvres Konzeption der Raumproduktion bezieht, so sprengt dies die Grenzen des Raumwissens und verstärkt die radikale Offenheit dessen, was ich als Dritt-Raum zu entwerfen versuche: den Raum, in dem alle Orte sind, die von jedem Winkel aus zu sehen sind, jeder deutlich vom anderen zu unterscheiden – aber auch ein ›geheimer und gemutmaßter‹ Gegenstand, der mit Täuschungen und Anspielungen besetzt wird, ein Raum, der uns allen gemeinsam ist und doch niemals vollständig gesehen werden kann, ein ›unfassliches Universum‹, oder – wie Lefebvre formulieren würde – das ›allgemeinste aller Produkte‹. (Soja 2005: 96)

In diesem Sinne ließe sich Handkes Skopje in »Geschichte der Kopfbedeckungen in Skopje«, das metonymisch für Jugoslawien als ›Realutopie‹ steht, als *third space par excellence* und zugleich als »Aleph« interpretieren. Der Unmöglichkeit der vollständigen Beschreibung des »unfasslichen Universums«, das in »Skopje in Mazedonien/Jugoslawien¹⁰ verkörpert ist, entzieht sich Handke durch das abschließende »Undsoweiter«, das die Fortschreibung der Aufzählung der Imagination der Leser überlässt. Und während Borges' Ich-Erzähler weinend an der Unfasslichkeit des geschauten Universums verzweifelt – er »fühlt[] unendliche Verehrung, unendliches Bedauern« (Borges 1992: 145) –, ist für Handke die »Vielfältigkeit«, der »nicht mehr nachzukommen« ist, gerade in ihrer Unerschöpflichkeit positiv: Es ist gleich ein doppeltes »schöne[s] Undsoweiter«, mit dem er sein »kleines Epos« beschließt und zugleich seines Endes enthebt, indem er das Defilee der Menschen und ihrer unterschiedlichen Kopfbedeckungen gleichsam ins Unendliche weiterlaufen lässt.

¹⁰ Auch bei Borges findet sich hinsichtlich des »Aleph« übrigens ein Bezug auf Mazedonien, wenn auch auf das antike. Nach der Zerstörung des »Aleph« im Keller des abgerissenen Hauses zweifelt der Ich-Erzähler daran, ob es sich um ein »echtes« gehandelt habe, da er in der Literatur Hinweise auf mehrere andere derartige Gegenstände gefunden haben will. Unter anderem erwähnt er den »Spiegel [...], den der Orient Iskandar Zul-Karnayn oder Alexander Bicornis von Makedonien zuschreibt«, in dessen »Kristall [...]« sich das ganze Universum gespiegelt habe (Borges 1992: 147). »Zul-Karnayn« oder auch »Dhul-Qarnayn« ist eine Figur der islamischen Überlieferung, die in der Regel mit Alexander dem Großen gleichgesetzt wird.

9 »Ein unentdecktes Land«. Mazedonien als Reisedestination

Auf der Suche nach dem ›Ursprünglichen‹ und ›Authentischen‹ durchmessen seit den 1930er Jahren zunehmend Touristen den mazedonischen Raum. Auch wenn sie sich dabei immer wieder wie Entdecker fühlen dürfen – so suggerieren es noch im 21. Jahrhundert die Slogans einschlägiger Reiseführer vom ›unentdeckten‹ Reise-land – lassen sie sich doch leiten vom Informationsmaterial der Tourismuszentralen oder von Reiseliteratur. Auf dieser Basis entscheiden sie, welche Orte sie besuchen und welche nicht. Was wird als sehenswert beschrieben? Wo gibt es ansprechende Unterkünfte, wie sind die Preise? Auch das Wetter ist ein Kriterium. Regnet es, verzichtet man eben auf den Ausflug in das malerische Bergdorf (vgl. etwa Fechner 1939: 167–168). Im Gepäck haben diese Reisenden jedoch noch etwas Weiteres: vorgeprägte Sichtweisen, die ihre Wahrnehmung des Landes filtern, »pictures in our heads«, wie es der Begründer der Stereotypenforschung Walter Lippman (1922) genannt hat. Ihre *mental maps* sind bereits bei der Anreise vorgeprägt; sie sind tief verankert in Diskursen, die schon im 19. und frühen 20. Jahrhundert – wiederum basierend auf anderen Diskursen – ausgebildet wurden, auch wenn die einzelnen Elemente dieser Diskurse je nach zeitgeschichtlichem Hintergrund, Gruppenzugehörigkeit und Intention unterschiedlich bewertet werden.

»morgen früh geht endlich die reise los, welche wir seit zwei wochen mühsam vorbereiteten. [...] wir machen eine autoreise durch montenegro nach südserbien. wir kommen in landschaften, deren wildheit und größe uns begeistert gelobt wird. wir fahren nach den alten und weltverlassenen klöstern südserbiens, die hochinteressant sind. wir fahren nach den neuesten ausgrabungen in skopje. wir berühren den ohrid-see, der an der albanischen und griechischen grenze liegt. wir durchqueren einen teil von mazedonien. [...] es dauert die reise etwa zehn tage und erstreckt sich über 2400 kilometer. wir haben uns einen glänzenden fiat gemietet. [...] wir kommen in gebiete, wo selten europäer hinkommen. gefahren hat die reise keine, da wir gut gerüstet sind. trotzdem südserbien keine malarialgefahr hat, werden wir täglich unser chinin einnehmen. meine begleiter sind erfahrene leute. wir haben uns unendlich vielseitig erkundigt wegen der persönlichen sicherheit. räuberbanden kommen nicht in frage. dagegen wanzen und anverwandtes.

wir reisen mit einer tüchtigen flitspritze und dergleichen. das leben wird billig sein. die kosten für das auto sind verhältnismäßig auch billig. immerhin macht es einen betrag aus. Aber ich werde ihn rausarbeiten, da es ein unverarbeitetes gebiet ist.« (Frisch 2000: 93)

Die Vorbereitungen, die der junge Max Frisch hier am 6. Juni 1933 in einem Brief aus Ragusa [heute Dubrovnik, Kroatien] an seine Mutter beschreibt, gemahnen eher an eine Expedition in unerforschtes Gelände als eine touristische Reise. Tatsächlich erinnert der Fokus auf die wilde Landschaft, »wo selten Europäer hinkommen«, und die dort möglicherweise lauernden Gefahren an Reiseberichte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Frisch scheint davon ausgegangen zu sein, dass sein Reisevorhaben seine »Mitti« ängstigen würde, und beschwichtigt. Beruhigend wirkt auch die Postkarte, die er am 9. Juni von unterwegs sendet und auf der er die jugoslawische Gendarmerie lobend in den Vordergrund rückt:

»mein liebstes mutti! unsere autoreise klappt erfreulich, alles heil. höchst interessante fahrten. heute ist der dritte tag und ich habe schon viel erlebt. merkwürdige landschaften und klöster, unglaubliche dörfer und unbeschreibliche strassen. heute in skoplje, hauptstadt von altserbien. morgen fahren wir zum ochrida-see an der griechischen grenze. keine angst haben, da alle strassen hervorragend bewacht sind von gendarmerie.« (Frisch 2000: 95)

Und schon einen Tag später meldet Frisch seiner Mutter, dass er heil in Ohrid angekommen und die Reise insgesamt ausgesprochen positiv verlaufen sei:

»Mein liebstes Mutti! Herzliche Grüsse vom Ochrida-See, wo wir nach grossartiger Reise durch interessantes Land angekommen sind. Wunderbares Land an der griechischen Grenze. Viele Küsse von Mägi« (Frisch 2000: 95)

Seine Reiseerlebnisse verwertet Frisch in Reisefeuilletons für die *Neue Zürcher Zeitung* (Nr. 1251 vom 9.7.1933; Frisch 2000: 236-243), die *Kölnerische Zeitung* (Nr. 483 vom 5.9.1933; Frisch 2000: 244-250) und die *Basler Nachrichten* (Nr. 19 vom 20./21.1.1934; Frisch 2000: 251-253).¹ Diese Texte bieten einige originelle Schilderungen wie die Episode von dem Loch in der Kirchendecke des Klosters Sveti Naum bei Ohrid, das von dem Popen bei der Kirchenführung mit dem Hinweis vorgeführt wird, es stamme von einer deutschen Bombe im Ersten Weltkrieg. Ein deutsches Mitglied der Reisegruppe fragt nach, und schließlich stellt sich heraus, dass er als Soldat im Krieg hier eingesetzt war und »jene Bombe nun für seine Bombe halten wollte und keine Zweifel duldet, obzwar seine Auffassung recht ungewiß war.« (Frisch 2000: 252)

¹ Zu Frischs Balkanreise vgl. auch die kritische Studie von Ernst (2014).

»Und nachdem es ihm endlich gelungen war, daß er diesem gütigen Gastgeber gegenüber saß als sein einstiger Kriegsfeind und als der Kuppelschänder, erlebte er die harte Enttäuschung, daß der Mönch nicht aus seiner inneren Stille heraus kam. Man hätte irgendetwas erwartet, Verdüsterung oder wahrscheinliche Vergebung, wie man es am Schluß sauberer Kriegsfilme sieht. Aber der Mönch konnte nicht waagrecht denken, nicht nebenmenschlich, sondern er wird dieses Loch einfach weitergeben an die nächsten Geschlechter, die es mitsamt den Fresken immer weiter und weiter tragen, und was wir auch an diesem Tag und über diesen freundschaftlichen Gasteisch reden mochten, das Loch bleibt; und wir spürten es zwischen Käse und Wein, wie verzweifelt es ist, wenn man sagt: Etwas wird Geschichte.« (Frisch 2000: 252-253)

Überwiegend aber bewegt sich auch Frisch in den im Diskurs der Zeit vorherrschenden Motiven. So schildert der Autor die patriarchalische Lebensform der Einheimischen, für die er ganz in der Tradition der Mazedonienzeugnisse aus dem Ersten Weltkrieg – wenn auch augenzwinkernd – Sympathie zeigt:

»Wie wenn man Katzen auf den Schwanz getreten hat, so zischten unsere Begleiterinnen gegen mich, als wir jenem serbischen Ehepaar begegneten und ich arglos gestand, daß ich so etwas entzückend fände. Einfach entzückend, wie der stolze Mann heranritt auf dem Mauleselchen und wie seine Gattin hinterher schritt, indem sie das Mauleselchen zügelte am Schwanz und demütig erdwärts blickte und einen Kartoffelsack trug. Und weil es das erstmal war, daß wir einer so vollkommenen Ehe begegneten, mochten sich unsre Begleiterinnen nicht wieder beruhigen und verpaßten, wie merkwürdiges Land vorüberglipt.« (Frisch 2000: 244)

Des Weiteren lässt er sich drastisch über mangelnde Hygiene, Wanzen und Flöhe in den Hotels »im Balkan« aus (Frisch 2000: 236-237), berichtet von (letztlich unnötiger) Angst vor Raubüberfällen,² von katastrophalen Straßen, die man nur mit viel »Fatalismus« befahren könne (Frisch 2000: 246), und von respekt einflößenden »Arnauten«, die er bei der Reparatur einer primitiven Brücke beobachtet:

»Und indem man ihr Tun verfolgte, das weniger ein Arbeiten war und eher ein Kämpfen, verstand man, wie solche Arnauten sich durchhauen konnten von Albanien bis Mazedonien und schlummerstille Dörfer überrumpelten, Serben und Bulgaren und Griechen und Türken erschlagen zurückließen in ihren rauchenden Trümmern und schwere Beute heimschafften durch diese tagelange Felswildnis.« (Frisch 2000: 246)

² »Umsonst waren unsre Gänsehäute und Schreckschußberatungen, da wir erfuhren, daß jener bewaffnete Zug, dem wir begegneten, nicht auf Jagd und nicht auf Raub ausging. Es war eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft gewesen. Woran wir allerdings niemals gedacht, da wir uns einbildeten, daß zum Hochzeitsfest auch eine Frau gehörte.« (Frisch 2000: 244)

Ausführlich gewürdigt wird von Frisch allerdings auch die Schönheit der Landschaft des Ohridsees, die u.a. bereits Hahn (1867) hervorgehoben hatte. Hatte Hahn jedoch noch die Ähnlichkeit mit dem Lago Maggiore herausgestellt, legt Frisch das Gewicht auf das Fremdartige, das den See, in dessen »Schilfblaß, das sich abhebt aus dem Blau, [...] schwarze Büffel« platschen (Frisch 2000: 247), für ihn auszeichnet:

»Schattengebirge standen scherenschnitthaft gegen diese spröde Abendferne; und bloß selten gelang es einem Firngrat, daß er nochmals aufglitzerte im Streif- schein und Schnee verkündete. Es vergingen mußvolle Stunden, und die bauchigen Wolkenballen, die über dem nahen Griechenland hingen, hatten noch lange Sonne, während wir über dem schattigen und silbrig gewordenen Wasser glitten und hinüberschauten nach dem Ohridufer, wo wundrote Felsen herausbrachen und blanke Minarette umherstanden. Weiße Spindeltürmchen von gefälliger Feierlichkeit. Aber dann erloschen auch die Wolkenballen, die gerade noch glühende Ränder hatten, und standen wie gipsgegossen im Himmel, wo schon der erste Sternenstaub hereinsickerte. Und überraschender Wind, der herunterfiel von den abgekühlten Höhen, machte unsere Barke plötzlich torklig. Noch sehe ich unsren Schiffsjungen, wie er vorn hockte und diesen Wind spielen ließ mit seinem Pechhaar und erleuchtet war vom Flackerschein seiner schaukelnden Lampe, und versuche umsonst jene slawisch hingezogenen Klänge, die unsre drei Schiffer hinaussangen in die hereinsinkende Nacht.« (Frisch 2000: 250)

Auch wenn es Frischs Gestus des Entdeckungsreisenden – der allerdings in leichtem Kontrast zur geschilderten Führung einer internationalen Besuchergruppe durch das Kloster Sveti Naum steht – kaum vermuten lässt, war selbst der ›südserbische‹ Teil der Region Mazedonien in den 1930er Jahren zunehmend touristisch erschlossen. 1939 schreibt Siegfried Ziegler in *Wir reiten durch Südserbien: Ein Führer durch ein Reiseland der Zukunft*:

»Europa hat das Wunderland entdeckt. Es weiß die Annehmlichkeiten der eingeführten Zivilisation zu würdigen und kommt in stets steigendem Maße, die Ferien dort zu verbringen. Man trägt den Bedürfnissen der Fremden weiter Rechnung. In Skoplje, Veles, Prilep, Strumica, Bitolj, Ohrid und andererorts sind moderne und picksaubere Hotels entstanden, mit fließendem Wasser, Bad und Zentralheizung. Dabei sind sie durchaus preiswert.« (Ziegler 1939: 57-58)

Der Verweis auf die Sauberkeit der Hotels indiziert, dass von Ziegler wohl andere Erwartungen des Lesepublikums vorausgesetzt wurden, und in der Tat spielt Schmutz bzw. Sauberkeit in Reiseberichten und –führern über das Gebiet der Region Mazedonien bis heute eine prägnante Rolle, ob nun die Schriftstellerin und Drehbuchautorin Ellen Fechner in *Auf zeitlosen Straßen zu zweit. Die Geschichte einer südserbischen Reise* von 1939 unter dem Schlagwort »orientalische Romantik« man-

gelnde Hygiene und Dreck in Garküchen und Friseursalons der Skopjer Altstadt beschreibt (Fechner 1939: 102-103, 128-130) oder der Reisejournalist Philip Duckwitz auf der Webseite des Reisemagazins Merian über Mazedonien vermerkt, er sei von der »Sauberkeit« im Land »positiv überrascht« worden (vgl. Duckwitz o.J.). Dasselbe gilt für die Sicherheitslage, die offensichtlich generell als schlecht vorausgesetzt wurde, wie bereits Frischs Darstellung gezeigt hat. Ziegler fühlt sich bemüßigt, auch auf dieses ›Vorurteil‹ ausführlich einzugehen, und nimmt dabei Bezug auf einen Autor, der die Rezeption der Region als Reiseland maßgeblich geprägt hat – nämlich den Sozialdemokraten und frühen ›Mazedonien-Experten‹ Hermann Wendel (vgl. zu Wendel auch Kapitel 3.1), dessen Buch *Kreuz und quer durch den slawischen Süden* von 1922 ihm selbst vor seiner ersten Reise »nach dem Ohrid-See« geeignet erschienen sei, »Ratgeber zu sein«:

»Aber da stockte doch das Blut in meinen Adern, als ich las, daß der Verfasser der Reisebeschreibung vor seiner Weiterreise in den Süden in Skoplje gehalten wurde, seinen letzten Willen aufzuzeichnen! O und als er gar von der Ruinenstadt Bitolj aus wagt, mit einem Auto über Resan nach Ohrid zu fahren, werden ihm und seinen Begleitern Militärgewehre und genug Patronen für ein mehrstündigiges Feuergefecht zur Verfügung gestellt; – denn der Weg sei unsicher. Noch unsicherer der Weg von Struga nach Debar, wo ein Menschenleben nur so viel wert sei wie die Patrone, die es auslösche! – Und erst der Šar Dag mit seinen unwegsamen Schluchten und Hochpässen sei ein gewaltiges Räubernest! Meine Überlegung ging nun dahin, wo bekomme ich Stahlhelm, Brustpanzer und Maschinengewehr her, um gegen die Räuber gewappnet zu sein? Denn konnte es mir nicht genau so passieren, daß während meiner Anwesenheit dort räuberische Völker aus den albanischen Grenzbergen das Dorf, in dem ich zufällig übernachten wollte, überfallen und Männer und Jünglinge niederknallen, Hab und Gut plündern und mit ihm wie ein Spuk der Nacht wieder vor Morgengrauen verschwinden?« (Ziegler 1939: 55-56)³

³ *Kreuz und quer durch den slawischen Süden* erschien 1922 in der Frankfurter Societäts-Druckerei in Frankfurt a.M. und umfasste die bereits früher separat publizierten Bände *Von Marburg bis Monastir* und *Von Belgrad bis Buccari*. Die von Ziegler erwähnten Textstellen finden sich im 1921 im selben Verlag erschienenen *Von Marburg bis Monastir* (Wendel 1921: 92, 110, 123). Wendel bezeichnet die »Arnauten«, die angeblichen Hauptverursacher der Unsicherheit für Leib und Leben der mazedonischen Dorfbewohner und der Reisenden, als »Indianer«, sie hätten zwar »weiße Gesichtsfarbe«, seien aber »sonst Rothäute: nur der Stammesverfassung eingegliedert, keinem Gesetz untertan als dem der Blutrache, ohne leiseste Ahnung vom Wesen des Staates, eifersüchtig auf Wahrung ihrer waldursprünglichen Freiheit bedacht«; in ihnen seien »die Indianerschmöker unserer glücklichen Jugend Wirklichkeit geworden« (Wendel 1921: 110) – und haben wohl auch die Wahrnehmung der durchreisten Gebiete eingefärbt. Wendel selbst lässt Ironie durchblicken, wenn er konstatiert, die zu durchquerenden »verschriene[n] Gegenden« sollten »an öf-

Unter Verweis auf die Umgestaltung und Neuordnung des Landes durch den jugoslawischen Staat und seine Gendarmerie gibt Ziegler jedoch Entwarnung. Er sei »mutterseelenallein« durch die entlegensten Gegenden gereist und überall sei es so sicher gewesen »wie nur irgendwo im eigenen Vaterland« (Ziegler 1939: 56).

Nach dem Zweiten Weltkrieg spielt die mangelhafte Sicherheitslage in einschlägiger Reiseliteratur zunächst kaum eine Rolle mehr (vgl. etwa Neumayr 1964, Keller 1972). Mittlerweile ist sie aber offensichtlich wieder ein Thema. So heißt es auf der oben zitierten Merian-Webseite über »Mazedonien« (hier bezogen auf die »Republik Mazedonien«), es sei zwar »ein sicheres Reiseland, auch auf den Straßen«, die »westlichen Gebiete Richtung Albanien« solle man dennoch »bei einem Besuch vielleicht besser auslassen«.

Eine prägnante Ausnahme gibt es: Johnny Behms *Balkan, Bakschisch und Basare* von 1954 (eine zweite Auflage erschien 1957).⁴ Hier reist die Verfasserin – Johnny Behm ist ein Pseudonym der Autorin Elisabeth Joost – allerdings auf Karl Mays Spuren, und da muss es natürlich abenteuerlich zugehen. So heißt es im Klappentext: »Ich bin in die Fußstapfen von jemand getreten, den viele von euch gut kennen werden, bin ihm nachgereist, nachgeritten, nachgewandert, hab mich redlich gerauft, wie auch er. Im Land der Skipetaren, in den Schluchten des Balkans, in den Urwäldern der Rhodopen. Kunststück, daß man tolle Sachen erlebt, wenn man Karl May nachreist.« (Behm 1954)

Entsprechend tauchen in Mazedonien (im Unterschied zu May verwendet Behm diesen Begriff)⁵ allerlei sinistre Gestalten auf, u.a. ein unheimlicher »Der-

fentlicher Unsicherheit [...] sogar mit Berlin wetteifern, aber darin steckt sicher etwas Uebertreibung.« (Wendel 1921: 92)

4 Wobei die beschriebene Reise, wie recht dezent erst im Anhang vermerkt ist, »während der Jahre vor dem zweiten Weltkrieg« (Behm 1954: 267) stattgefunden habe. Vermutlich handelt es sich um die im 1930 erschienenen *Zwischen Adria und Ägäis* dokumentierte Reise, die zumindest teilweise auf der gleichen Route verläuft und deren Beschreibung an einzelnen Stellen nahezu identisch mit dem Wortlaut von *Balkan, Bakschisch und Basare* ist. Der Vorkriegstext ist allerdings deutlich weniger pauschalierend und auch weniger abwertend als der Nachkriegstext. Selbst antisemistische Stereotype, die in dem in den 1950er Jahren erschienen Buch in der Schilderung Salonikis eine Rolle spielen (vgl. Behm 1954: 212), sind in Behm (1930) nicht explizit enthalten; ja, die Spaniolen werden als »Volk der Stadt«, ohne die Saloniki »zum verträumten Fischernest herabsänke«, sogar durchaus positiv dargestellt (vgl. Behm 1930: 151-152). Auch sonst unterscheiden sich die Texte inhaltlich deutlich; Protagonisten, die in *Balkan, Bakschisch und Basare* eine prägnante Rolle spielen, werden in *Zwischen Adria und Ägäis* nicht erwähnt. Die Vermutung liegt nahe, dass *Balkan, Bakschisch und Basare* einen stark fiktionalen Charakter aufweist. Den jugendlichen Lesern des Zielpublikums aber wird das Buch als authentischer Reisebericht verkauft.

5 Im Anhang schreibt sie: »Durch den dauernden Wechsel der Herrschaft ist auch die Vielartigkeit der Sprache entstanden. In Jugoslawien, zu dem heute auch Montenegro und Mazedonien, auch Südserbien genannt, gehören, und große Teile von Albanien, wird neben der Landessprache, dem Serbokroatischen, in den ehemals türkischen Gebieten noch viel Türkisch gesprochen, dazu in den Grenzgebieten Albanisch, Bulgarisch und Griechisch.« (Behm 1954: 267) Im Ortsver-

wisch« in »Üsküb«, der eine merkwürdige Macht über die Ich-Erzählerin ausübt und es beinahe schafft, sie zu entführen, und der offensichtlich an Mays Figur des Mübarek angelehnt ist (vgl. Behm 1954: 147-152). Mazedonien gehört bei Behm immer noch zu einem potenziell gefährlichen ›Orient‹, der von Verbrechern geprägt ist, so wie bei May die Bande des aus Persien stammenden Schut in Arabien ebenso wie in der ›europäischen Türkei‹ tätig ist. Ein jugoslawischer Polizeioffizier warnt die deutschen Reisenden: »Sie sollten überhaupt nicht allein hier herumreisen. Wir sind Grenzland und viele politische Banden, Schmuggler und Sektierer treiben hier ihr Unwesen. Und die Fäden laufen bis tief in den Orient hinein. Wer hier einmal verschwindet, der kommt nie mehr wieder.« (Behm 1954: 151) Und ein anderer ›Gewährsmann‹, ein deutscher Professor, verkündet im Text mit dem Gewicht seiner Stellung als Gelehrter und Lehrender über die Gegend von »Strumitz« [heute Strumica in der Republik Mazedonien] – »der heißeste Fleck Europas. Klimatisch und politisch!« (Behm 1954: 172): »Hier ist ewig Kampf und Krieg, hier vergeht kaum ein Tag, an dem es nicht ein Attentat, einen Mord oder Raub, ein Bandengefecht oder eine Entführung gibt. Lösegelder stehen hier auch heute noch, wie damals bei Eurem Karl May, hoch im Kurs«, erzählt uns unser Professor.« (Behm 1951: 172)

In der weiteren Inszenierung des Landes als fremdartig und unterentwickelt entspricht Behm ebenfalls überwiegend den Zuschreibungen Mays und seiner Epigonen bzw. der Berichterstatter aus dem Ersten Weltkrieg. So leben im Šar-Gebirge die Menschen in Hütten, die an »Negerkrale« erinnern (Behm 1954: 131), es gibt fast ausschließlich Hammel zu essen (vgl. Behm 1954: 188), und im Allgemeinen sehen die Siedlungen zwar von »weitem [...] höchst malerisch aus, aber wenn der Wagen durch sie hindurch fährt, bleibt nichts als Armut, Schmutz und Verfall.« (Behm 1954: 172-173)

»Diese mazedonischen Städte und Dörfer haben alle das gleiche Gesicht; lehm-braun sind die Häuser, oft mit Eselsmist beworfen. Auf den tief herabhängenden roten Ziegeldächern nisten die Störche, hoch ragt ein türkischer Uhrturm, schlanke Minarette schwaben über den Kuppeln der Moscheen und tief unter ihnen auf der Erde läuft ein Gewirr von schmalen, ungepflasterten Gäßchen. Der Weg verläßt nun die Ebene und steigt in das Bergland hinein, leeres rotes Gestein ist um uns, als führen wir durch eine Wüste. Verstreut nur liegen einzelne Höfe, sie bestehen aus ärmlichen Hütten, die nur durch Luken Luft und Licht erhalten. Jedes Gehöft ist wie eine kleine Festung, denn es ist ein friedloses Land hier und die Erde ist blutgetränkt. Die wenigen Menschen, die unserm Wagen begegnen, sind düs-

zechnis werden allerdings auch Ortschaften» in der nordgriechischen Provinz Mazedonien« bzw. »in griechisch Mazedonien« (Behm 1954: 267) angeführt.

ter und unfreundlich, voll Mißtrauen. Sie leben wie das Vieh, mit dem sie ein und denselben Raum teilen.« (Behm 1954: 173-174)

Die ethnische Vielfalt in Skopje hat in der Darstellung Behms ebenfalls etwas Bedrohliches, und es ist kein Zufall, dass der Ich-Erzählerin gerade dort im Basarviertel die Entführung durch den »Derwisch«, den »Mädchenhändler in geistlichem Gewand« (Behm 1954: 134) droht und sie sich nach ihrer Flucht in letzter Sekunde erst an der Grenze zum »Europäerviertel« (Behm 1954: 151) wieder in Sicherheit fühlen kann: »Was für ein Gewimmel und welch ein Völkergemisch! Braunschwarze Negernachkömmlinge in bananengelben Burnussen, Zigeuner, verschleierte Mohammedanerinnen, orthodoxe Priester und Mönche, Derwische und europäische Reisende, Händler und Bettler, öffentliche Schreiber und Kinder in allen Größen und Farben.« (Behm 1954: 146) Die größte Gefahr für die Ich-Erzählerin und ihre Reisegefährtin »Maritzebill« scheint allerdings eine zu sein, von der Mays Kara ben Nemsi nicht tangiert worden war: einen der einheimischen ›Orientalen‹ zu heiraten und in seinem ›Harem‹ zu landen bzw. sich als Frau allzu sehr in der ›orientalischen‹ Kultur zu verlieren. So lernen die beiden Protagonistinnen ausgerechnet in Ohrid, das im Gegensatz zu den anderen Siedlungen in Mazedonien als »zauberhafte Stadt« (Behm 1954: 194) beschrieben wird,⁶ einen gewissen Sulejman kennen, seines Zeichens »Opiumkönig« des Landes, ein »sagenhaft reich[er] [...] Großgrundbesitzer und Kaufmann« (Behm 1954: 186), der sich als ausgesprochen charmanter und großzügiger Gastgeber erweist. Doch sie werden vor ihm gewarnt: »Aber seid ein wenig vorsichtig mit ihm, er soll in Üsküb auch einen Harem haben mit drei richtigen und mehreren Nebenfrauen. Und man sagt, er sei noch auf der Suche nach der vierten Ehegattin, die Mohammed ihm erlaubt. Wer weiß – und dabei zwinkerte Iwan mir zu – ›vielleicht hat er ein Auge auf eine von Euch geworfen.‹« (Behm 1954: 186)

Tatsächlich tritt Sulejman schließlich mit diesem Ansinnen an die Ich-Erzählerin heran. Sie kann es abwehren, und nach einer Phase der Verstimmung versöhnen sie sich wieder und bleiben »gute Freunde« (Behm 1954: 207). Doch in einem anderen Fall geht es nicht so glimpflich aus. Katka, eine Österreicherin, die die Reisenden ebenfalls in Ohrid kennen lernen, hat einen einheimischen Bankier aus Skopje geheiratet. Bei der endgültigen Abreise der deutschen Besucherinnen wird ihr Entschluss für ein Leben in Mazedonien in dramatischer Manier kritisiert und den jungen Lesern mit erhobenem Zeigefinger empfohlen, sich stets an die eigene, als homogen aufgefasste ›Kultur‹ zu halten. Die didaktische Aussage ähnelt dabei stark dem Fazit von Kühl von Kalckstein (1951):

6 Auch der dort herrschende Friede steht im Gegensatz zur Schilderung des restlichen Landes: »Wo werde ich morgen zu den Sternen hinaufblicken? Wird es so friedlich sein, wie hier? Werden wir noch einmal wieder soviel Geborgenheit, so beglückende Gastfreundschaft finden? Ich habe Heimweh nach Ochrid, noch ehe ich es verlassen habe.« (Behm 1954: 194)

»Katka hat sich in dieser kurzen Zeit des Beieinanderwohnens sehr an uns angegeschlossen, wir sind für sie ein Stück Heimat, Abendland, das wir in ihr morgenländisches Leben bringen. Sie greift danach wie ein Ertrinkender. Für uns ist Katkas Schicksal eine beschwörende Mahnung, uns niemals, wie sie, ganz an diese orientalische Welt zu verlieren. Zu gegensätzlich sind die Daseinsformen, trotz allen Fortschritts.« (Behm 1954: 195-196)

Sich auch als Frau auf einer Reise in als exotisch wahrgenommene Regionen ein wenig ›orientalisch‹ zu fühlen bzw. behandeln zu lassen, ist in Behms Diktion durchaus nicht falsch. Schließlich kann das auch angenehme Seiten haben: »So lasse ich mir das Sklavinnen-Dasein gefallen, denke ich entzückt.« (Behm 1954: 175) Doch eine zu weitgehende Hybridisierung ist zu verwerfen. Freilich sieht das möglicherweise anders aus, wenn sich deutsche Männer an die vermeintlichen Landessitten anpassen. Der Fahrradreisende Heinz Helfgen schildert in *Ich radle um die Welt. Von Düsseldorf bis Burma* von 1954 (in weiteren Auflagen 1957, 1958, 1960, 1961, 1963 bei Bertelsmann und in Neuaugaben 1988 bei der Bielefelder Verlagsanstalt sowie 2014 im Verlag Rad und Soziales erschienen)⁷ sein Zusammentreffen mit einer Gruppe ehemaliger deutscher Soldaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in einer namenlosen »mazedonischen Kleinstadt« kurz vor der griechischen Grenze hängengeblieben sind, einheimische Frauen geheiratet haben und alle »recht glückliche Ehen« (Helfgen 1957: 26) führen, was unter anderem daran liege, dass die mazedonischen Frauen »anspruchslos und leicht zu dirigieren« (Helfgen 1957: 27) seien. Wie stark die Männer in der angeblich landesüblichen Ehekultur angekommen sind, erregt beim Berichterstatter wohl Verwunderung, aber Kritik ruft ihr Verhalten jedenfalls nicht hervor:

7 Die Neuauflage von Helfgens Text wird im Internet als »Reisebestseller der Fünfziger Jahre« beworben. Man habe Helfgen »einen modernen Karl May genannt. Nur – er hat seine Abenteuer selbst erlebt.« Auch der heutige Leser dürfe also verlässliche Informationen über die bereisten Länder erwarten. Mazedonien schildert Helfgen als Land, in dem sich »das Bild der Landschaft und seiner Bevölkerung«, je näher man von Serbien her der »mazedonischen Hauptstadt Skopje« komme, »desto bizarren« darstelle (Helfgen 1957: 20). In Skopje findet er ›unverfälschten Orient‹ bei einem Hotelier namens Mohamed Ben Ali, in dessen Gasträumen die vier Beine des Bettes als »Vorsichtsmaßnahme gegen einen eventuellen Wanzenbefall« in »mit Wasser gefüllten Konservendosen« stecken (Helfgen 1957: 21). Zugleich ist Mazedonien aber auch »das Lieblingskind Belgrads« und Empfänger großzügiger Subventionen, so dass man dort »nur Weißbrot [esse], während man in Jugoslawien [mit] Schwarzbrot« vorlieb nehmen müsse. Helfgen beschreibt Opiumfelder, brennende Sonne, hohe Berge und schlechte Straßen, aber auch eine Industrie, die im Aufschwung begriffen ist – diese allerdings exotisierend durch den Mund Mohamed Ben Alis: »Allah erleuchte auch dich, Fremder! Setze deine Reise nicht fort, ohne die Maulbeeren-Plantagen und Seidenspinnereien in Titov-Velez besichtigt zu haben. Schau dir auch das Textilkombinat Tetovo an und die Hydrozentrale Meyrovo [sic!], an der noch gebaut wird und die – wenn Allah es will – in zwei Jahren fertig ist und die elektrische Kraft geben wird für die gesamte mazedonische Industrie!« (Helfgen 1957: 22)

»Ja, und dann feierten wir an diesem Abend in einer mazedonischen Kleinstadt den Geburtstag eines mit einer Mazedonierin verheirateten Automechanikers aus Gießen. [...] Mehrere andere ehemalige Landser waren mit ihren Frauen ebenfalls zu der Feier erschienen. Aber die Unterhaltung führten nur wir Männer. Zwar mußten mich die Mazedonierinnen ausnahmslos begrüßen, ihre Männer erklärten ihnen auf mazedonisch [sic!], daß ich auch aus Deutschland wäre, dann jedoch zogen sich die Frauen verschämt in einen dunklen Winkel des Raumes zurück, und fortan war nichts mehr von ihnen zu hören. Nur einmal stand einer der Männer auf, ging zu seiner Frau hinüber, legte sie übers Knie und verprügelte sie. Warum – weiß ich nicht! Gegen Mitternacht folgten noch zwei andere Männer diesem Beispiel. Auch der Dentist hatte am Abend, als wir aus seiner Wohnung fortgehen wollten und die ihm angetraute Mazedonierin sich erdreistete, ein Kleid anzuziehen, das ihr Mann nicht leiden möchte, seine Frau regelrecht verprügelt. Er sagte auf mein Erstaunen hin: ›Landessitte – was will man machen? Die Frauen brauchen das! Wenn wir sie nicht hin und wieder liebevoll verprügeln würden, nähmen sie uns gar nicht für voll. Das ist nun hier mal so und läßt sich nicht ändern. Wir haben gelernt, Mazedonisch zu sprechen, Ziegenkäse für eine Delikatesse zu halten, und wir haben auch gelernt, wie ein Mazedonier mit seiner Frau umzugehen hat, auf daß seine Ehe eine glückliche sei.« (Helfgen 1957: 27)

Auch wenn Mazedonien nicht in allen Texten der Reiseliteratur so abenteuerlich geschildert wird wie von Behm, so ist doch seit Wendels Fahrt durch Mazedonien gleich geblieben, dass es – zumindest jenseits der Ägäisküste in Griechenland – kein Ziel für den Massentourismus geworden ist. Was Jacob über die Reisemotivation seines Protagonisten Joachim im Roman *Liebe in Üsküb* von 1932 äußert, dürfte sich in dieser Hinsicht kaum verändert haben:

»Warum gerade nach dem Balkan? Viele wunderten sich darüber. Doch Joachim stimmte begeistert ein. Er begriff seines Vaters Meinung, ja, er teilte sie sofort, daß ›Italien zu einfach gewesen wäre‹. Dort rollten schon lauter deutsche Wagen ... Den Meyerheims, den von Rüxlebens in Rom oder Siena begegnen zu wollen: welch ein niederer Grad von Snobismus! Der höhere war: ihnen nicht zu begegnen. Nicht in Rapallo ans Meer zu kommen, sondern in Saloniki zu baden! (Gerade dort, wohin niemand fuhr und wo viel kräftigerer Erzählstoff für später einzuheimsen war.)« (Jacob 1932: 71)

Bei Thessaloniki im heutigen Griechenland zu baden ist freilich kein Zeichen von Distinktion mehr, längst ist es Ziel von Billigfluglinien und von Massentourismus geprägt. Die Republik Mazedonien jedoch wird bis heute im deutschsprachigen Diskurs als Destination für abenteuerlustige, entdeckungsfreudige Individualtouristen inszeniert, noch immer, z.B. auf der oben genannten Merian-Webseite, als

»unentdecktes Land«. So heißt es im Klappentext des Reiseführers *Mazedonien entdecken* aus dem Trescher-Verlag in seiner Neuauflage von 2017:

»Mazedonien ist noch immer ein eher unbekanntes Reiseziel. Dabei gibt es in dem kleinen, gastfreundlichen Land auf der südlichen Balkanhalbinsel vieles zu entdecken: Lebendige Städte wie Skopje, Ohrid und Bitola, schöne Gebirge und große Seen locken zu Erkundungen; antike Ausgrabungen, mittelalterliche Klöster und osmanisch geprägte Altstädte laden zu einer Reise in die bewegte Vergangenheit ein. Aktivurlauber finden wilde Berglandschaften zum Wandern, Klettern, Mountainbiken oder Skifahren.«

Dass es »unentdeckt« ist, impliziert zugleich, dass es »ursprünglich« und unverfälscht ist. So lässt Ellen Fechner 1939 ihren Ich-Erzähler »Lutz« zu Beginn von *Auf zeitlosen Straßen zu zweit* den Vorschlag des jugoslawischen Presseattachés in Berlin – »Sie sollten einmal nach Süd-Serbien fahren!« – als »ungemein reizvoll« empfinden, insbesondere aufgrund der Vorstellung, einmal der »europäische[n] Zivilisation [...] zu entfliehen und in der wilden Ursprünglichkeit eines Landes wie Süd-Serbien unterzutauchen« (Fechner 1939: 7). Diese »Ursprünglichkeit« bedeutet immer nicht nur eine als ursprünglich empfundene Landschaft, sondern ebenso »ursprüngliche« Menschen – im Grunde die positive Verkehrung der im früheren Mazedoniendiskurs häufig postulierten Primitivität der Einheimischen. 1964 scheinen frühere pejorierende Zuschreibungen noch recht deutlich durch, wenn Ernst Neumayr in *Zwischen Adria und Karawanken. Reisen durch Jugoslawien* einen Kinobesuch in Skopje beschreibt. Auch die zugleich geäußerte Zivilisationskritik, die Sehnsucht nach einer ›ursprünglicheren‹ Lebensweise im Einklang mit der ›Natur‹ des Menschen ist nicht neu:

»In den verkehrsarmen Straßen drängeln sich die Massen, sie streben zu den Kino-kassen, um meist schlechte, amerikanische Filme zu sehen. Die häßlichen Plakate mit den erotischen Effekten hatten ihre Wirkung. Die Kinos sind ausverkauft. Nur von einem Wiederverkäufer bekomme ich zufällig eine Eintrittskarte. Ich will aber keinen Film sehen, sondern den Makedonier im Kino, das ist unterhaltsamer. Diese Menschen erleben das Geflimmer auf der Leinwand manchmal so unmittelbar mit, daß sie die Wirklichkeit vergessen. [...] In den Dörfern, wo man zum erstenmal die Tragödien der Weltliteratur in makedonischer Sprache aufführte, gab es schwer enttäuschte Zuschauer, die, als sich die Toten des Stückes nach dem Vorhang für den Applaus bedankten, empört waren und sich um Geld und Zeit betrogen fühlten, als sie bemerkten, daß die Schauspieler nicht wirklich tot waren. So erlebt der urtümliche Mensch auf dem Balkan noch Theater, und so mag es vom Dichter gemeint sein. Wir aber schätzen ab, der Intellekt überwacht jedes Auspendeln der Emotion. Wir schämen uns der Tränen und lächeln, wo man lachen müßte.« (Neumayr 1964: 53)

Mit dieser ›Ursprünglichkeit‹ verbunden sind stets auch Zuschreibungen von Zugewandtheit, Gastfreundschaft und Fröhlichkeit, durch die die Einheimischen als Geigenpart zum modernen, intellektgesteuerten ›westlichen‹ Menschen stilisiert werden. So kann sich der Reisende einerseits etwas überlegen fühlen (nicht zuletzt auch, weil Mazedonien von Anfang an als für Deutsche sehr günstiges Reiseland dargestellt wird) und zugleich – wenigstens für die Dauer der Reise – am ›wahren Leben‹ teilhaben. Dies trifft auch auf den griechischen Teil der historischen Region Mazedonien zu. So berichtet im Merianheft *Makedonien und Athosklöster* von 1972, das ausschließlich das griechische Mazedonien behandelt, Katharina Adler unter dem Titel »Gastfreundliche Menschen« von einer Landbevölkerung, die »auf einer völlig magischen Religionsstufe« stehe, und beschreibt ein Fest, zu dem sie mit dem Auto über ausgesprochen schlechte Straßen gelangt sei u.a. mit diesen Worten: »Die verschiedenen Clans saßen im Kreis um ihre Feuer, über denen Fleischstücke oder ganze Lämmer am Spieß gedreht wurden.« (Adler 1972: 76)

Letztlich ist es die gleiche Sicht, wenn auch ganz ins Positive verkehrt, die die Darstellung der »Mazedonier⁸ in den Begleittexten zu den Fotos des prächtigen Bildbands *Makedonija – Mazedonien – Macedonia* prägt. Erschienen ist dieses Buch 2009 bei Seltmann + Söhne in Lüdenscheid, die Fotos stammen von Jürgen Sieckmeyer, die Texte von Doris Sieckmeyer. Die »Mazedonier« werden als Volk mit einer schwierigen Vergangenheit und Gegenwart beschrieben: »Das Land war immer wieder der Zankapfel aggressiver Machtpolitik seiner Nachbarmächte und

⁸ Für Sieckmeyer (2009) ist die Nationalität der »Mazedonier« unstrittig, sie wird gar nicht mehr in Abgrenzung zu Bulgaren oder Serben diskutiert. Vielmehr sind Bulgarien und Serbien »fremde[] Mächte« (Sieckmeyer 2009: 14), gegen die die »Mazedonier« um ihre Selbstbestimmung kämpfen mussten. In den Reiseberichten der Zwischenkriegszeit war das noch anders. Besteht etwa für Ziegler (1939) die slawische Bevölkerung des Landes aus Serben, stellt Wendel noch kein klares Zeugnis aus: »Der Bauer auf der Babuna Planina sagte mit wegwerfender Handbewegung: ›Ach, Serben oder Bulgaren – das sind hierzulande Parteien; ich gehöre zu keiner Partei! Und auf einer Seefahrt predigt ein Jüngling aus der Monastirer Intelligenz die makedonische Nationalität; er will ein autonomes Makedonien mit Landesregierung und Landesparlament zu Skopje im Gefüge eines südslawischen Bundesstaates. Der Plan ist, trotz sofort aufspringender Bedenken, zu erörtern. Aber vor allem vertragt euch!« (Wendel 1921: 100) Und 1964 klingt bei Neumayr noch Skepsis durch, wenn er konstatiert: »Die makedonische Sprache, die offizielle Umgangssprache der Volksrepublik Makedonien, wurde erst 1945 aus der Taufe gehoben. Bis dahin waren sich die Philologen nicht einig, ob der makedonische Dialekt – Dialekt dürfen Sie heute natürlich nicht mehr sagen! – noch serbisch oder schon bulgarisch sei. Er war keines von beidem und etwas von beidem. Heute sind die Philologen ausnahmsweise einig und erklären triumphierend: Makedonisch ist makedonisch. Lange hat's gedauert, doch jetzt wissen wir's.« (Neumayr 1964: 62) Heute wird dem Reisenden selbstverständlich Mazedonisch-Vokabular als Teil des Reiseführers angeboten (vgl. Oppeln 2017: 307-315). Auch mithilfe eines eigenen Sprachführers kann er seinen Aufenthalt in der Republik Mazedonien vorbereiten (vgl. Engelbrecht 2009).

ist es heute noch.« (Sieckmeyer 2009: 14) Zudem ist es von einer hohen Arbeitslosigkeit, niedrigen Löhnen, Armut und zwischenethnischen Konflikten gekennzeichnet. Und doch sind die Menschen »lebensfreudig[]« (Sieckmeyer 2009: 23), alle wirken »irgendwie entspannter« als in Westeuropa (Sieckmeyer 2009: 41), sie sind »freundlich und sehr fröhlich, haben unheimlich viel Power und machen einen zufriedenen und glücklichen Eindruck« (Sieckmeyer 2009: 48), »alle scheinen so fröhlich« (Sieckmeyer 2009: 95), sie »reden laut und fröhlich durcheinander, es wird unglaublich viel gelacht, auch wenn der Nachbar keine Zähne mehr im Mund hat« (Sieckmeyer 2009: 100), »und es ist einfach wunderschön. [...] Die Nachbarn reden mit- und durcheinander, und alle sind glücklich.« (Sieckmeyer 2009: 156) Zugleich wird betont, dass es hier manchmal »noch recht archaisch« zugehe (Sieckmeyer 2009: 117); Handwerker arbeiten »ohne jede unnötige Hast« (Sieckmeyer 2009: 106), und in Sachen Regeltreue und Pünktlichkeit sei doch ein deutlicher »Mentalitätsunterschied« (Sieckmeyer 2009: 23) zu den Deutschen zu bemerken. Als Gewährsleute dafür werden deutsche ›Expats‹ herangezogen. So wird der frühere Leiter des Skopjer Goethe-Instituts Thomas Dieckhaus zitiert, es gebe

»[...] keine Regeln, oder es gibt welche und keiner hält sich dran. Oder man kennt sie gar nicht. Das ist schon ein Mentalitätsunterschied, aber mir gefällt diese Mentalität. [...] Der deutsche Professor Peter Rau sagt sogar: ›Wir Westeuropäer sollten die Menschen hier nicht nur viel mehr respektieren, sondern sie uns zum Vorbild nehmen. Was haben die Menschen hier alles ertragen, mitmachen müssen. Wie sie das nicht auf die leichte Schulter nehmen, sondern durchleben, überleben und bewältigen, ist bewundernswert. Wenn es einmal zu wirklichen Krisen kommen sollte, wird sich uns Westlern zeigen, wer krisenfähiger ist.‹« (Sieckmeyer 2009: 23)

Doch auch Einheimische bürgen für die ›Wahrheit‹ der Darstellung, etwa wenn eine »junge Familienmutter« aus Ohrid beteuert: »Wir Mazedonier feiern unglaublich gerne, Feiern und Freundschaft – das ist in unserem Herzen« (Sieckmeyer 2009: 138).

Ein Berichterstatter allerdings lässt kein gutes Haar an den Mazedoniern bzw. genauer an den Bewohnern Skopjes und der Stadt selbst. Der österreichische Schriftsteller Humbert Fink, einer der Wegbereiter des Klagenfurter Literaturwettbewerbs, veröffentlichte 1971 in seinen *Stadtgeschichten. Auf den Spuren europäischer Geschichte* eine regelrechte Abrechnung. Nicht genug damit, dass er auf ein völlig überteuertes lauwarmes Bier in einem »reizlosen, düsteren und kahlen Steinkasten« (Fink 1971: 44) über eine Stunde warten muss und auf seine Beschwerde hin noch »auf recht unflätige Weise« (Fink 1971: 45) von der Kellnerin beschimpft wird. Auch sonst habe er »eine ähnliche Ablehnung gegen alles Westliche oder Europäische [...] gerade in Skopje einige Male« (Fink 1971: 45) erfahren müssen. Viel schwerer wiegt jedoch, dass die Stadt selbst nicht mehr die »rö-

misch-byzantinisch-osmanische[] Oase inmitten der mazedonischen Wüstenei« (Fink 1971: 46) sein kann und will, die sie laut Fink einmal gewesen ist, sondern als eine »flache Allerweltsgroßstadt [...], flach im architektonischen und geistigen Sinne« (Fink 1971: 46) emporwächst.

»Nur jenseits des Vardarflusses [...] im Gewirr des Basars, in diesem Irrgarten gepflasterter Straßen und Gassen, in diesem labyrinthischen Durcheinander von Durchschlüpfen, Torbögen, Nischen, winzigen Cäffchen und holprigem Kopfsteinpflaster, existiert noch diese ungebrochene Vitalität des alten Üsküb, liegt im Lärm der Kupferschmiede, Limonadenverkäufer, Zigeunerinnen, Marktweiber, Straßenschreiber, Sattler, Hutmacher, Juweliere, Kürschner ... liegt im Tumult dieser schiебenden, drängenden, feilschenden und vor allem lebendigen Menschen etwas vom Geheimnis begründet, das uns Mitteleuropäern alles Orientalische so anziehend erscheinen läßt. Der Bazar von Skopje ähnelt ja in der Tat ähnlichen Plätzen in der kleinasiatischen Türkei, ist wesentlich größer und abwechslungsreicher als jener von Sarajevo und könnte sogar in irgendeiner maghrebinischen Stadt ansiedelt sein.« (Fink 1971: 46-47)

Von diesem Basarviertel abgesehen habe Skopje aber sein »orientalisches Gesicht verloren« (Fink 1971: 47) und sei damit überhaupt »gesichtslos geworden« (Fink 1971: 45). Dafür sei das verheerende Erdbeben vom Juli 1963 verantwortlich, bei dem »mehr als tausend Menschen« ums Leben kamen, »einige tausend« verletzt und »fast hunderttausend« obdachlos wurden. (Fink 1971: 45-46) Doch es ist nicht das Erdbeben allein, »auf das man sich in Mazedonien nur allzugern beruft« (Fink 1971: 47), sondern vielmehr die laut Fink verfehlte Aufbaupolitik des jugoslawischen Staates: »man scheint hier nicht begriffen zu haben, daß Allerwelts-Zinskasernen und die grauen Kolonnen rasch hingehudelter Sozialwohngebäude ganz einfach nicht in diese mazedonische Landschaft passen, daß gerade hier nur umso provinzieller wirkt, was im übrigen Europa unmittelbar nach dem Krieg als reiner Funktionsbau errichtet worden war« (Fink 1971: 47-48). Der »europäische« Reisende, der besser als die Einheimischen weiß, was in ihre Landschaft und zu ihnen selbst passt – es ist die kolonialistische Attitude früherer Mazedonienbesucher, die sich hier nur einmal mehr äußert. »Barbarisch[]« ist in Finks Diktion nicht nur die »weißglühende mazedonische Sonne« (Fink 1971: 48), sondern auch die Einheimischen selbst sind es. Dazu passt das Gefühl der Bedrohung, das vermittelt wird, wenn »die schon schneebedeckten Berge rund um Skopje aus dem grauen Nebel wie urzeitliche Tiere auftauchen, bedrohlich, feindlich, düster« (Fink 1971: 48), oder wenn »man inmitten des Hütten-Wirrwarrs des Zigeunerviertels, inmitten verschmutzter und bedrohlicher Kinder, inmitten von unleugbarer moralischer und sozialer Korrumperung sich plötzlich nur noch an den Silhouetten der nahen Hochhäuser zu orientieren vermag, die aus dem dünnen weiß-grauen Nebel wie eine ironische Fata Morgana auftauchen« (Fink 1971: 48-49). Mit der Klage über

die Überlagerung und Verdrängung des ›wahren‹ Orients in Mazedonien durch die westliche Moderne steht Fink an sich in einer Tradition deutscher Autoren seit von der Goltz (1894), Wendel (1921), Rettenbach (1942) u.a. Doch die Unbedingtheit, mit der er voraussetzt, dass der ›Orient‹ bitte schön ›Orient‹ zu bleiben habe, nämlich ›authentisch‹ (Fink 1971: 50), und mit der er kulturelle Hybridität und die Gleichzeitigkeit von Althergebrachtem und Modernem verdammt, scheint auch von einer antisozialistischen Haltung getragen zu werden. Letztlich ist es ja die sozialistische Regierung Jugoslawiens, die für den Niedergang der ›orientalischen Civilisation‹ (Fink 1971: 50) in Skopje verantwortlich ist, und sie ist es auch, die mittels ihres Militärs die wahre Bedrohung darstellt. So beschließt Fink sein »Städteporträt« Skopjes mit einem rechten Schreckensbild:

»Ich fahre immer mit einem Gefühl der Trauer und Ablehnung nach Skopje. Ja, auch der Ablehnung. Ich weiß, es ist barbarisch, aber man negiert, was man sterben sieht. Und weder die weiße heiße Augustsonne im Talkessel des Vardar noch der zähe, milchig-graue Herbstnebel täuschen darüber hinweg, daß in der Altstadt, im einstigen Monastir [sic!], in der byzantinischen Handelsmetropole und der römischen Provinzhauptstadt unaufhörlich der Tod umgeht. Dächer fallen ein, Steine liegen unbeachtet mitten auf den Straßen (bei näherem Hinsehen entdeckt man arabische Zeichen an ihnen), die Minarets klagen schief, beschädigt und vereinsamt in den mazedonischen Himmel, die kleinen, flachen türkischen Häuser wirken von Besuch zu Besuch schäbiger, und selbst das Geschrei und Gekreisch im Basar überzeugt nicht mehr so recht. Das andere, neue Skopje aber wächst blind und beinahe zufällig aus den grünen Wiesen und über die sanften Hügel des Vardartales. Und wo die Häuserkolonnen wachsen, wird das zarte Grün der Erde, ihr saftiges fruchtbares Braun zerstört, und lehmgelber Kot ergießt sich plötzlich über die Landschaft. In der Kellerbar des Grandhotels gibt es Striptease total. Vermummte Weiber auf ihren Eseln zuckeln langsam heim ins Bergdorf. Auf dem nahen Militärflughafen stehen Tag und Nacht die Maschinen startbereit, gegen Albanien, gegen Bulgarien, gegen Griechenland, wer weiß es ...« (Fink 1971: 51-52)

In seiner Untersuchung über *Tourismus und Authentizität* legt der Soziologe Robert Schäfer dar, dass in der »sozialwissenschaftlichen Literatur [...] seit MacCannell die soziale Tatsache des Tourismus [...] durchgehend als Versuch beschrieben [wird], authentische Erfahrungen zu machen oder Authentisches zu erfahren.« (Schäfer 2014: 45) Diese »Sehnsucht nach Authentizität« habe mit dem »gesellschaftlichen Modernisierungsprozess« zu tun (Schäfer 2014: 45), hinter ihr stehe »die Idee von Authentizität als etwas Ursprünglichem und Unverfälschtem«, das als »das natürlich Gegebene und nicht kulturell Hergerichtete« (Schäfer 2014: 219) erscheine. Diese Suche nach Authentizität lässt sich in der Tat in allen Texten der Reiseliteratur über Mazedonien finden, und in der Regel wird gerade als besonde-

re Qualität des Landes, seiner Natur und seiner Einwohner hervorgehoben, dass sie besonders »ursprünglich« und damit »authentisch« seien. Was genau »authentisch« ist, legen aber die jeweiligen Autoren fest.⁹ Finks wütende Ablehnung des modernisierten Skopje liegt wohl auch darin begründet, dass er ›authentisch‹ mit seiner Vorstellung von ›orientalisch‹ gleichsetzt und diese dort nicht wiederfindet. Ein ähnlicher Ansatz findet sich bei Neumayr, der ebenfalls über das Skopje in den Jahren nach dem Erdbeben schreibt. Dieser zieht aber andere Schlüsse. Zunächst stellt er fest: »Makedonien ist noch heute ein Dorado unverfälschter Folklore, und man wünscht, daß es so bleibe.« (Neumayr 1964: 50) Doch etwas später heißt es:

»Ein Kaufmann aus Düsseldorf ist enttäuscht, daß man ihm zu wenig Orient bietet. Er schwärmt von den windschiefen türkischen Häusern, Hütten oder Katen, für die holprigen Gassen mit den trägen Ochsengespannen und flinken Eselchen und bannt sie begeistert in seine Filmkamera. Würde er in diesen Hütten wohnen wollen? Die Jugend dieses Landes will auch nicht mehr. Über das Hotelzimmer schimpft der Fremde ausgiebig, und die Straßen – eine Katastrophe. Aber Luxushotels für die Fremden und Elendshütten für die Einheimischen – ob das eine Zukunft ist?« (Neumayr 1964: 51)

Die Reisenden suchen nicht nur nach Authentizität, sie wollen sie auch den Daheimgebliebenen vermitteln. Im 20. Jahrhundert geschieht das zunehmend durch photographische (oder wie im Falle des Düsseldorfer Kaufmanns filmische) Aufnahmen. Hierbei geht es gewissermaßen um doppelte Authentizität: die Authentizität des bereisten Landes, die sich in den Bildmotiven ausdrückt, und die Authentizität des eigenen Erlebens, das durch die Aufnahmen dokumentiert und bewiesen wird. Werden Bilder, insbesondere Photographien und Filmaufnahmen, doch allgemein als zuverlässige Zeugnisse einer wie auch immer gearteten ›Realität‹ wahrgenommen. Der *iconic turn* in den Kulturwissenschaften hat allerdings

9 Auch Schmutz kann als Hinweis auf besondere ›Authentizität‹ gewertet werden (vgl. Schäfer 2014: 216-223). So zeigt sich Gabi, die Gattin des Ich-Erzählers Lutz in *Auf zeitlosen Straßen zu zweit* (Fechner 1939) fasziniert von den Erzeugnissen einer als schmutzig empfundenen Garküche in der »fremde[n] Welt« (Fechner 1939: 102) der »afrikanisch wirkenden Gäßchen« (Fechner 1939: 101) der Skopjer Altstadt, lässt sich deren Genuss nach dem Verweis auf mögliche körperliche Folgeerscheinungen aber ausreden – wenn auch erst nach Protest, in dem sie Schmutz und ›Ursprünglichkeit‹ in Beziehung zueinander setzt: »»Gott, Lutz, so'n bißchen Schmutz«, erwiderte sie leichthin, ›was ist denn schon dabei, wenn doch die fertigen Speisen so appetitlich aussehen! [...] Entartetes Geschöpf! murmelte ich. ›Wieso entartet? erkundigte sich Gabi gekränkt. ›Immer diese Ueberheblichkeit des Mitteleuropäers! Der Entartete sind Sie, Herr! Ich möchte ihr Verhalten als degeneriert bezeichnen! Jawohl als de–ge–ne–riert! Oder haben Sie schon einmal gehört, daß Naturvölker sich vor ein bißchen Schmutz ekeln?« (Fechner 1936: 103) Als sie später bei einem Friseurbesuch in der Altstadt nur gebrauchte, verschmutzte Handtücher angeboten bekommt, erscheint ihr diese ›Ursprünglichkeit‹ allerdings nicht mehr attraktiv.

das Augenmerk darauf gelenkt, dass auch diese Bilder nicht nur regelmäßiger Bearbeitung und Manipulation unterliegen, sondern auch Aspekte wie Motivwahl, Bildausschnitt und Auswahl der gezeigten Aufnahmen bewussten Entscheidungen unterliegen (vgl. Bachmann-Medick 2006: 329-380). Sie zeigen also immer nur eine ganz bestimmte, gewollte ›Realität‹, wie die Begeisterung des Düsseldorfers für ›orientalische‹ Szenerien zeigt. Das trifft auch auf die photographischen Illustrationen in Mazedonien(reise)literatur zu. Als Beispiel soll hier ebenfalls Fechner (1939) dienen. Dass auf der Titelseite »48 Original-Aufnahmen des Verfassers« hervorgehoben werden, kann als Hinweis auf die besondere Authentizität der beschriebenen Erlebnisse verstanden werden. Weiß man allerdings, dass sich hinter dem »E.« im Verfassernamen eine Frau verbirgt oder stolpert darüber, dass der Ich-Erzähler im Buch »Lutz« heißt, gerät diese Auffassung bereits ins Wanken. Doch darüber hinaus wird im Text selbst an einer Stelle thematisiert, wie fragwürdig Bilder als Beweis für die ›Realität‹ eines bereisten Landes sind. Die Vorliebe der photographierenden Gabi für ›exotische‹ Motive, für ›malerische‹ Armut, ›echten Orient‹ etc. stößt bei den Einheimischen nämlich nicht unbedingt auf Zustimmung, da sie sich in einem falschen Licht repräsentiert sehen. Die Photographin lässt sich davon allerdings nicht beirren, sie bevorzugt eben »malerische[] Typen« (Fechner 1939: 62) und sorgt so weiterhin dafür, dass bestehende Stereotype auch durch das vermeintlich unbestechliche Medium der Photographie weiter verbreitet und verfestigt werden:

»Aber ich bitte Sie«, sagte ein stattlicher Türke, der offensichtlich den Gesetzen des Malerischenverständnisses verständnislos gegenüberstand, verächtlich zu Gabi, ›was wollen Sie denn den dort photographieren! Das ist doch ein ganz armer Mensch! Machen Sie lieber eine Aufnahme von uns!‹ Und er deutete auf eine Gruppe europäisch gekleideter junger Mädchen und Männer, die kleine Papierabzeichen zum Besten des Sokol, der nationalen Sportvereinigung, deren Protektor der junge König ist, verkauften. Gabi lächelte ungründlich, photographierte artig die von dem Türken vorgeschlagene Gruppe und wandte ihr Interesse von neuem den zerlumpten Bettlern zu.« (Fechner 1939: 61)

Ist der Bettler auch noch augenscheinlich ein »Arnaute und Mohammedaner« (Fechner 1939: 61), ist das Motiv umso lohnender. Der einheimische, modern eingestellte »Türke« kann da nur »kopfschüttelnd ihr in seinen Augen unsinniges Treiben« (Fechner 1939: 61) verfolgen. Dass die in *Auf zeitlosen Straßen zu zweit abgebildeten Photographien* trotz der im zitierten Passus deutlich werdenden Reflexion der Autorin ausschließlich die erwähnten »malerischen Typen« darstellen, wahlweise in zerlumpter, schmutziger Kleidung oder in Volkstrachten, und damit bestehende Klischees weitertradieren und verstärken, wäre bei besagtem »Türken« sicher auf noch mehr Unverständnis gestoßen.

10 »Skopje liegt im Vardartal«. Resümee und Ausblick

Wie der in den vergangenen Kapiteln unternommene Rundgang – oder, dem Untersuchungsgegenstand vielleicht adäquater, »Ritt« – durch die ›Mazedonien‹-Diskurse in der deutschsprachigen Literatur seit der Herausformung eines Raumes dieses Namens aus der sogenannten *terra incognita* im Gebiet der ›europäischen Türkei‹ im Laufe des 19. Jahrhunderts gezeigt hat, kann bei aller Heterogenität der Erzählerstimmen, Zuschreibungen und Topographierungen doch eine bemerkenswerte Hartnäckigkeit bestimmter Narrative konstatiert werden. Auch wenn im 21. Jahrhundert ›Mazedonien‹ wohl von niemandem mehr im Rahmen seiner *mental map* etwa im Herzen des asiatischen Kontinents verortet würde, so wie es in den Reiseberichten des 19. Jahrhunderts noch geschah, steht es doch weiterhin für einen Raum an der Peripherie, ›weit weg‹, exotisch, schwer greifbar und in vielerlei Hinsicht unbekannt. In den Mittelpunkt des Interesses rückt es besonders dann, wenn politische oder gar kriegerische Konflikte drohen, als »Pulverfass des Balkans«, und sind auch Imaginationen wie die des ›heroischen Mazedoniers‹, wie er zwischen den Weltkriegen insbesondere in rechtsgerichteten medialen und literarischen Diskursen populär war, heute weitgehend vergessen, so wird das Land – dies gilt nun für den mazedonischen Staat, die Republik Mazedonien – jenseits von Publikationen für ein touristisches Zielpublikum doch insbesondere mit Krieg und Gewalt in Verbindung gebracht. Das gilt für die unkommentiert medial und auch in wissenschaftlichen Publikationen tradierten Berichte aus dem Ersten Weltkrieg, wie sie in den Kapiteln 4.3 und 5.2 zitiert werden, das gilt für die Erinnerungswerke von Bundeswehrsoldaten aus Kapitel 5.3, das gilt aber auch für belletristische Werke unterschiedlichster literarischer Qualität,¹ die erst in den letzten Jahren veröffentlicht wurden. In dem Roman *Kein Platz für Amie* des Autors Marflow (ein Pseudonym, das auch im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek nicht aufgelöst wird), das 2006 im novum Verlag erschienen

1 Bei einer diskursanalytisch und ideologiekritisch angelegten Untersuchung wie dieser ist literarische Qualität freilich auch kein Auswahlkriterium für das zugrundegelegte Textmaterial. Mit Blick auf die Ausrichtung der Arbeit möge darüber hinweggesehen werden, dass nun so unterschiedlich vermögende Autoren wie beispielsweise Robert Felix und Peter Handke nebeneinanderstehen.

ist, wird etwa in wechselnder interner Fokalisierung von einer internationalen Beobachtermission in der Republik Mazedonien erzählt, die einer kriegerischen Eskalation in Folge des »Bosnienkrieges« vorbeugen soll. Laut Klappentext beruft sich der Autor in seiner Schilderung auf eigene Erfahrungen, sei er doch als österreichischer »Militärdiplomat und Beobachter« auch in den »Länder[n] des Balkans« tätig gewesen. Offensichtlich identifiziert sich der Autor tatsächlich mit der österreichischen Hauptfigur »Mark« – an einigen Stellen des auch schlecht lektorierten Buchs verrutscht die Erzählerstimme aus der dritten in die erste Person. Ausführliche Exkurse über Geschichte und Gegenwart Mazedoniens sowie recht detaillierte topographische Angaben machen den Anspruch auf Vermittlung von ›Wirklichkeit‹ deutlich, der auch im Klappentext betont wird: »Der Autor gibt dem Leser tiefe und sehr erschütternde Einblicke in die Kriegsjahre am Balkan.« Die ebenfalls sehr detaillierten Schilderungen von Verbrechen, Folterungen, Vergewaltigungen und brutalen Morden bewegen sich allerdings im vorgegebenen Rahmen eines regelrecht auf die Spitze getriebenen Balkanismus. »Mazedonien« gerät hier zur Dystopie, zu einem Unort am Rande Europas, der freilich dem ›westlichen‹ männlichen Subjekt zugleich auch orientalistischer Wunschaum sexueller Erfüllung wird angesichts all der verführerischen, offensichtlich zu Promiskuität neigenden Weiblichkeit, die sich dort ›anbietet‹. So geht er nicht nur eine »leidenschaftliche« Beziehung zu der Journalistin Amie ein, sondern darf unter anderem einer minderjährigen albanischen Dorfbewohnerin die »Prinzessinnenbrüste, die sich klein und fest in seine Handflächen schmiegen«, und den »lieblichen Po« (Marflow 2008: 197-198) tätscheln. Gleichzeitig wird er zum Retter der Frauen Mazedoniens vor einheimischen Männern (so befreit er eine junge Albanerin, Lehrerin in einer Dorfschule, aus den Fängen eines Mädchenhändlers) und als Vertreter ausländischer ›Schutzmächte‹ auch vor männlicher Aggression aus den Nachbarländern: »Wir müssen verhindern, dass die Frauen hier von grausamen Nachbarn vergewaltigt werden, so wie in Bosnien, deswegen habe ich gefordert, dass euer Land so bald wie möglich von anderen Truppen beschützt wird.« (Marflow 2008: 273)

Von einem »heillosen Nirgendwo² handelt, nun aus weiblicher Perspektive, auch Sibylle Bergs 2016 bei Hanser im Band *Wunderbare Jahre. Als wir noch die Welt bereisten* erschienene Erzählung »Krieg. Zum Glück: weit weg. Kosovo (aber irgendwie auch Mazedonien), 15. April 1999«. Anders als der Titel vermuten lässt, ist das

² So Rose-Marie Gropp in ihrer am 26.11.2016 in der FAZ erschienenen Rezension: »Ihr erster Reisebericht [...] handelt von einem heillosem Nirgendwo: ›Zwei Millionen Menschen leben in Mazedonien. Albaner, Serben, Türken, Bulgaren, Roma existieren in einem fragilen Gleichgewicht nebeneinander, ohne sich zu sehr zu mögen. Weil kein Mensch mag, was anders ist als er. Anders als die Serben sind fast alle. Aber wie?‹« (Gropp 2016: L4) Die Multiethnizität der Republik Mazedonien, die für Handke noch das Versprechen einer unendlichen, schönen Vielfalt war, ist nun Ausdruck einer Gefahr verheißen Dystopie.

Geschehen in Mazedonien verortet. Das kosovarische Gebiet bleibt für die Ich-Erzählerin, die sich als Journalistin aufgrund des ›Kosovo-Kriegs‹ und seiner Auswirkungen auf das südliche Nachbarland in Mazedonien befindet, unzugänglich, da die »Schlagbäume geschlossen« und die »Grenzen [...] vermint« sind (Berg 2016: 14, 16). Gerahmmt wird der Text von den Reaktionen der Flughafenangestellten auf Reiseziel bzw. Abflugsort, die sich jeweils erleichtert zeigen, weit entfernt zu sein: »Ach, Sie fahren da runter, ich mag die Berichte nicht mehr sehen. Da blickt ja keiner durch. Naja, Krieg ist schon schlimm. Gott sei Dank ist er weit weg.« (Berg 2016: 7) In Skopje rückt er der Ich-Erzählerin schon deutlich näher:

»Mazedonien, das kleine Land, gerät außer sich, mit jedem Tag mehr, und eigentlich ist doch gar nichts los. Der Krieg ist hier nicht. Der Krieg ist in Jugoslawien, sichere zehn Minuten entfernt. Panzer rollen durch die Straßen, das Militär marschiert an der Grenze, nachts hört man Schüsse, Flugzeuge, bei günstigem Wind auch Detonationen. In der Nacht. In den leeren Einkaufspassagen der Hauptstadt laufen Mädchen mit Rollerblades, niemand sagt ein Wort, und irgend etwas stimmt nicht.« (Berg 2016: 7)

Alles Mögliche stimmt nach Sibylle Bergs Inszenierung in Mazedonien nicht. Das »Auffanglager Blace«, in dem kosovarische Flüchtlinge zusammengepfercht und misshandelt werden, ist ein »Schlachthof«, um den »maschinengewehr bewaffnet« und mit »Masken gegen den Geruch von Mensch und Angst« versehene »mazedonische[] Soldaten« stehen, auf die Flüchtlinge einprügeln und zuschauen, »wie Menschen fast zerdrückt werden, Frauen in Ohnmacht fallen, hören, wie Kinder schreien« (Berg 2016: 7-8). Eine alte Frau versucht über die Absperrung zu klettern, doch ein junger mazedonischer Soldat stößt sie zurück. »Schlägt noch mal nach. Egal, dass es seine Mutter sein könnte, bei der er vermutlich noch wohnt.« (Berg 2016: 8) Auch in den »serbischen« Dörfern in der Nähe der kosovarischen Grenze, in denen die Ich-Erzählerin und ihr serbischer Fahrer Dragan sich die serbische »Wahrheit« erzählen lassen – dass »die Nato an allem schuld ist, dass das Kosovo den Serben gehört« (Berg 2016: 11) – und die »aus Staub und Müll gebaut« (Berg 2016: 11) scheinen (eine Charakterisierung, die deutlich an die Beschreibungen mazedonischer Dörfer durch May und die Verfasser der Frontromane erinnert), bricht sich brutale, primitive Gewalt Bahn:

»Vor dem Kiosk auf einer Bank sitzen ein paar Männer, die aussehen, als seien sie betrunken. Misstrauisch beobachten sie uns, spucken auf den Boden. Der Fehler ist, sich als Medienzugehörige zu erkennen zu geben. Der größere Fehler ist zu sagen, dass wir teils deutsch sind. [...] Wo sind die Deutschen, schreit er, und in Sekunden sind wir umringt von brüllenden Serben. Die Kinder fangen an, schubsen und stoßen, die Frauen stehen daneben und lachen, als ein dicker Mann mir gegen

die Stirn schlägt und schreit: Schaut euch die Nato-Hure noch mal an, gleich wird sie im Wasser treiben.« (Berg 2016: 11)

Zwar wird auch die Rolle der internationalen Medien sehr kritisch dargestellt. Die Journalisten sind Zaungäste des Elends, halten ihre Kameras drauf, sind auf der Jagd nach guten ›Storys‹, aber zu nahe wollen sie der Misere auch nicht kommen: »Eine amerikanische Journalistin, gleich einer gut frisierten Wurst, nähert sich der Absperrung [des Flüchtlingslagers]. Sie gibt einen rührenden Text per Handy an ihre Redaktion, hält inne, sagt: Es riecht zu streng. Und dreht ab.« (Berg 2016: 8) Während die Ich-Erzählerin sich, als das Gitter kurz geöffnet wird, unter die Flüchtlinge mischt, gleichsam zu einer von ihnen und prompt selbst zum Gegenstand journalistischen Voyeurismus wird: »Hektisch werden sie abtransportiert, Alte, Kinder, Schwangere, die umgefallen sind, viele werden sterben. Und dabei gefilmt. Wenn gerade keine Tragödie zu sehen ist, werde ich gefilmt. Alles, was verstört aussieht, wird festgehalten.« (Berg 2016: 9) Passiert nichts, sitzt der Medientross im Skopjer Hotel Continental, einem der modernen »Nicht-Orte« (Augé 1992) der Hauptstadt, schaut »Ben Hur« und überlegt, die »Gräber [...] noch [zu] machen« (Berg 2016: 16), oder andere Geschichten, die »aus dem Müll gemacht [sind], den der Krieg hinterlassen hat« (Berg 2016: 16).³ Doch trotz aller Medien-

³ Auch in Norbert Gstreins Roman *Das Handwerk des Tötens* von 2003 wird an gleich zwei Stellen das Warten des Journalisten Allmayer in einem Skopjer Hotel inszeniert, ein von Langeweile geprägtes Warten darauf, dass etwas passiert – in diesem Fall der Einmarsch von NATO-Truppen ins Kosovo (vgl. Gstrein 2003: 29–30, 221). Als es so weit ist, kommt Allmayer auf dem Weg zur mazedonisch-kosovarischen Grenze am inzwischen geräumten Flüchtlingslager Blace vorbei (vgl. Gstrein 2003: 223–224). Die Schilderung dieses Lagers nutzt Allmayer in der Erzählung Pauls auch, um Helena ihren während des Kosovo-Krieges in Kroatien verbrachten Urlaub vorzuhalten und seine Augenzeugenschaft, die als vorgebliche Anteilnahme in Szene gesetzt wird, gegen die Helena (die hier metonymisch wohl für ›Europa‹ steht) unterstellte Ignoranz und Gleichgültigkeit zu setzen: »Doch er versteifte sich darauf, daß er zu der Zeit in Makedonien gewesen war, an der Grenze zum Kosovo, als sie nur ein paar hundert Kilometer entfernt im ehemals gleichen Land Ferien gemacht hatte. Von Anfang an habe er darüber geredet, als wäre sie an allem schuld, malte er von den zu Tausenden in einem Lager bei Blace, oder wie der Ort hieß, eintreffenden Flüchtlingen, die dort von Polizisten mit Schlagstöcken in Schach gehalten wurden, ein Bild, vor dem ihre Tage am Meer obszön wirken sollten, von den nur notdürftig versorgten, verängstigt zusammengedrängten Leuten, die sich bei jedem Schub Neuankommender nach dem Verbleib ihrer Verwandten erkundigten, die Reihen auf und ab liefen und immerfort die gleichen Namen auf den Lippen hatten. Er kam auf die Stille zu sprechen, die mitten im Lärm entstehen konnte, wenn einer zurückwich vor dem, was er gehört hatte, und in der Menge eine Lücke entstand, auf die Schreie und das lautlose Weinen, die alle dasselbe bedeuteten, erzählte von den wie aufgezogen im Morast herumkurvenden Geländewagen der Hilfsorganisationen, unnütze Spielzeuge in der nach Kot und Urin stinkenden Brühe [...], und habe so ein Schreckensszenario gezeichnet, das er gegen ihre untätig am Strand verbrachten Nachmittage setzte« (Gstrein 2003: 43–44). Zu den »narrative[n] Modellierungen von symbolischen Räumen« in Gstreins *Das Handwerk des Tötens* vgl. Müller-Funk 2008.

kritik wird deutlich, dass die ›serbische Wahrheit‹ noch weniger zutrifft als die ›Wahrheit der Medien‹.⁴ Es ist die ›serbische‹ (und auch ›mazedonische‹) Aggression, die für Krieg und Flüchtlingselend verantwortlich ist, die Albaner hingegen sind Opfer. Und »sehen aus wie wir. Hübsche Mädchen mit Buffalo-Schuhen, Männer mit Chiemsee-Jacken, Studenten« (Berg 2016: 9). Die Zuschreibungen haben sich verschoben seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts, wirklich verändert haben sie sich aber nicht. Mazedonien bleibt ein Gefahr-Raum und ein Angst-Raum: »Vielleicht geht es in Mazedonien auch los. Ein Bürgerkrieg. Ein Serbenangriff. [...] Am siebten Tag wird ein mazedonischer Grenzer von Serben erschossen, Russland ist nervös, die Amerikaner sind nervös. Die Chinesen sind sowieso nervös. Die Jungs bei der Nato haben Angst.« (Berg 2016: 16)

Aber wie gesagt: »Gott sei Dank ist das alles weit weg« (Berg 2016: 16), so die Dame am Flughafen.

Was bleibt also einer (deutschsprachigen) literarischen Darstellung Mazedoniens im 21. Jahrhundert? Lässt sie sich gar nicht außerhalb der seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert üblichen balkanistischen bzw. orientalistischen Diskurse, abseits von Verortungen auf der Achse Zentrum/Peripherie und über eingeschliffene stereotype Zuschreibungen hinaus bewerkstelligen? Einen möglichen Ausweg hat vielleicht Zsuzsanna Gahse in einem kleinen Text für »die horen« im vierten Quartal 2007 aufgezeigt. Eine topographische Verortung findet hier ausschließlich im Titel statt: »Skopje liegt im Vardartal«. Darüber hinaus wird vorausgesetzt, dass die Leser wissen, wo sich Skopje bzw. Mazedonien befindet, oder dass es eigentlich gleichgültig ist. Gahse selbst verzichtet auf jegliche weitere Zuschreibungen und Schilderungen, sondern berichtet ausschließlich von ihrem Aufenthalt an der »Universität ›Kyrill und Method‹ in Skopje, vom Prüfungsstress der Studierenden, von ihren Vorlesungen und Übungen zu deutschsprachiger Literatur und zum Nacherzählen. Diese Universität könnte überall sein, wenn Gahse dann nicht auf das Narrativ des mazedonischen Widerstands gegen die ›türkischen Besatzer‹ (Gahse 2007: 72) zu sprechen käme. Es erfolgt aber zugleich eine mehrfache Distanzierung. Zum einen dadurch, dass Gahse intradiegetisch die Erzählung einer namentlich genannten mazedonischen Studentin über ihre »Urgroßmutter« wiedergibt, die als »Familienanekdote« charakterisiert wird, sie sich also unmittelbar auf die einheimische Quelle berufen kann. Zum anderen dadurch, dass der Widerstand – die »Urgroßmutter« habe einen türkischen »Scheich«, der sie vergewaltigen wollte, geschickt überlistet und erschlagen – von einer Frau ausgeht und damit

4 Damit widerspricht Berg Handkes Position, auf den ihr Text an einer Stelle Bezug nimmt: »Der Fahrer Dragan ist Ingenieur. Er erzählt von seiner Frau, die ein Kind erwartet, von seiner Suche nach Arbeit. In einem Nebensatz sagt er, nächste Woche werde das Kosovo clean sein. [...] Er freut sich, dass jemand endlich die ganz normalen Serben zu Wort kommen lassen will, die jetzt in der ganzen Welt unbeliebt sind. Von Peter Handke hat Dragan noch nichts gehört.« (Berg 2016: 11)

in Kontrast zum männlich geprägten ›Heroismus-Diskurs‹ der Weimarer Republik steht. Es sind die Urgroßmütter, die laut Gahse das Land charakterisieren, und zwar aufgrund ihrer »Schönheit und Klugheit«: »Solche Urgroßmütter gibt es in Mazedonien. Es gibt Geschichten über Schönheit und Klugheit der Ahninnen, *beschert* [Herv. i.O.] durch fünfhundert Jahre (fünfhundert Jahre!) türkischer Belagerung, an die man sich jetzt halb lachend oder: auch schon mal halb lachend erinnert.« (Gahse 2007: 72) Freilich verbleibt auch eine solche Zuschreibung in diskursiv geprägten Wahrnehmungsmustern von Gewalt und – durch die auch im Nacherzählen letztlich eben nicht ›mazedonische‹ Erzählperspektive – einem Stückweit auch Exotisierung. Allzusehr ruft die »Familienanekdote« Assoziationen mit *Tausendundeiner Nacht* auf. Es lässt sich dem Diskurs wohl nur entkommen, wenn man Mazedonien aus gehöriger Entfernung aus der Luft betrachtet, es gleichsam nur mit dem – literarisch inszenierten – Blick streift, wie Zsuzsanna Gahse es an einer Stelle ihres 2012 in der Edition Korrespondenzen erschienenen *Südsudelbuch* unternommen hat. Dann fängt sogar Mazedonien an zu funkeln: »Ich hatte einen Fensterplatz, neben mir saß ein nicht gerade schlanker Mann, groß, verschwitzt, fürsorglich. Er zeigte mir die Gegend, Skopje, die Berge, die Seen, alles funkelte.« (Gahse 2012: 168)

Das Beispiel Zsuzsanna Gahses und der von ihr nacherzählten Geschichte von der mazedonischen Urgroßmutter – und ebenso der auf ihren »Anstelle eines Vorworts« untertitelten Text folgenden, von mazedonisch- und albanischsprachigen Studierenden der Universität Heilige Kyrill und Method Skopje und der Südosteuropa-Universität Tetovo verfassten Nacherzählungen mazedonischer und albanischer Lieder, Sagen und Fabeln (vgl. Milenic u.a. 2007) – wirft jedoch die Frage nach den ›mazedonischen‹ Beiträgen zu deutschsprachigen Mazedoniendiskursen auf, die in der vorliegenden Untersuchung bisher nur am Rande eine Rolle spielten. Betrachtet man Mazedonien als *real-and-imagined*, als Raum, dessen Repräsentationen beständig an seiner Produktion mitwirken, ist die Erforschung der ›einheimischen‹ Beiträge zu dieser Produktion und ihrer möglichen Wechselwirkungen mit den deutschsprachigen Beiträgen ein wünschenswertes Unterfangen, das allerdings zunächst ein Desiderat für die Zukunft bleiben muss. Dennoch soll an dieser Stelle zumindest ein kurзорischer Überblick über Literatur aus der Region Mazedonien, die in deutscher Sprache zugänglich ist, unternommen werden. Wie in Kapitel 3.2 erwähnt, haben in den Jahren zwischen den Weltkriegen Publikationen von der IMRO nahestehenden Organisationen, etwa der »Mazedonischen Studentenvereine im Ausland«, den deutschsprachigen ›Heroismus-Diskurs‹ bezüglich Mazedonien mitgeprägt. Belletristische Literatur aus der Region wurde hingegen wohl kaum rezipiert, sieht man von einigen mazedonienbezogenen Erzählungen in Alexander Roda Rodas Nachdichtungen bulgarischer Literatur in dem 1918 erschienenen Band *Das Rosenland* ab. Das änderte sich, wenn auch in vergleichsweise bescheidenem Umfang, nach dem

Zweiten Weltkrieg. In der DDR etwa erschienen bei Rütten und Loening drei Bände einer Romantetralogie des im mazedonischen Prilep geborenen bulgarischen Schriftstellers Dimităr Talev (in den deutschen Übersetzungen Dimiter Taleff geschrieben), in der die Geschichte Mazedoniens im 19. und frühen 20. Jahrhunderts als (bulgarische) Familiengeschichte erzählt wird und die »den Nerv des bulgarischen Identitätsbewußtseins« (Randow 1997: 133) traf: *Der eiserne Leuchter* (1957, in einer 2. Auflage 1960), *Die Glocken von Prespa* (1959, in einer 2. Auflage 1963) und *Der Eliastag* (1963). Der vierte Band, auf Deutsch *Ich höre eure Stimmen*, durfte in der DDR aus politischen Gründen nicht erscheinen (vgl. Randow 1997: 132-133). Ebenfalls in der DDR erschien 1974 im Aufbau-Verlag der Roman *Schwarze Saat* des aus ›Ägäisch-Mazedonien‹ stammenden, mazedonischsprachigen Autors Taško Georgievski, der während des griechischen Bürgerkriegs von 1946 bis 1949 in einem Gefangenental der konservativen griechischen Regierung auf einer kahlen, menschenfeindlichen Insel in der Ägäis spielt; Hauptfigur des Romans ist ein einfacher mazedonischer Bauer, der dort als Inhaftierter versucht, zu überleben und seine menschliche Würde zu bewahren.

In der BRD wurden einige Anthologien mazedonischsprachiger Literatur veröffentlicht. Nach *Mazedonische Volksmärchen*, 1972 im Eugen Diederichs Verlag erschienen, folgten zwei vom Institut für Auslandsbeziehungen geförderte Bände im Horst Erdmann Verlag: 1976 in der Reihe »Moderne Erzähler der Welt« der Band *Makedonien* mit Erzählungen von achtzehn zeitgenössischen mazedonischsprachigen Autoren, ergänzt um eine Einführung des Publizisten Miodrag Drugovac zur »makedonischen Literatur« und biographische Angaben zu den Autoren. 1978 folgte *Moderne makedonische Lyrik* mit Gedichten von 39 mazedonischsprachigen Lyrikern, ebenfalls ergänzt um eine Einführung »Die makedonische Lyrik der Gegenwart« von Miodrag Drugovac und kurze biobibliographische Angaben. In beiden deutschen Staaten wurden Gedichtbände Blaže Koneskis, eines für die offizielle Etablierung der mazedonischen Standardsprache gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und einer mazedonischsprachigen Literatur eminent wichtigen Linguisten, Prosa- und Lyrikstellers, herausgebracht: 1986 *Unter dem weißen Kalkstein der Tage* im Bielefelder Pendragon-Verlag und 1988 *Lied der Weinstöcke* im Ost-Berliner Verlag Volk und Welt.

Zu erwähnen ist hier noch griechische Literatur, die sich auf Mazedonien bezieht, wie der Roman *Brudermörder* von Nikos Kazantzakis, der während des griechischen Bürgerkriegs in den Bergen bei Kastoria (mazedonisch Kostur) spielt, 1969 erstmals auf Deutsch erschien und seither mehrmals neu aufgelegt wurde. Kazantzakis' berühmtester Roman *Alexis Sorbas* spielt zwar auf Kreta, die Hauptfigur Sorbas ist allerdings ein »makedonischer Arbeiter«. Am Ende des Romans wird berichtet, dass er sich schließlich bei Skopje »in Serbien« niederlässt, dort eine Frau namens Ljuba heiratet und als Bergwerksbesitzer sein Leben beschließt.

Eine Publikation mazedonischsprachiger Literatur erfolgte erst nach einer längeren Pause 1999 wieder: *Zeit der Ziegen*, ein Roman des albanisch-mazedonischen Schriftstellers Luan Starova, erschien in einer Übersetzung aus dem Mazedonischen im Zürcher Unionsverlag. Im Jahr 2000 folgte ein Lyrikband von Liljana Dirjan in der Berliner Corvinus-Presse; 2001 dann eine von Blagoja Risteski-Platnar herausgegebene Anthologie »phantastischer« Literatur aus Mazedonien, *Das Haus am Ende des Dorfes. Zeitgenössische Erzählungen aus Mazedonien*, mit Übersetzungen aus dem Mazedonischen und dem Albanischen im Klagenfurter Drava Verlag; 2003 in der Reihe »Poesie Vis-à-vis« der edition die horen *Unverhoffte Himmel. Zeitgenössische makedonische Poesie* (hg. von Norbert Randow und Johann P. Tammen); 2008 der Erzählungsband *Der große Koffer* von Ivan Dodovski im Leipziger Literaturverlag; 2009 der Roman *Das Buch des Vaters* und 2010 der Roman *Das Buch der Mutter* von Luan Starova im Wieser Verlag Klagenfurt; ebenfalls 2010 der Gedichtband *Anständiges Mädchen* von Lidija Dimkovska in der Wiener Edition Korrespondenzen; 2011 der Gedichtband *Versetzer Stein* von Nikola Madžirov im Münchner Hanser Verlag; 2013 der Roman *Freuds Schwester* von Goce Smilevski bei Matthes und Seitz Berlin; ebenfalls 2013 der Roman *Meine Cousine Emilia* von Vlada Urošević bei dtv Premium; 2015 der Roman *Das achte Weltwunder* von Jordan Plevneš im Leipziger Literaturverlag; 2016 der Roman *Gespräch mit Spinoza* von Goce Smilevski bei Matthes und Seitz und 2017 der Roman *Quecke* von Petre M. Andreevski im Berliner Guggolz-Verlag. Hinzu kommen Lyrik und kurze Prosastücke in Zeitschriften wie dem österreichischen *Wespennest* oder den *Lichtungen*, Gedichte auf dem Internetportal www.lyrikline.org, Prosa und Lyrik auf der Webseite www.slovokult.de, Einzelbeiträge zu unterschiedlichen Anthologien.

Seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts ist also eine deutliche Zunahme deutschsprachiger Publikationen mazedonischsprachiger Literatur erfolgt. Die Vermutung, dass sie den deutschsprachigen Mazedoniendiskurs entscheidend mitprägen, liegt nahe. Allerdings muss einschränkend konstatiert werden, dass die meisten dieser Publikationen, insbesondere diejenigen in kleineren Verlagen, medial kaum wahrgenommen werden und wohl nur einen relativ kleinen Kreis von speziell am südosteuropäischen Literaturraum Interessierten erreichen.⁵ Vielfach rezensiert wurde vor allem *Meine Cousine Emilia* von Vlada Uroševic – eine Coming-of-Age-Geschichte vor dem Hintergrund Skopjes im Zweiten Weltkrieg, in der die ›Realität‹ ständig von magischen und phantastischen Ereignissen aufgebrochen wird – u.a. im *Spiegel*, in der *Neuen Zürcher Zeitung*, im *Deutschlandradio*, dem *SWR*, im *Focus*, mehreren Tageszeitungen, der *Freundin* u.a. Der Roman

⁵ Eine Ausnahme macht der Bühnenautor Dejan Dukovski, dessen Stücke im deutschen Sprachraum vielfach aufgeführt und besprochen wurden, insbesondere *Das Pulverfass* von 1996, das 1998 in Deutschland uraufgeführt wurde. 2008 erschien dieses Stück zusammen mit *Leere Stadt* in Buchform im Verlag der Autoren.

Freuds Schwester von Goce Smilevski, eine fiktive Autobiographie einer Schwester Sigmund Freuds, wurde u.a. in den Feuilletons der *Zeit* und der *Süddeutschen Zeitung* rezensiert. Der Gedichtband *Versetzer Stein* von Nikola Madžirov u.a. im *Spiegel*, dem *Deutschlandfunk Kultur* und dem *Tagesspiegel*; zudem ist der Lyriker, der, so Jan Koneffke in seinem Madžirov-Porträt in der *Neuen Zürcher Zeitung*, »seit einiger Zeit in der internationalen Lyrikszene Furor macht« (Koneffke 2012), auf Festivals wie dem Berliner Literaturfestival gern gesehener Guest und so ein reger Botschafter für sein Land.⁶ Sowohl Madžirov als auch Smilevski waren zudem Stipendiaten des Berliner Künstlerprogramms des DAAD. Zuletzt wurde Petre M. Andreevskis Roman *Quecke* u.a. im *Deutschlandfunk Kultur*, dem *Bayerischen Rundfunk*, dem SWR2 und in der *Neuen Zürcher Zeitung* ausführlich besprochen. *Quecke*, 1980 erstmals in Mazedonien erschienen, gilt dort als einer der wichtigsten Romane und ist Schullektüre. Er handelt in der Zeit vor und während der Balkankriege und des Ersten Weltkriegs und kurz darauf in einem Dorf im Westen der heutigen Republik Mazedonien, zu einer Zeit also, die im deutschsprachigen Mazedonien-diskurs stark vertreten und insbesondere von kolonialistischen, pejorisierenden und exotisierenden Zuschreibungen geprägt ist. Andreevskis Roman, der bis auf die Rahmenhandlung intern fokussiert abwechselnd aus den Perspektiven der Eheleute Jon und Velika erzählt, bringt nun eine andere Wahrnehmung in diesen Diskurs ein. Exotisch und fremd mag die geschilderte dörfliche Welt, die von Aberglauben, Unbildung und Gewalt geprägt ist, den deutschsprachigen Lesern zwar immer noch erscheinen, aber sie rückt emotional in ihrer Menschlichkeit sehr nah, berichten Jon und Velika doch jeweils – so die SWR2-Kritik – mit »so eigener, eindringlicher Stimme, so detailliert und zugleich uneindeutig, so herzerreißend und verzweifelt, dass man sie so bald nicht vergessen wird« (Erbslöh 2017). Jon wird im Ersten Weltkrieg von den Serben eingezogen, sein Bruder Mirče von den Bulgaren (sie werden sich an der Front als Feinde gegenüberstehen), und Velika bleibt mit den fünf Kindern im Dorf zurück. Dort wüten Hunger und Krankheiten, und eins nach dem anderen sterben die Kinder. Als Jon traumatisiert

6 Koneffke berichtet allerdings auch davon, dass die Rede von einer ›mazedonischen Sprache und Literatur‹ auch im 21. Jahrhundert noch auf unerwartete Schwierigkeiten stößt, in seinem Fall in Bulgarien: »Ein paar Jahre später wiederum, als ich im bulgarischen Veliko Tarnovo Nikola Madžirov und seine Gedichte erwähnte, handelte ich mir einen Rüffel ein: Das Makedonische existiere gar nicht, es sei lediglich eine Spielart des Bulgarischen. Mein kluger, durchaus sympathischer Gesprächspartner, ein Radiojournalist, konnte es sich nicht verkneifen, einen geschmacklosen Witz zum Besten zu geben: ›Was ist ein Makedonier, der sich gewaschen hat? – Ein waschechter Bulgar!‹« (Koneffke 2012) Anders geartet, aber vielleicht vergleichbar die Erfahrung einer leitenden Mitarbeiterin der Nürnberger Stadtbibliothek, der anlässlich einer im Veranstaltungprogramm angekündigten Lesung mit einem ›mazedonischen‹ Lyriker aus der Nürnberger Partnerstadt Skopje im Oktober 2014 eine Protestnote des griechischen Konsulats ins Haus flatterte, die sie in ihrer Begrüßungsansprache verlesen musste.

von der Front zurückkehrt und von Velika vom Tod der Kinder erfährt, verfällt er dem Alkohol, macht mit den serbischen Gendarmen, die das Dorf gewaltsam »serbisieren«, gemeinsame Sache und misshandelt seine Frau, der er die Schuld daran gibt, dass die Kinder gestorben sind. Die beiden bekommen aber noch ein Kind, das kurz nach dem Tod des vom Alkohol zerstörten Jon geboren wird und überlebt.

»Diese düstere Geschichte, in der die Knochenmühle den Basso continuo des gern ›nation building‹ genannten Geschehens gibt, erzählt Petre M. Andreevski ausserordentlich kraftvoll, abwechslungsreich und in einer nie endenden Gegenwart. Abwechselnd schildern Velika und Jon, wer und was ihnen gerade auf durchweg lebensgefährliche Weise mitspielt. Wenig ist es nicht, alles hat sich gegen sie verschworen. Den Kopf zu heben, empfiehlt sich nicht, sonst wird er weggeschossen oder eingeschlagen. Ihn hängen zu lassen, ist auch nicht ratsam: Dann ruht die Arbeit, und der Hunger wühlt noch grimmiger in den Eingeweiden. [...] Lebenswitz und Verzweiflungsmut besitzen die beiden Protagonisten reichlich, sonst sehr wenig. Hunger und Verzweiflung, die Folgen der jahrelangen grossen Schlachten, vernichten die geschlossene dörfliche Welt. Den Krieg präsentiert Andreevski als groteskes, absurdes Geschehen. [...] Nicht nur der Alltag zwischen Feld und Kuhstall, auch die Geschichte als Verhängnis für jene, die inmitten glühender Nationalismen Emotionen noch gar nicht als Nation empfinden, wird so handgreiflich erfahrbar.« (Plath 2018)

Es bleibt zu wünschen, dass der literarische Austausch zwischen den Sprachräumen Mazedoniens und dem deutschen Sprachraum weiter ausgebaut und intensiviert wird. Vielleicht entwickelt sich so mit der Zeit ein gemeinsamer Mazedonien-diskurs, der sich von hergebrachten deutschsprachigen, auf den Achsen »Zentrum und Peripherie, Zivilisation und Barbarei« (Struve 2013: 105) verorteten Zuschreibungen, von *othering*, Exotisierung und Marginalisierung emanzipiert.

Dank

Dafür, dass dieses Buch nun vorliegt, bin ich zahlreichen Menschen zu großem Dank verpflichtet. Zunächst der Betreuerin meiner Dissertation an der Freien Universität Berlin, Frau Prof. Dr. Almut Hille. Ihre umfassende Unterstützung mit kritischem und dabei immer wohlwollendem Blick hat ganz entscheidend dazu beigetragen, dass ich neben meiner Berufstätigkeit und den Herausforderungen, die eine Zwillingsvaterschaft in den ersten Jahren mit sich bringt, ›bei der Stange‹ geblieben bin. Das gleiche gilt für meinen Zweitbetreuer, Herrn Prof. Dr. Hans Richard Brittnacher, der mir wichtige Hinweise und am Ende einen entscheidenden Rat gegeben hat. Dank auch den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an Almut Hilles Doktorandenkolloquium. Ihnen einzelne Kapitel vorstellen und mit ihnen diskutieren zu können, hat mich immer weitergebracht. Diese Sitzungen waren zudem als ›Meilensteine‹ von elementarer Bedeutung für mich. Dank an Herrn Prof. Dr. Christian Voß von der Humboldt-Universität zu Berlin, der mir schon zu Beginn meiner Arbeit an der Dissertation die Gelegenheit gab, in seinem Doktorandenkolloquium vorzutragen und so auch eine Einschätzung des Themas aus slawistischer Perspektive zu erhalten. Dank an Vlada Urošević, den mazedonischen Schriftsteller und Gelehrten, dessen Interesse am Fortgang meiner Arbeit über die Jahre nie nachließ. Dank an Elke Schmitter, die mir während eines gemeinsamen Flugs nach Skopje in einem Augenblick, als ich von elementaren Zweifeln geplagt war, den Kopf zurechtrückte. Dank an alle, die mich im Laufe der Jahre unterstützt, begleitet und motiviert haben. Und vor allem Dank an Marta, Hanna und David für ihre Geduld und ihre Liebe.

Literaturverzeichnis

- Adanır, Fikret. *Die Makedonische Frage. Ihre Entstehung und Entwicklung bis 1908*. Wiesbaden: Franz Steiner, 1979.
- Adler, Katharina. »Gastfreundliche Menschen«. *Merian Makedonien und Athos-Klöster*. 12/XXV (1972): 74-76.
- Amm, Bettina. »Die Ludendorff-Bewegung im Nationalsozialismus – Annäherung und Abgrenzungsversuche«. *Die völkisch-religiöse Bewegung im Nationalsozialismus. Eine Beziehungs- und Konfliktgeschichte*. Hg. Uwe Puschner und Clemens Vollnhals. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2012. 127-148. <https://doi.org/10.13109/9783666369964.127>
- Anderson, Benedict. *Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*. Frankfurt a.M. u.a.: Campus-Verlag, 1988.
- Andreevski, Petre M. Quecke. Roman. Aus dem Mazedonischen von Benjamin Langer. Berlin: Guggolz-Verlag, 2017.
- Aram, Kurt [d. i. Hans Fischer]. *Leda. Roman aus dem nahen Osten*. Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft, 1926.
- Aram, Kurt [d. i. Hans Fischer]. *Welko der Balkankadett. Eine Erzählung aus dem Balkankriege 1912/13*. Berlin und Wien: Ullstein, 1914.
- Assmann, Aleida. »Geschichte findet Stadt«. *Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem »Spatial Turn«*. Hg. Moritz Csáky und Christoph Leitgeb. Bielefeld: transcript Verlag, 2009. 13-27. <https://doi.org/10.14361/9783839411209-002>
- Auffenberg, Joseph von. *Skanderbeg. Heroisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Sämtliche Werke in zwanzig Bänden. Supplement- oder einundzwanzigster Band*. Siegen und Wiesbaden: Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung, 1844.
- Augé, Marc. *Non-lieux: introduction à une anthropologie de la surmodernité*. Paris: Éditions du Seuil, 1992.
- Bachmann-Medick, Doris. *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2006.
- Baird, Jay W. *Hitler's War Poets: Literature and Politics in the Third Reich*. New York: Cambridge University Press, 2008.

- Bakić-Hayden, Milica. »Nesting Orientalisms: The Case of Former Yugoslavia«. *Slavic Review* 54.4 (1995): 917–931.
- Baleva, Martina und Boris Previšić. »Les Balkans n'existent pas! Plurale Erbschaften und interdisziplinäre Herausforderungen«. »Den Balkan gibt es nicht«. *Erbschaften im südöstlichen Europa*. Hg. Martina Baleva und Boris Previšić. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2016. 7–24. <https://doi.org/10.7788/9783412218997-001>
- Barth, Heinrich. *Reise durch das Innere der Europäischen Türkei von Rustschuk über Philippopol, Rilo (Monastir), Bitolia und den Thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862*. Berlin: Verlag von Dietrich Reimer, 1864.
- Beha, Frank. *Ab morgen Mönch: Ein Afghanistan-Soldat geht ins Kloster*. München: Pattloch, 2009.
- Behm, Jonny [d. i. Elisabeth Joost]. *Balkan, Bakschisch und Basare. Zwei Reporterinnen auf Karl Mays Spuren*. Stuttgart: K. Thienemanns Verlag, 1954.
- Behm, Johnny [d. i. Elisabeth Joost]. *Zwischen Adria und Ägäis*. Berlin: Peter Oesterbaard, 1930.
- Benjamin, Walter. *Werke und Nachlaß. 13.1: Kritiken und Rezensionen*. Hg. Christoph Gödde und Heinrich Kaulen. Berlin: Suhrkamp Verlag 2011.
- Berg, Sibylle. »Krieg. Zum Glück: weit weg. Kosovo (aber irgendwie auch Mazedonien), 15. April 1999«. *Wunderbare Jahre. Als wir noch die Welt bereisten*. München: Carl Hanser Verlag, 2016. 7–17.
- Berger, Renate, und Inge Stephan (Hg.). *Weiblichkeit und Tod in der Literatur*. Köln, Wien: Böhlau, 1987. <https://doi.org/10.7788/9783412307226>
- Berman, Nina. *Orientalismus, Kolonialismus und Moderne: zum Bild des Orients in der deutschsprachigen Kultur um 1900*. Stuttgart u.a.: Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1997. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-04258-3>
- Best, Otto F. *Abenteuer, Wonnetraum aus Flucht und Ferne: Geschichte und Deutung*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1980.
- Bhabha, Homi. *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg-Verlag, 2000.
- Blawid, Martin. *Von Kraftmenschen und Schwächlingen. Literarische Männlichkeitsentwürfe bei Lessing, Goethe, Schiller und Mozart*. Berlin und New York: De Gruyter, 2011. <https://doi.org/10.1515/9783110237825>
- Böhmer, Sebastian. *Fingierte Authentizität. Literarische Welt- und Selbstdarstellung im Werk des Fürsten Pückler-Muskau am Beispiel seines »Südöstlichen Bildersaals«*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2007.
- Borges, Jorge Luis. »Das Aleph«. *Das Aleph. Erzählungen 1944–1952*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1992. 131–148.
- Boškovska, Nada. »Skopje 2014. Makedonien auf der Suche nach seiner Vergangenheit«. »Den Balkan gibt es nicht«. *Erbschaften im südöstlichen Europa*. Hg. Martina Baleva und Boris Previšić. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2016. 170–190. <https://doi.org/10.7788/9783412218997-010>

- Boškovska, Nada. *Das jugoslawische Makedonien 1918-1941. Eine Randregion zwischen Repression und Integration*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2009.
- Bradaška, Franz. »Die Slaven in der Türkei«. *Petermanns Geographische Mitteilungen* XII (1869): 441-458.
- Brehm, Bruno. *Apis und Este. So fing es an*. München: Piper, 1931.
- Brenner, Peter J. »Verwischte Grenzen. Karl Mays Balkandarstellung im Kontext der Moderne«. *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 2008. Hg. Claus Roxin, Helmut Schmiedt, Hartmut Vollmer, Johannes Zeilinger. Hamburg: Hansa-Verlag, 2008. 147-174.
- Brenner, Peter J. *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. Tübingen: Niemeyer, 1990.
- Brittnacher, Hans Richard. *Leben auf der Grenze. Klischee und Faszination des Zigeunerbildes in Literatur und Kunst*. Göttingen: Wallstein Verlag, 2012.
- Brittnacher, Hans Richard, und Magnus Klaue (Hg.). *Unterwegs. Zur Poetik des Vagabundentums im 20. Jahrhundert*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2008.
- Brokoff, Jürgen. »Ich wäre gern noch viel skandalöser«. Peter Handkes Texte zum Jugoslawien-Krieg im Spannungsfeld von Medien, Politik und Poesie«. *Peter Handke. Stationen, Orte, Positionen*. Hg. Anna Kinder. Berlin und Boston: De Gruyter, 2014. 17-37.
- Brokoff, Jürgen. »Srebrenica – was für ein klangvolles Wort«. Zur Problematik der poetischen Sprache in Peter Handkes Texten zum Jugoslawien-Krieg«. *Kriegsdiskurse in Literatur und Medien nach 1989*. Hg. Carsten Gansel und Heinrich Kauen. Göttingen: V & R unipress, 2011. 61-88.
- Bronisch, Matthias (Hg.). *Moderne makedonische Lyrik*. Aus dem Makedonischen von Wolfgang Eschker, Ina Jun Broda und Matthias Bronisch. Tübingen und Basel: Horst Erdmann Verlag für internationales Kulturaustausch, 1978.
- Brunau, Max. *Das Deutschtum in Mazedonien*. Stuttgart: Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft, 1925.
- Brunotte, Ulrike. *Zwischen Eros und Krieg. Männerbund und Ritual in der Moderne*. Berlin: Klaus Wagenbach Verlag, 2004.
- Bürkel, Ludwig von, und Hans Schmidt-Annaberg. *Bilder vom mazedonischen Kriegsschauplatz*. München: Verlag der Münchner Graphischen Gesellschaft, o.J.
- Conrady, Karl Otto (Hg.). *Der Neue Conrady. Das große deutsche Gedichtbuch. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Düsseldorf und Zürich: Artemis und Winkler, 2000.
- Cyganka, Dorota. »Braune Weißkittel. Autopsien populärer Arztromane im Nationalsozialismus«. *Im Pausenraum des Dritten Reiches. Zur Populäركultur im nationalsozialistischen Deutschland*. Hg. Carsten Würmann und Ansgar Warner. Bern u.a.: Peter Lang, 139-160.
- Czáky, Moritz, und Christoph Leitgeb (Hg.). *Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem »Spatial Turn«*. Bielefeld: transcript Verlag, 2009.

- Dahn, Felix. *Ein Kampf um Rom. Gesammelte Werke Band 1.* Leipzig: Breitkopf & Härtel, 1912.
- Dainat, Holger. *Abaellino, Rinaldini und Konsorten. Zur Geschichte der Räuberromane in Deutschland.* Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1996.
- Den Doolaard, A. [d. i. Cornelis Johannes George Spoelstra]. *Orient-Express. Übertragen aus dem Holländischen von Elisabeth und Felix Augustin.* Amsterdam: Querido Verlag, 1935.
- Deusch, Engelbert. *Das k. (u.) k. Kultusprotectorat im albanischen Siedlungsgebiet in seinem kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Umfeld.* Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2009.
- Dieterich, Alfred. *Weltkriegsende an der mazedonischen Front.* Oldenburg und Berlin: Gerhard Stalling, 1926.
- Dimkovska, Lidija. *Anständiges Mädchen.* Gedichte. Wien: Edition Korrespondenzen, 2010.
- Dimova, Rozita. *Ethno-Baroque: materiality, aesthetics and conflict in modern-day Macedonia.* New York und Oxford: Berghahn Books, 2013.
- Dirjan, Liljana. *Schwere Seide.* Aus dem Mazedonischen von Sabine Fahl. Berlin: Corvinus-Presse, 2000.
- Dodovski, Ivan. *Der große Koffer.* Erzählungen. Aus dem Mazedonischen von Will Firth. Leipzig: Erata-Literaturverlag, 2008.
- Doflein, Franz. *Mazedonien: Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers im Gefolge des deutschen Heeres.* Jena: Fischer, 1921. <https://doi.org/10.5962/bhl.title.37331>
- Döring, Jörg, und Tristan Thielmann (Hg.). *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften.* 2., unveränderte Auflage. Bielefeld: transcript Verlag, 2009.
- Douglas, Mary. *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu.* Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 1985.
- Drace-Francis, Alex. »Zur Geschichte des Südosteuropakonzepts bis 1914«. Wieser Enzyklopädie des europäischen Ostens, Band 11: Europa und die Grenzen im Kopf. Hg. Karl Kaser, Dagmar Gramshammer-Hohl, Robert Pichler. Klagenfurt: Wieser Verlag, 2003. 275-86.
- Drugovac, Miodrag (Hg.). *Makedonien.* Aus dem Makedonischen von Matthias Bro-nisch. Tübingen und Basel: Horst Erdmann Verlag für internationales Kulturaustausch, 1976.
- Dukovski, Dejan. *Das Pulverfass/Leere Stadt. Zwei Stücke.* Frankfurt a.M.: Verlag der Autoren, 2008.
- Džihić, Vedran. »Neue Formen autoritärer Gouvernementalität – Serbien, Mazedonien und die Türkei als Beispiele«. *Südosteuropa Mitteilungen* 57.2 (2017): 7-17.
- Eggebrecht, Harald. *Sinnlichkeit und Abenteuer. Die Entstehung des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert.* Berlin: Guttandin und Hoppe, 1985.

- Ehrke, Hans. »Mazedonien im Erlebnis des deutschen Soldaten«. *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft*. Hg. Herbert Oertel. Berlin: Wiking Verlag, 1940. 116-125.
- Ehrke, Hans. *Makedonka. Ein Roman von der Balkanfront*. Braunschweig: Westermann Verlag, 1938.
- Endler, Dietmar. »Bulgaren und Bulgarien in deutscher Trivialliteratur. Ein Nachtrag: Kurt Aram«. *Bulgarica 2*. Hg. Sigrun Comati, Raiko Krauß, Helmut Schaller. München: Akademische Verlagsgemeinschaft, 2019. 15-29.
- Engelbrecht, Elena. *Mazedonisch – Wort für Wort. Kauderwelsch Buch*. 3. Auflage. Bielefeld: Reise Know-How Verlag, 2009.
- Enzensberger, Christian. *Größerer Versuch über den Schmutz*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1970.
- Ernst, Andreas. »Max Frischs Balkan 1933 – >Ich bin zurzeit ziemlich östlich, und das hat so seine Lockungen ...« *Südosteuropa Mitteilungen* 54.3 (2014): 62-72.
- Fallmerayer, Jakob Philipp. *Fragmente aus dem Orient*. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.
- Fechner, Ellen. *Auf zeitlosen Straßen – zu zweit. Die Geschichte einer südserbischen Reise*. Berlin: Universitas, 1939.
- Felix, Robert. *Maryann erlebt Mazedonien*. Leipzig: Rekord-Verlag, o.J. [1935].
- Fink, Humbert. *Stadtgeschichten. Auf den Spuren europäischer Geschichte*. Tübingen und Stuttgart: Rainer Wunderlich, 1971.
- Finzi, Daniela. *Unterwegs zum Anderen? Literarische Er-Fahrungen der kriegerischen Auflösung Jugoslawiens aus deutschsprachiger Perspektive*. Tübingen: Francke Verlag, 2013.
- Florack, Ruth. »China-Bilder in der deutschen Literatur? Überlegungen zur komparatistischen Ideologie«. *Literaturstraße. Chinesisch-deutsches Jahrbuch für Sprache, Literatur, Kultur* 3 (2002): 27-45.
- Forst-Battaglia, Otto. »Tomislav Vitezović: Die Anderen«. *Jahrbücher für Geschichte und Kultur der Slaven*, Neue Folge, 7.4 (1931): 468-469.
- Foucault, Michel. *Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge*. Berlin: Suhrkamp Taschenbücher Wissenschaft, 2013.
- Foucault, Michel. *Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann*. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1996.
- Freud, Sigmund. »XXXI. Vorlesung. Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit«. *Gesammelte Werke. Fünfzehnter Band: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. 6. Auflage. Frankfurt a.M.: Fischer, 1973. 62-86.
- Frey, Manuel. *Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland, 1760-1860*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1997. <https://doi.org/10.13109/9783666357824>
- Friedländer, Saul. *Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus*. München und Wien: Carl Hanser Verlag, 1984.

- Friedrich, Wolfgang-Uwe. *Bulgarien und die Mächte 1913-1915. Ein Beitrag zur Weltkriegs- und Imperialismusgeschichte*. Wiesbaden und Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 1985.
- Frisch, Max. *Im Übrigen bin ich immer allein. Briefwechsel mit der Mutter 1933. Eishockeyweltmeisterschaft in Prag. Reisefeuilletons*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2000.
- Fritzsche, Herbert. *August Strindberg, Gustav Meyrink, Kurt Aram. Drei magische Dichter und Deuter*. Prag-Smíchov: Verlag Neubert und Söhne, 1935.
- Fuhrmann, Malte. *Der Traum vom deutschen Orient*. Frankfurt a.M. und New York: Campus Verlag, 2006.
- Gahse, Zsuzsanna. *Südsudelbuch*. Wien: Edition Korrespondenzen, 2012.
- Gahse, Zsuzsanna. »Skopje liegt im Vardartal. Eine Art Vorwort«. *die horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik* 52.4 (2007): 71-72.
- Gauß, Karl-Markus. *Die sterbenden Europäer. Unterwegs zu den Sepharden von Sarajevo, Gotscheer Deutschen, Arbëreshe, Sorben und Aromunen*. Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2001.
- Geier, Wolfgang. *Südosteuropa-Wahrnehmungen : Reiseberichte, Studien und biographische Skizzen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2006.
- Gelzer, Heinrich. *Vom Heiligen Berge und aus Makedonien. Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet*. Leipzig: B. G. Teubner, 1904.
- Georgievski, Taško. *Schwarze Saat*. Aus dem Makedonischen von Hans-Joachim Grimm. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag, 1974.
- Gephart, Irmgard. »Enite und die Pferde. Animalischer und zivilisierter Körper in Hartmanns von Aue *Erec*«. *Körperkonzepte im arturischen Roman*. Hg. Friedrich Wolfzettel. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2007. 353-367. <https://doi.org/10.1515/9783110944860.353>
- Gerlach, Hans-Jürgen. *Heinrich Eduard Jacob – between two worlds – zwischen zwei Welten*. Aachen: Shaker, 1997.
- Gesemann, Gerhard. *Zweiundsiebzig Lieder des bulgarischen Volkes*. Unveränderter Nachdruck mit einer Einleitung von Helmut Wilhelm Schaller. Marburg/Lahn: Biblion, 1996.
- Gesemann, Gerhard. »Zur Kulturgeschichte des Räubers«. *Slavische Rundschau* 3 (1931): 223-227. Nachdruck in Gerhard Gesemann. *Gesammelte Abhandlungen*. Band 2. Neuried: Hieronymus Verlag, 1983. 265-271.
- Gesemann, Wolfgang. »Vorwort zum Nachdruck 1979«. *Heroische Lebensform. Zur Literatur und Wesenskunde der balkanischen Patriarchalität*. Neuried: Hieronymus Verlag 1979. 5-6.
- Gesemann, Gerhard. »Ein Blick auf die Geschichte Mazedoniens«. *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft*. Hg. Herbert Oertel. Berlin: Wiking Verlag, 1940. 2-30 [Gesemann 1940a].

- Gesemann, Gerhard. »Mazedonische Volkslieder«. *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft*. Hg. Herbert Oertel. Berlin: Wiking Verlag, 1940. 180–182 [Gesemann 1940b].
- Gesemann, Gerhard. »Koštana oder von der Seele Mazedoniens«. *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft*. Hg. Herbert Oertel. Berlin: Wiking Verlag, 1940. 196–216 [Gesemann 1940c].
- Gesemann, Gerhard. »Kultur der Südslawen (Bulgaren, Serben, Kroaten, Slowenen)«. *Kultur der slavischen Völker. Handbuch der Kulturgeschichte*. Potsdam: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, 1936. 1–52.
- Goebel, J. »In den Schluchten des Balkan«. *Karl May Jahrbuch* 8 (1925): 149–153.
- Goldsworthy, Vesna. »Der Imperialismus der Imagination: Konstruktionen Europas und des Balkans«. *Europa und die Grenzen im Kopf*. Hg. Karl Kaser, Dagmar Gramshammer-Hohl, Robert Pichler. Klagenfurt: Wieser, 2003. 253–274.
- Goldsworthy, Vesna. *Inventing Ruritania. The Imperialism of the Imagination*. New Haven: Yale University Press, 1998.
- Gollbach, Michael. *Die Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur. Zu den Frontromanen der späten Zwanziger Jahre*. Kronberg/Taunus: Cornelsen Verlag Scriptor, 1978.
- Goltz, Colmar von. *Ausflug nach Macedonien. Besuch der deutschen Eisenbahn von Salonik nach Monastir*. Berlin: R. von Decker's Verlag, 1894.
- Gopčević, Spiridion. *Makedonien und Alt-Serbien*. Wien: Seidel, 1889.
- Gopčević, Spiridion. *Die Wahrheit über Makedonien. Antwort auf die Hron'sche Schmäh-schrift »Das Volksthum der Slaven Makedoniens«*. Wien: Verlag der Welt, 1890.
- Graan, Andrew. »Counterfeiting the Nation? Skopje 2014 and the Politics of Nation Branding in Macedonia«. *Cultural Anthropology* 28.1 (2013): 161–179. <https://doi.org/10.1111/j.15481360.2012.01179.x>
- Gräbel, Carsten. *Die Erforschung der Kolonien. Expeditionen und koloniale Wissenskultur deutscher Geographen, 1884–1919*. Bielefeld: transcript Verlag, 2015.
- Gregory, Derek. *Geographical Imaginations*. Cambridge/Massachusetts: Blackwell, 1994.
- Gregory, Derek. »Imaginierte Geographien«. *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 6.3 (1995): 366–425.
- Grisebach, August. *Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839 von A. Grisebach, Dr. med., Privatdocenten an der K. Universität zu Göttingen, der Regensburger botanischen Gesellschaft, des Göttingischen Vereins für Natur- und Heilkunde und des naturwissenschaftlichen Vereins des Harzes Mitglied. Erster Band*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1841 [Grisebach 1841a].
- Grisebach, August. *Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839 von A. Grisebach, Dr. med., Privatdocenten an der K. Universität zu Göttingen, der Regensburger botanischen Gesellschaft, des Göttingischen Vereins für Natur- und Heilkunde und des naturwissenschaftlichen Vereins des Harzes Mitglied. Zweiter Band*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1841 [Grisebach 1841b].

- Groh, Ruth und Dieter Groh. *Zur Kulturgeschichte der Natur. Weltbild und Naturaneignung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1991.
- Gropp, Rose-Maria. »Autorinnen erzählen vom Krieg, Teil 3: Sybille Berg reist in das Kosovo – und an noch mehr Orte, wo die Welt nicht in Ordnung ist«. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 277 (2016): L4.
- Grothe, Hugo. *Auf türkischer Erde. Reisebilder und Studien*. 2. Auflage. Berlin: Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur, 1903.
- Gündoğar, Feruzan. *Trivallliteratur und Orient: Karl Mays vorderasiatische Reiseromane*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 1983.
- Hackl, Wolfgang. *Eingeborene im Paradies. Die literarische Wahrnehmung des alpinen Tourismus im 19. und 20. Jahrhundert*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2004.
- Hahn, Johann-Georg von. *Reise von Belgrad nach Salonik nebst vier Abhandlungen zur alten Geschichte des Morawagebietes*. 2. Auflage. Wien: Tendler und Comp., 1868.
- Hahn, Johann-Georg von. *Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar*. Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei, 1867.
- Hahn, Johann-Georg von. *Albanesische Studien*. Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei, 1853.
- Hall, Murray G. *Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil*. Tübingen: Niemeyer, 1994. <https://doi.org/10.1515/9783110939835>
- Hallet, Wolfgang, und Birgit Neumann (Hg.). *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn*. Bielefeld: transcript Verlag, 2009. <https://doi.org/10.14361/9783839411360>
- Hartl, Hans. *Nationalitätenprobleme im heutigen Südosteuropa*. München: Oldenbourg, 1973.
- Handke, Peter. *Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987–Juli 1990*. 2. Auflage. Salzburg und Wien: Jung und Jung, 2005.
- Handke, Peter. *Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1996.
- Handke, Peter. »Geschichte der Kopfbedeckungen in Skopje«. *Noch einmal für Thukydides*. Ergänzte Ausgabe. Salzburg und Wien: Residenz Verlag, 1995. 35–39.
- Handke, Peter. *Mein Jahr in der Niemandsbucht. Ein Märchen aus den neuen Zeiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1994.
- Handke, Peter. »Abschied des Träumers vom Neunten Land«. *Langsam im Schatten. Gesammelte Verzettelungen 1980–1992*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992. 182–197 [Handke 1992a].
- Handke, Peter. »Noch einmal für Jugoslawien«. *Langsam im Schatten. Gesammelte Verzettelungen 1980–1992*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992. 198–199 [Handke 1992b].
- Handke, Peter. *Noch einmal vom Neunten Land: Gespräche mit Jože Horvat*. Klagenfurt: Wieser Verlag, 1992 (Handke 1992c).
- Haupt-Heydemarck, Georg. *Feldflieger über Mazedonien*. Berlin: Bernard und Graefe, 1935.

- Hausmann, Leutnant d. L. »Sieg und Frieden«. *Mazedonien. Ein Erinnerungswerk für die Mitkämpfer auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz*. Hg. von einem Armee-Ober-Kommando. Berlin: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1918. 136-137.
- Heim, Michael. *Spiridion Gopčević: Leben und Werk*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1966.
- Helfgen, Heinz. *Ich radle um die Welt. Von Düsseldorf bis Burma*. Gütersloh: Bertelsmann, 1954.
- Herwig, Malte. *Meister der Dämmerung. Peter Handke. Eine Biographie*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2011.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. »Spatial turn: Zum Raumkonzept in Kulturgeographie und Literaturtheorie«. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 35 (2009): 114-128.
- Hesse-Wartegg, Ernst von. »Mazedonien, Serbien und Montenegro«. *Frankfurter Zeitgemäße Broschüren* 29 (1909): 89-120.
- Heyer, Friedrich. *Die Orientalische Frage im kirchlichen Lebenskreis. Das Einwirken der Kirchen des Auslands auf die Emanzipation der orthodoxen Nationen Südosteuropas 1804-1912*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1991.
- Hille, Almut. *Identitätskonstruktionen. Die »Zigeunerin« in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005.
- Hobsbawm, Eric. *Die Banditen. Räuber als Sozialrebellen*. München: Hanser, 2000.
- Höfler, Otto. *Kultische Geheimbünde der Germanen*. 1. Band. Frankfurt a.M.: Moritz Diesterweg, 1934.
- Hofmann-Montanus, Hans. *Mensch an der Sonne. Buch einer österreichischen Liebe zum Balkan*. Wien: Gerlach und Wiedling, 1947.
- Hohmann, Joachim S. *Parteigenosse Wehner hat ein Interesse daran, als Nationalsozialist unbelastet dazustehen.... Leben und Werk des Kriegs- und Heimatdichters Josef Magnus Wehner*. Fulda: Zeitdruck, 1988.
- Holzner, Johann, und Christine Riccabona. »Der Löwe von Lans. Erik Maria Ritter von Kuehnelt-Leddihn«. *Kulturraum Tirol. Literatur – Sprache – Medien. Jubiläumsband »150 Jahre Germanistik in Innsbruck«*. Hg. Sieglinde Klettenhammer. Innsbruck: innsbruck university press, 2009. 121-135.
- Hösch, Edgar. *Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart*. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. München: C. H. Beck, 2002.
- Hron, Karl. *Narodnosta na makedonskite sloveni = Das Volksthum der Slaven Makedoniens*. Redaktion und Kommentare: Hristo Andonov-Poljanski. Nachdruck und Übersetzung der deutschen Ausgabe (Wien: Selbstverlag, 1890). Skopje: Arhiv na Makedonija, 1966.
- Hütz, Joseph. *Beschreibung der Europäischen Türkei, nebst einer allgemeinen Uebersicht des ganzen Türkischen Reiches. Nach den vorzüglichsten Hülfsquellen bearbeitet von J. Hütz*. München: in Kommission bei Ernst August Fleischmann, 1828.
- Ihlau, Olaf, und Walter Mayr. *Minenfeld Balkan. Der unruhige Hinterhof Europas*. Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung. München: Siedler Verlag, 2009.

- Ivanji, Ivan. »Indianer in Mazedonien? Mit Karl May in den Schluchten des Balkan«. *Literatur und Kritik* 359/360 (2001): 5-7.
- Jacob, Heinrich Eduard. *Liebe in Üsküb*. Berlin, Wien, Leipzig: Zsolnay, 1932.
- Jacob, Walter. *Die makedonische Frage. Ein politisch-geographischer Versuch*. Langensalza: Julius Beltz, 1931.
- Jankowski, Leo. *Germanos. Im Dickicht der Chalkidike. Abenteuer in Mazedonien*. Rothenburg ob der Tauber: Hegereiter-Verlag, 1953.
- Jaworoff, P. K. »Gotze Deltscheff«. *Pro Macedonia* 1 (1925): 7-24.
- Kaser, Karl. »Der Balkanheld – wissenschaftlich beinahe ausgestorben«. *L'homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 12.2 (2001): 329-334.
- Kater, Michael H. *Das »Ahnenerbe« der SS 1933-1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*. 4. Auflage. München: R. Oldenbourg Verlag, 2006. <https://doi.org/10.1524/9783486594683>
- Kazantzakis, Nikos. *Brudermörder*. Aus dem Neugriechischen von Chlodwig Plehn. München, Berlin, Wien: Herbig Verlag, 1969.
- Kazantzakis, Nikos. *Alexis Sorbas. Abenteuer auf Kreta*. Deutsche Übersetzung von Alexander Steinmetz, überarbeitet, z.T. neu übertragen und dem neugriechischen Originaltext angepasst von Isidora Rosenthal-Kamarinea. München und Berlin: Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig, 1982.
- Kieser, Harro. »Union Verlag«. *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Personen-, Länder- und Sachartikel zu Geschichte und Gegenwart der Kinder- und Jugendliteratur. In drei Bänden (A-Z) und einem Ergänzungs- und Registerband. Dritter Band: P-Z*. Hg. Klaus Doderer. Weinheim und Basel: Beltz Verlag, 1979. 655-656.
- Kirnberger, Robert. *Die mazedonische Frage*. Berlin: Hermann Walther Verlagsbuchhandlung, 1908.
- Kirova, Daniela. »Die Redaktion in der ›Deutschen Balkan-Zeitung‹. *Kulturelle Vielfalt deutscher Literatur, Sprache und Medien. Sommerschule für Alumni aus Osteuropa und der Welt 16.-27. August 2009*. Hg. Hiltraud Caspar-Hehne und Irmy Schweiger. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 2009. 215-222.
- Kiss, Edmund. *Der Freund des Rebellen*. Stuttgart: Union Verlag, 1929.
- Kiss, Edmund. *In den Schluchten des Prisats*. Stuttgart: Union Verlag, 1927.
- Klemm, Ulf-Dieter. »Nachwort«. *Das Leben im Grabe. Das Buch vom Krieg*. Stratis Myrivilis. Berlin: Edition Romiosini, 2017. 459-461.
- Klinksiek, Dorothee. *Die Frau im NS-Staat*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1982. <https://doi.org/10.1524/9783486703368>
- Klotz, Aiga. *Kinder- und Jugendliteratur in Deutschland 1840-1950. Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen in deutscher Sprache. Band II (G-K)*. Stuttgart: Metzler, 1992.
- Klute, Fritz. »Landeskundliche Arbeiten in Mazedonien«. *Verhandlungen des Zwanzigsten Deutschen Geographentages zu Leipzig vom 17. bis 19. Mai 1921*. Hg. Walter Behrmann. Berlin: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1922. 98-106.

- Knoll, Joachim H., und Julius H. Schoeps. »Vorwort«. *Typisch deutsch: Die Jugendbewegung. Beiträge zu einer Phänomengeschichte*. Hg. Joachim H. Knoll und Julius H. Schoeps. Opladen: Leske und Budrich, 1988. 5-8. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-95589-0>
- Koch, Eckehard. »Was hältet Ihr von der orientalischen Frage? Zum zeitgeschichtlichen Hintergrund von Karl Mays Orientzyklus«. *Karl Mays Orientzyklus*. Hg. Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Paderborn: Igel-Verlag, 1991. 64-82.
- Koller, Christian. »Die ›schwarze Schmach‹. Wahrnehmungen der Besatzungssoldaten im Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg in deutscher und französischer Perspektive«. *Fremde? Bilder von den »Anderen« in Deutschland und Frankreich seit 1871*. Hg. Rosmarie Beier-de Haan und Jan Werquet. Dresden: Sandstein, 2009. 66-75.
- Koneski, Blaže. *Lied der Weinstöcke*. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Manfred Jähnichen. Nachgedichtet aus dem Mazedonischen von Waltraud und Manfred Jähnichen. Berlin: Volk und Welt, 1988.
- Koneski, Blaže. *Unter dem weißen Kalkstein der Tage*. Übertragungen und Nachwort Matthias Bronisch. Brackwede bei Bielefeld: Pendragon, 1986.
- König, Helmut. »Der Zupfgeigenhansel und seine Nachfolger. Thesen zum Singen und zu den Liedern in der Jugendbewegung«. *Auf dem Weg. Festschrift zu Peter Lampasiaks achtzigstem Geburtstag*. Hg. Ilse Wellershoff-Schuur und Kay Schweigmann-Greve. Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung, 2008. 13-43.
- Konstantinović, Zoran. »Zur Rezeption serbischer Literatur im deutschen Sprachraum«. *Österreichische Osthefte* 47 (2005): 447-469.
- Köster, Adolf. *Mit den Bulgaren. Kriegsberichte aus Serbien und Mazedonien*. München: Albert Langen, 1916.
- Köster, Werner. »Der ›Raum‹ als Kategorie der Resubstanzialisierung«. *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*. Hg. Robert Stockhammer. München: Wilhelm Fink, 2005. 25-72.
- Kovačević, Katalin. »Makedonien bei Karl May«. *Karl Mays Orientzyklus*. Hg. Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Paderborn: Igel-Verlag, 1991. 219-236.
- Kovačević, Katalin. »Makedonien bei Karl May«. *Lenau-Forum* 3/4 (1971): 97-110.
- Krabbe, Wolfgang R. *Kritische Anhänger – Unbequeme Störer. Studien zur Politisierung deutscher Jugendlicher im 20. Jahrhundert*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2010.
- Krobb, Florian. *Phantastik – Völkischer Aufbruch – Jugendliteratur. Wilhelm Matthießens (1891-1965). Werke und Kontexte*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2013.
- Krobb, Florian. »Wir wollen bloß Verbindung mit dem heutlebenden Geschlecht«. Wilhelm Matthießens Karl-May-Rezeption«. *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 2011. Hg. Claus Roxin, Helmut Schmiedt, Hartmut Vollmer, Johannes Zeilinger. Husum: Hansa-Verlag, 2011. 225-260.

- Kronsteiner, Otto (Hg.). *Die makedonische Frage. 14. Salzburger Slawistengespräch 26.-29. Oktober 1995.* Salzburg: Institut für Slawistik, 1995.
- Kühl von Kalckstein, Charlotte. *Der Zauber vom Ochridasee.* Rosenheim: Meister, 1951.
- Kutschbach, Albin. *Der Brandherd Europas. 50 Jahre Balkan-Erinnerungen.* Leipzig: E. Haberland Verlag, 1929.
- Langer, Benjamin. »Schulmeister« vs. »touristischer Wegelagerer«: Friedrich Wilhelm Thierschs »Apologie eines Philhellenen wider den Fürsten Hermann L. G. von Pückler Muskau«. *Reisen um 1800.* Hg. Helmut Peitsch. München: Martin Meidenbauer Verlagsbuchhandlung, 2012. 187-197.
- Langer, Benjamin. »Mazedonien als fernes ›Morgenland‹: Orientalismus und Liminalität in Heinrich Eduard Jacobs Roman ›Liebe in Üsküb‹. Grenzen überschreiten – transitorische Identitäten. Beiträge zu Phänomenen räumlicher, kultureller und ästhetischer Transgression in Texten vom Mittelalter bis zur Moderne. Hg. Monika Unzeitig. Bremen: edition lumière, 2011. 45-54.
- Langnickel, Marco. *In vergessener Mission. Als Soldat in Mazedonien.* Hamburg: Tredition, 2009.
- Laukötter, Anja. *Von der »Kultur« zur »Rasse« – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts.* Bielefeld: transcript Verlag, 2015.
- Lefebvre, Henri. *La production de l'espace.* Paris: Anthropos, 1974.
- Libal, Wolfgang. *Mazedonien zwischen den Fronten. Junger Staat mit alten Konflikten.* Wien und Zürich: Europaverlag, 1993.
- Lindner, Friedrich Ludwig. *Gemälde der europäischen Türkei. Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde.* Weimar: Verlag des Geographischen Instituts, 1813.
- Lippman, Walter. *Public Opinion.* New York: Harcourt, Brace and Company, 1922.
- Lorenz, Christoph F., und Bernhard Kosciuszko. »Hadschi Halef Omar. Die Genese eines Dieners«. *Karl Mays Orientzyklus.* Hg. Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Paderborn: Igel Verlag Wissenschaft, 1991. 171-184.
- Löwe, Hauptmann d. R. »Von der Heimat zur Front«. *Mazedonien. Ein Erinnerungswerk für die Mitkämpfer auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz.* Hg. von einem Armee-Ober-Kommando. Berlin: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1918. 100-107.
- Lozoviuk, Petr. *Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen.* Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2008.
- Mach, Richard von. *Der Machtbereich des bulgarischen Exarchats in der Türkei. Mit ethnographisch-statistischen Tafeln und einer Karte.* Leipzig: Breitkopf und Härtel, 1906.
- Mach, Richard von. *Die macedonische Frage.* Wien: Reichswehr, 1895.
- Madžirov, Nikola. *Versetzter Stein.* Gedichte. Aus dem Makedonischen von Alexander Sitzmann. München: Carl Hanser Verlag, 2011.
- Martínez, Matías, und Michael Scheffel. *Einführung in die Erzähltheorie.* 5. Auflage. München: C. H. Beck, 2003.

- Martinson, Harry. *Reisen ohne Ziel*. Aus dem Schwedischen von Verner Arpe und Klaus-Jürgen Liedtke. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Klaus-Jürgen Liedtke. Berlin: Guggolz-Verlag, 2017.
- Matthießen, Wilhelm. *Adler der schwarzen Berge: Die Abenteuer des Jussuf Melik*. Stuttgart: Franck, 1953.
- Matthießen, Wilhelm. *Nemsi Bey unter den Komitadschis. Neue Abenteuer des deutschen Büchsenmachersgesellen*. Köln: Volker-Verlag, 1934.
- Matthießen, Wilhelm. *Nemsi Bey. Der deutsche Waffenschmied im Skipetarenland*. Köln: Bachem, 1933.
- May, Karl. *Der Schut*. Freiburg i.Br.: Fehsenfeld, 1892 [May 1892a].
- May, Karl. *Im Land der Skipetaren*. Freiburg i.Br.: Fehsenfeld, 1892 [May 1892b].
- May, Karl. *In den Schluchten des Balkans*. Freiburg i.Br.: Fehsenfeld, 1892 [May 1892c].
- Mazedonien. Bilder zur Erinnerung an die gemeinsamen Kämpfe der deutsch-bulgarischen Armee. Hg. von der Feldluftschiffer-Abt. 34 unter Mitwirkung der kartographischen Abtlg. des stellv. Generalstabes d. Armee. O. O.: Sonderdruck, 1917.
- Meid, Christopher. *Griechenland-Imaginationen. Reiseberichte im 20. Jahrhundert von Gerhart Hauptmann bis Wolfgang Koeppen*. Berlin, Boston: De Gruyter 2012. <https://doi.org/10.1515/9783110282979>
- Melzig, Dominik. *Der »Kranke Mann« und sein Freund: Karl Mays Stereotypenverwendung als Beitrag zum Orientalismus*. Husum: Hansa-Verlag, 2003.
- Mennecke, Simon. »3.68 Plakat zum Film ›Die schwarze Schmach‹. Fremde? Bilder von den »Anderen« in Deutschland und Frankreich seit 1871. Hg. Rosmarie Beier-de Haan und Jan Werquet. Dresden: Sandstein, 2009. 231-232.
- Milenic, Ornela u.a. »Die Ratte und der Fuchs. Fabeln, Lieder, Sagen nacherzählt«. *die horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik* 52.4 (2007): 73-78.
- Mischeff, D. *Die Wahrheit über Mazedonien*. Bern ohne Verlagsangabe, 1918.
- Mozer, Isolde. *Zur Poetologie bei Heinrich Eduard Jacob*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006.
- Müllenmeister, Horst Martin. »Poesie der Verfremdung. Wünsche an den Reisebericht 2000«. *Beschreibung der Welt. Zur Poetik der Reise- und Länderberichte*. Hg. Xenja von Ertzdorff und Rudolf Schulz. Amsterdam, Atlanta: Rodopi, 2000. 497-520.
- Müller, Joseph. *Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Priserend, Ipek, Toli – Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Ohrida, so wie des Gränzdistrictes von Budua in Österreich-Albanien, nach eigenen Beobachtungen dargestellt von Dr. Joseph Müller, k.k. Kreisphysiker zu Prag, emeritirtem k. k. Sanitäts-Commisär in Albanien und Rumelien, Ehrenbürger der Stadt Budua in Dalmatien, Mitglieder der medicinschen Facultäten in Prag und Padua, der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien, des Vereins großherzoglich badischer Medicinalbeamten zur Beförderung der Staatsarzneikunde in Offenburg, der medicinisch-physikalischen Societät in Erlangen, der philosophisch-me-*

dicinischen Gesellschaft in Würzburg, der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden, des Atheneums der Wissenschaften in Treviso, der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Bologna, des physikalisch-medicinischen Vereins in Florenz, der medicinisch-chirurgischen Academie in Ferrara und mehrer anderer wissenschaftlichen und Humanitäts-Vereine. Mit einer Vorrede von Dr. Paul Joseph Schafarik. Nebst einer Charta von Albanien. Prag: Verlag der J. G. Calve'schen Buchhandlung, 1844.

Müller-Funk, Wolfgang. »Narrative Modellierungen von symbolischen Räumen. Einige grundsätzliche Überlegungen mit Anwendungsbeispiel: Norbert Gstreins *Das Handwerk des Tötens*. Gedächtnis – Identität – Differenz. Zur kulturellen Konstruktion des südosteuropäischen Raumes und ihrem deutschsprachigen Kontext. Hg. Marijan Bobinac und Wolfgang Müller-Funk. Tübingen und Basel: Francke, 2008. 3-12.

Münch, Peter. »Balkan-Express. Von Albanien bis Serbien träumen die Menschen von der EU. Eine Reise in sechs Länder, die ihre Hoffnungen auf Europa richten – und die vielleicht auch Europa Hoffnung geben könnten«. *Süddeutsche Zeitung* 108 (12./13.05.2018): 13-15

Münkler, Herfried. *Kriegssplitter. Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert.* Berlin: Rowohlt Berlin, 2015.

Myrivilis, Stratis. *Das Leben im Grabe. Das Buch vom Krieg.* Übersetzt von Ulf-Dieter Klemm. Berlin: Edition Romiosini, 2017.

Nagel, Brigitte. *Die Welteislehre. Ihre Geschichte und ihre Rolle im ›Dritten Reich‹.* Stuttgart: GNT-Verlag, 1991.

Nahmer, Ernst von der. »Deutsche Kolonisationspläne und –erfolge in der Türkei vor 1870«. *Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche* 40.2 (1916): 387-448.

Naumann, Edmund. *Macedonien und seine neue Eisenbahn Salonik-Monastyr.* München, Leipzig: R. Oldenbourg, 1894.

Neumayr, Ernst. *Zwischen Adria und Karawanken. Reisen durch Jugoslawien.* Stuttgart: Henry Goverts Verlag, 1964.

Newman, John Paul. »The Origins, Attributes, and Legacies of Paramilitary Violence in the Balkans«. *War in Peace. Paramilitary Violence in Europe after the Great War.* Hg. Robert Gerwarth und John Horne. Oxford: Oxford University Press, 2012. 145-163. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199654918.003.0009>

Nünning, Ansgar. »Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung: Grundlagen, Ansätze, narratologische Kategorien und neue Perspektiven«. *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn.* Hg. Wolfgang Hallet und Birgit Neumann. 33-52. Bielefeld: transcript Verlag, 2009. <https://doi.org/10.14361/9783839411360-002>

- Nyary, Josef. »Durch das Land der Skipetaren«. *Auf den Spuren von Karl May*. Hg. Randolph Braumann. Düsseldorf: Econ Verlag, 1976. 65–87.
- Oertel, Herbert (Hg.). *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft*. Berlin: Wiking Verlag, 1940.
- Oestreich, Karl. »Die Bevölkerung von Makedonien«. *Geographische Zeitschrift* 11.5 (1905): 268–292.
- Oestreich, Karl. »Makedonien«. *Geographische Zeitschrift* 10.4 (1904): 185–203 [Oestreich 1904a].
- Oestreich, Karl. »Makedonien«. *Geographische Zeitschrift* 10.5 (1904): 241–253 [Oestreich 1904b].
- Oestreich, Karl. »Makedonien«. *Geographische Zeitschrift* 10.8 (1904): 450–461 [Oestreich 1904c].
- Oestreich, Karl. »Makedonien«. *Geographische Zeitschrift* 10.9 (1904): 513–524 [Oestreich 1904d].
- Oppeln, Philine von. *Makedonien entdecken. Unterwegs auf dem südlichen Balkan*. Berlin: Trescher Verlag, 2005.
- Oppeln, Philine von. *Makedonien entdecken. Unterwegs auf dem südlichen Balkan*. 5., aktualisierte Auflage. Berlin: Trescher Verlag, 2017.
- Oschlies, Wolf. »Makedonien, Makedonen, Makedonisch. Einführung in Geschichte und Sprache«. *Lehrbuch der makedonischen Sprache in 50 Lektionen*. München: Otto Sagner, 2007. 9–28.
- Oschlies, Wolf. *Makedonien, 2001–2004. Kriegstagebuch aus einem friedlichen Land*. Berlin: XENOMOI Verlag, 2004.
- Parr, Rolf. »Liminale und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft«. *Schriftkultur und Schwellenkunde*. Hg. Achim Geisenhanslücke und Georg Mein. Bielefeld: transcript Verlag, 2008. 11–63.
- Peters, A. *Kriegs-Erlebnisse der Radfahrer-Kompagnie Lauenbg. Jäger-Batl. Nr. 9 in Mazedonien Oktober 1916 bis Juli 1917 geschildert von Vizefeldwebel A. Peters*. Ratzeburg: Verlag der Buchhandlung Gerhard Schetelig, 1918.
- Plevneš, Jovan. *Das achte Weltwunder. Aus dem Mazedonischen von Will Firth*. Leipzig: Leipziger Literaturverlag, 2015.
- Polaschegg, Andrea. »Durch die Wüste ins Reich des silbernen Löwen. Kara Ben Nemsi reitet durch den deutschen Orientalismus«. *Karl May. Imaginäre Reisen*. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin vom 31. August 2007 bis 6. Januar 2008. Hg. Sabine Beneke und Johannes Zeilinger. Bönen: DruckVerlag Kettler, 2007. 115–136
- Previšić, Boris. »Es heiszt aber ganz Europa ...« *Imperiale Vermächtnisse von Herder bis Handke*. Berlin: Kulturverlag Kadmos Berlin, 2017.

- Previšić, Boris. »Karl May und seine Rezeption auf dem Balkan. Im Widerstreit imperialer und nationaler Kräfte«. »*Den Balkan gibt es nicht*. Erbschaften im südöstlichen Europa. Hg. Martina Baleva und Boris Previšić. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2016. 79-92.
- Previšić, Boris. *Literatur topographiert. Der Balkan und die postjugoslawischen Kriege im Fadenkreuz des Erzählers*. Berlin: Kulturverlag Kadmos Berlin, 2014.
- Pringle, Heather. *The Master Plan. Himmler's Scholars and the Holocaust*. New York: Hyperion, 2006.
- Prümm, Karl. »Das Erbe der Front. Der antideutschdemokratische Kriegsroman der Weimarer Republik und seine nationalsozialistische Fortsetzung«. *Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen – Traditionen – Wirkungen*. Hg. Horst Denkler und Karl Prümm. Stuttgart: Reclam, 1976. 138-164.
- Prümm, Karl. *Die Literatur des soldatischen Nationalismus der 20er Jahre (1918-1933). Gruppenideologie und Epochensproblematik*. Kronberg/Taunus: Scriptor, 1974.
- Radkov, Wesselin. »Politisches Engagement und soziale Problematik in den Balkanbänden Karl Mays«. *Karl Mays Orientzyklus*. Hg. Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Paderborn: Igel-Verlag, 1991. 237-254.
- Ramaj, Albert. »Mutter Teresa von Kalkutta ist Gonxhe Bojaxhiu von Skopje«. *Die Albaner in der Republik Makedonien. Fakten, Analysen, Meinungen zur interethnischen Koexistenz*. Hg. Thede Kahl, Izer Maksuti und Albert Ramaj. Wien und Berlin: LIT Verlag, 2006. 39-64.
- Randow, Norbert, und Johann P. Tammen (Hg.). *Unverhoffte Himmel. Zeitgenössische makedonische Poesie*. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag NW Verlag für neue Wissenschaft, 2003.
- Randow, Norbert. »Die bulgarische Literatur in deutscher Übersetzung«. *Die bulgarische Literatur in alter und neuer Sicht*. Hg. Reinhard Lauer. Wiesbaden: Harrassowitz, 1997. 127-140.
- Rathkolb, Oliver. *Führertreu und gottbegnadet. Künstlereliten im Dritten Reich*. Wien: ÖBV 1991.
- Rau, Susanne. *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Frankfurt, New York: Campus Verlag, 2017.
- Rauh-Kühne, Cornelia. »Gelegentlich wurde auch geschossen: Zum Kriegserlebnis eines deutschen Offiziers auf dem Balkan und in Finnland«. *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*. Hg. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Dieter Langewiesche, Hans-Peter Ullmann. Essen: Klartext, 1997. 146-169.
- Reich, Konrad. *Ehm Welk. Der Heide von Kummerow. Die Zeit, das Leben*. Rostock: Hin storff, 2008.
- Reinhard, Carl Hermann. *Infanterie geht vor: Kampf in Mazedonien*. Berlin: Wilhelm Limpert Verlag, 1943.

- Renner, H. *Aus Mazedonien. Kriegsgedichte aus Feldpostbriefen von H. Renner*. Leipzig: Verlag der Verbandszeitung der Vereine ehemal. Realschüler Deutschlands, o.J. [1918].
- Rettenbach, Heinz [d. i. Heinz Braunschweig]. *Öl bei Radovista*. Berlin: West-Ost-Verlag, o.J. [1942].
- Rettenbach, Heinz [d. i. Heinz Braunschweig]. *Straßen, Tramps und Liebe*. Berlin: West-Ost-Verlag, o.J. [1940].
- Riedel, Sabine. *Die Erfindung der Balkanvölker. Identitätspolitik zwischen Konflikt und Integration*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2005. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-80970-4>
- Riederer, Günter. »Einleitung«. *Harry Graf Kessler. Das Tagebuch. Fünfter Band. 1914-1916*. Hg. Günter Riederer und Ulrich Ott. Stuttgart: Klett-Cotta, 2008. 9-72.
- Risteski-Platnar, Blagoja. *Das Haus am Ende des Dorfes. Zeitgenössische Erzählungen aus Mazedonien*. Klagenfurt: Drava-Verlag, 2001.
- Robert, Cyprian. *Die Slawen der Türkei, oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt. Erster Theil*. Dresden, Leipzig: Arnoldische Buchhandlung, 1844 [Robert 1844a].
- Robert, Cyprian. *Die Slawen der Türkei, oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt. Zweiter Theil*. Dresden, Leipzig: Arnoldische Buchhandlung, 1844 [Robert 1844b].
- Robichon, François. »Ästhetik der Sublimierung. Die französische Kriegsmalerei«. *Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges*. Hg. Rainer Rother. Berlin: Deutsches Historisches Museum, 1994. 285-300.
- Roda Roda, Alexander. *Das Rosenland. Bulgarische Gestalter und Gestalten*. Hamburg: Enoch, 1918.
- Rosenzweig, Franz. *Die »Gritli«-Briefe. Briefe an Margrit Rosenstock-Huessy*. Hg. Inken Rühle und Reinhold Meyer. Tübingen: Bilam-Verlag 2002.
- Rosenzweig, Franz. *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften. 1: Briefe und Tagebücher. 1. Band 1900-1918*. Hg. Rachel Rosenzweig und Edith Rosenzweig-Scheinmann unter Mitwirkung von Bernhard Casper. Den Haag: Martinus Nijhoff 1979.
- Rösler, Reinhard. *Damit ich nicht noch mehr als Idylliker abgestempelt werde: Ehm Welk im literarischen Leben Mecklenburg-Vorpommerns nach 1945*. Rostock: Reich, 1998.
- Rosner, Karl. »Heilig soll der Grundsatz ›Krieg dem Krieg‹ sein. Heilig soll der Grundsatz ›Krieg dem Krieg‹ sein. Die Erinnerungen Karl Rosners an seine Kriegserlebnisse im Jahr 1916«. Hg. Andreas Sauer. Erfurt: Sutton Verlag, 2008. 29-151.
- Rossos, Andrew W. *Macedonia and the Macedonians. A History*. Stanford: Hoover Institution Press, 2008.
- Roxin, Claus. »Bemerkungen zu Karl Mays Orientroman«. *Karl Mays Orientzyklus*. Hg. Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Paderborn: Igel-Verlag, 1991. 83-112.

- Said, Edward W. *Orientalismus*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2009.
- Said, Edward. *Orientalism*. London: Routledge and Kegan Paul, 1978.
- Sarasin, Philipp. *Reizbare Maschinen: eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001.
- Sauer, Andreas. »Vorwort«. *Heilig soll der Grundsatz »Krieg dem Krieg« sein. Die Erinnerungen Karl Rosners an seine Kriegserlebnisse im Jahr 1916*. Erfurt: Sutton Verlag, 2008. 7-8.
- Sauer, Andreas. »Zur Edition der Quelle. Über das Kriegstagebuch von 1916«. *Heilig soll der Grundsatz »Krieg dem Krieg« sein. Die Erinnerungen Karl Rosners an seine Kriegserlebnisse im Jahr 1916*. Erfurt: Sutton Verlag, 2008. 23-27.
- Schäbler, Birgit. »Riding the Turns: Edward Saids Buch *Orientalism* als Erfolgsgeschichte«. *Orient – Orientalistik – Orientalismus. Geschichte und Aktualität einer Debatte*. Hg. Burkhard Schnepel, Gunnar Brands, Hanne Schöning. Bielefeld: transcript Verlag, 2011. 279-302. <https://doi.org/10.14361/9783839412930-014>
- Schafarik, Paul Joseph. »Vorwort«. *Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Priserend, Ipek, Toli – Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Ohrida, so wie des Gränzdistrictes von Budua in Österreich-Albanien, nach eigenen Beobachtungen dargestellt von Dr. Joseph Müller, k.k. Kreisphysiker zu Prag, emeritirtem k. k. Sanitäts-Commissär in Albanien und Rumelien, Ehrenbürger der Stadt Budua in Dalmatien, Mitglieder der medicinischen Facultäten in Prag und Padua, der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien, des Vereins großherzoglich badischer Medicinalbeamten zur Beförderung der Staatsarzneikunde in Offenburg, der medicinisch-physikalischen Societät in Erlangen, der philosophisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg, der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden, des Atheneums der Wissenschaften in Treviso, der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Bologna, des physikalisch-medicinischen Vereins in Florenz, der medicinisch-chirurgischen Academie in Ferrara und mehrer anderer wissenschaftlichen und Humanitäts-Vereine. Mit einer Vorrede von Dr. Paul Joseph Schafarik. Nebst einer Charte von Albanien*. Prag: Verlag der J. G. Calve'schen Buchhandlung, 1844. V-XII.
- Schäfer, Robert. *Tourismus und Authentizität. Zur gesellschaftlichen Organisation von Auswärtigkeitslichkeit*. Bielefeld: transcript Verlag, 2015.
- Schaller, Helmut. »Gustav Weigand und die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker«. *Sprache in der Slavia und auf dem Balkan: slavistische und balkanologische Aufsätze*. Hg. Uwe Hinrichs und Norbert Reiter. Wiesbaden: Harrassowitz, 1993. 215-224.
- Schattner, Gerd. *Der Traum vom Reich in der Mitte. Bruno Brehm. Eine monographische Darstellung zum operationalen Charakter des historischen Romans nach den Weltkriegen*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 1996.

- Schenk, Frithjof Benjamin. »Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung«. *Geschichte und Gesellschaft* 28.3 (2002): 493-514.
- Schilling, Konrad, und Helmut König. *Der Turm. Lieder für Jungen*. Ausgabe A. Bad Godesberg: Voggenreiter Verlag, o.J.
- Schmidt-Neke, Michael. »Pseudologia phantastica und Orientalismus. Albanien als imaginäre Bühne für Spiridon Gopčević, Karl May und Otto Witte«. *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 2006. Hg. Claus Roxin, Helmut Schmiedt, Hartmut Vollmer, Reinhold Wolff, Hans Wollschläger. Husum: Hansa, 2006. 151-184.
- Schmidt-Neke, Michael. »Von Aronauten und Skipetaren. Albanien und die Albaner bei Karl May«. *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 1994. Hg. Claus Roxin, Helmut Schmiedt, Hans Wollschläger. Husum: Hansa, 1994. 247-284.
- Schmitter, Elke. »Hinter den sieben Bergen. Im toten Winkel Europas hat der mazedonische Schriftsteller Vlada Urošević in den vergangenen Jahrzehnten ein großes Werk erschaffen«. *Der Spiegel* 52/2013 (21.12.2013). 100-102.
- Schmuck, Johannes. »Korsettstangen Hitlers. Die ›Deutsche Buchhandlung‹ von Martin Schmuck und andere deutsche Buchhandelsfirmen in den Niederlanden 1933-1944«. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 70 (2015): 55-106. <https://doi.org/10.1515/9783110379570-003>
- Schneider, Manfred. *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*. München und Wien: Carl Hanser Verlag, 1997.
- Schönbach, Ralf »Zu einem guten Kartenleser gehört schon Etwas...« Die Quellen der Balkan-Romane Karl Mays. *Karl Mays Orientzyklus*. Hg. Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Paderborn: Igel-Verlag, 1991. 202-218.
- Schoeps, Julius H. »Sexualität. Erotik und Männerbund. Hans Blüher und die deutsche Jugendbewegung«. *Typisch deutsch: Die Jugendbewegung. Beiträge zu einer Phänomengeschichte*. Hg. Joachim H. Knoll und Julius H. Schoeps. Opladen: Leske und Budrich, 1988. 137-154.
- Schreiber, Daniel. »Die Böttcherstraße – nationalsozialistischer Lehrpfad und ›Internationale Zeitschrift‹«. *AKMB-news* 12.1 (2006): 10-13.
- Schultze Jena, Leonhard. *Makedonien. Landschafts- und Kulturbilder*. Jena: Fischer Verlag, 1927.
- Schütz, Erhard. »Kriegsprosa: Remarque, Renn, Jünger«. *Einführung in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts. Band 2: Weimarer Republik, Faschismus und Exil*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1977. 56-68.
- Schütz, Erhard. *Romane der Weimarer Republik*. München: Wilhelm Fink, 1986.
- Schultz, Hans-Dietrich. »Räume sind nicht, Räume werden gemacht: zur Genese ›Mitteleuropas‹ in der deutschen Geographie«. *Europa Regional* 5.1 (1997): 2-14.
- See, Klaus von. *Barbar, Germane, Arier: Die Suche nach der Identität der Deutschen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 1994.

- Seidel, Siegfried. *In den Schluchten des Balkans. Kriegsfahrten des Detachements Bürkner und der Sächsischen A. K. K. 240 durch Mazedonien, Albanien und Montenegro*. Buchholz in Sachsen: Friedrich Seidel, 1921.
- Sieckmeyer, Doris, und Jürgen Sieckmeyer. *Македонија – Mazedonien – Macedonia*. Lüdenscheid: Seltmann + Söhne, 2009.
- Smilevski, Goce. *Gespräch mit Spinoza*. Aus dem Mazedonischen von Benjamin Langer. Berlin: Matthes und Seitz, 2016.
- Smilevski, Goce. *Freuds Schwester*. Berlin: Matthes und Seitz, 2013.
- Sobich, Frank Oliver. »Schwarze Bestien, rote Gefahr«. *Rassismus und Antisozialismus im deutschen Kaiserreich*. Frankfurt a.M., New York: Campus Verlag 2006.
- Soja, Edward M. »USA, 1990: Die Trialektik der Räumlichkeit«. *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*. Hg. Robert Stockhammer. München: Wilhelm Fink, 2005. 93-123.
- Soja, Edward M. *My Los Angeles. From Urban Restructuring to Regional Urbanization*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press, 2014. <https://doi.org/10.1525/california/9780520281721.001.0001>
- Soja, Edward M. *Thirdspace: Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*. Cambridge/Massachusetts: Wiley-Blackwell, 1996.
- Sombart, Nicolaus. »Männerbund und politische Kultur in Deutschland«. *Typisch deutsch: Die Jugendbewegung. Beiträge zu einer Phänomengeschichte*. Hg. Joachim H. Knoll und Julius H. Schoeps. Opladen: Leske und Budrich, 1988. 155-176.
- Sontheimer, Kurt. *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1962.
- Stanzel, Franz K. *Europäischer Völkerspiegel: imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*. Heidelberg: Winter, 1999.
- Starova, Luan. *Das Buch der Mutter*. Aus dem Makedonischen von Will Firth. Klagenfurt: Wieser, 2010.
- Starova, Luan. *Das Buch des Vaters*. Aus dem Makedonischen von Will Firth. Klagenfurt: Wieser, 2009.
- Starova, Luan. *Zeit der Ziegen*. Aus dem Makedonischen von Roberto Mantovani. Zürich: Unionsverlag, 1999.
- Steinbrink, Bernd. *Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland: Studien zu einer vernachlässigten Gattung*. Tübingen: Niemeyer, 1983. <https://doi.org/10.1515/9783110914351>
- Steppan, Hans-Lothar. *Der mazedonische Knoten. Die Identität der Mazedonier dargestellt am Beispiel des Balkanbundes 1878-1914; eine Dokumentation zur Vorgeschichte der Republik Mazedonien nach Aktenlage des Auswärtigen Amtes*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 2004.
- Stieger, Cyril. *Wir wissen nicht mehr, wer wir sind. Vergessene Minderheiten auf dem Balkan*. Wien: Zsolnay Verlag, 2017.

- Stoecker, Holger. »Die Jagd auf letzte ›weiße Flecken der Erde‹. Stationen eines juvenilen Expeditionsreisenden, 1910–1941«. *Vom Amazonas an die Ostfront. Der Expeditionsreisende und Geograph Otto Schulz-Kampfhenkel (1910–1989)*. Hg. Sören Flachowsky und Holger Stoecker. Köln: Böhlau, 2011. 23–96. <https://doi.org/10.25978/boehlau.9783412214302.23>
- Stokes, Lawrence D. *Der Eutiner Dichterkreis und der Nationalsozialismus 1936–1945*. Neumünster: Wachholtz Verlag, 2001.
- Stolte, Heinz. »Die Reise ins Innere. Dichtung und Wahrheit in den Reiseerzählungen Karl Mays«. *Karl Mays Orientzyklus*. Hg. Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Paderborn: Igel-Verlag, 1991. 255–276.
- Strohmaier, Alexandra. »Zur Konstitution des Raumes durch diskursive und performative Praxis«. *Gedächtnis – Identität – Differenz. Zur kulturellen Konstruktion des südosteuropäischen Raumes und ihrem deutschsprachigen Kontext*. Hg. Marijan Bobinac und Wolfgang Müller-Funk. Tübingen und Basel: Francke, 2008. 25–39.
- Struck, Lothar. »Der mit seinem Jugoslawien«. *Peter Handke im Spannungsfeld zwischen Literatur, Medien und Politik*. 3., ergänzte Auflage. Leipzig und Weißenfels: Verlag Ille und Riemer, 2013.
- Strutz, Georg. *Herbstschlacht in Mazedonien. Cernabogen 1916*. Oldenburg und Berlin: Gerhard Stalling, 1924.
- Struve, Karen. *Zur Aktualität von Homi K. Bhabha. Einleitung in sein Werk*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2013. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94251-3>
- Sudhoff, Dieter, und Hartmut Vollmer. »Einleitung«. *Karl Mays Orientzyklus*. Hg. Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Paderborn: Igel-Verlag, 1991. 7–30.
- Sundhaussen, Holm. *Jugoslawien und seine Nachfolgestaaten 1943–2011. Eine ungewöhnliche Geschichte des Gewöhnlichen*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 2012. <https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205791959>
- Sundhaussen, Holm. »Die Wiederentdeckung des Raums: Über Nutzen und Nachteil von Geschichtsregionen«. *Südosteuropa: von vormoderner Vielfalt und nationalstaatlicher Vereinheitlichung*. Hg. Konrad Clewing und Oliver Jens Schmitt. München: Oldenbourg, 2005. 13–33.
- Sundhaussen, Holm. »Der Balkan: Ein Plädoyer für Differenz«. *Geschichte und Gesellschaft* 29.4 (2003): 608–624.
- Sundhaussen, Holm. »Europa balcanica. Der Balkan als historischer Raum Europas«. *Geschichte und Gesellschaft* 25.4 (1999): 626–653.
- Süselbeck, Jan. *Im Angesicht der Grausamkeit. Emotionale Effekte literarischer und audiovisueller Kriegsdarstellungen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein Verlag, 2013.
- Szobries, Torsten. *Sprachliche Aspekte des nation-building in Mazedonien. Die kommunistische Presse in Vardar-Mazedonien (1940–1943)*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 1999.

- Taleff, Dimiter. *Der Eliastag*. Aus dem Bulgarischen von Hilde Grantscharowa. Berlin: Rütten und Loening, 1963.
- Taleff, Dimiter. *Die Glocken von Prespa*. Aus dem Bulgarischen von Hilde Grantscharowa. Berlin: Rütten und Loening, 1959.
- Taleff, Dimiter. *Der eiserne Leuchter*. Aus dem Bulgarischen von Hilde Grantscharowa. Berlin: Rütten und Loening, 1957.
- Tetzlaff, Walter. *Die deutschen Eisenbahentruppen auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz*. Berlin: Selbstverlag, 1924.
- Theweleit, Klaus. *Männerphantasien*. 1. Band. Frankfurt a.M.: Verlag Roter Stern, 1977.
- Todorova, Maria. »Der Balkan als Analysekategorie: Grenzen, Raum, Zeit«. *Geschichte und Gesellschaft* 28.3 (2003): 470-492.
- Todorova, Maria. *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*. Darmstadt: Primus Verlag, 1999.
- Todorova, Maria. »The Balkans: From Discovery to Invention«. *Slavic Review* 53.2 (1994): 453-482. <https://doi.org/10.2307/2501301>
- Troebst, Stefan. »Statt einer Einleitung. Vom ethnopolitischen Schlachtfeld zum interethnischen Stabilitätspol: Gewalt und Gewaltfreiheit in der Region Makedonien im 20. Jahrhundert«. *Das makedonische Jahrhundert. Von den Anfängen der nationalrevolutionären Bewegung zum Abkommen von Ohrid 1893-2001*. Ausgewählte Aufsätze. München: R. Oldenbourg Verlag, 2007. 21-42 [Troebst 2007a].
- Troebst, Stefan. »Anarchisten aus Bulgarien in der makedonischen national-revolutionären Bewegung (1896-1912)«. *Das makedonische Jahrhundert. Von den Anfängen der nationalrevolutionären Bewegung zum Abkommen von Ohrid 1893-2001*. Ausgewählte Aufsätze. München: R. Oldenbourg Verlag, 2007. 45-60 [Troebst 2007b].
- Troebst, Stefan. »Die ›Innere Makedonische Revolutionäre Organisation‹ und die Außenpolitik der Weimarer Republik (1919-1933)«. *Das makedonische Jahrhundert. Von den Anfängen der nationalrevolutionären Bewegung zum Abkommen von Ohrid 1893-2001*. Ausgewählte Aufsätze. München: R. Oldenbourg Verlag, 2007. 85-109 [Troebst 2007c].
- Troebst, Stefan. »Macedonia heroica«. Zum Makedonier-Bild der Weimarer Republik. *Das makedonische Jahrhundert. Von den Anfängen der nationalrevolutionären Bewegung zum Abkommen von Ohrid 1893-2001*. Ausgewählte Aufsätze. München: R. Oldenbourg Verlag, 2007. 111-173 [Troebst 2007d].
- Troebst, Stefan. »Der bessere Balkan. Projektionsflächen deutschen Revisionsstrebens in der Zwischenkriegszeit«. *Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert*. Hg. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006. 88-109.
- Turner, Victor. *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt, New York: Campus Verlag, 2000.

- Vischer, Adolf Lucas. *An der Serbischen Front. Erlebnisse eines Arztes auf dem serbisch-türkischen Kriegsschauplatz*. Basel: Kober C. F. Spittlers Nachfolger, 1913.
- Vitezović, Tomislav [d. i. Erik Maria Ritter von Kuehnelt-Leddihn]. *Die Anderen*. Wien, Zürich: Amalthea Verlag, o.J. [1931].
- Vollmer, Jörg Friedrich. *Imaginäre Schlachtfelder. Kriegsliteratur in der Weimarer Republik. Eine literaturosoziologische Untersuchung*. Berlin: Freie Universität, Dissertation, 2003.
- Voß, Christian. »Irredentismus als historischer Selbstentwurf. Wissenschaftsdis kurs und Staatssymbolik in der Republik Makedonien«. *Osteuropa* 7 (2003): 949-962.
- Wachenhusen, Hans. *Halbmond und Doppeladler. Soldaten-Bilder aus zwei Feldlagern*. Berlin: Steinalth, 1860.
- Walden, Herwarth (Hg.). *Ein Volk in Not und Kampf. Hilferuf aus Mazedonien*. Berlin: Bibliothek des »Bundes Freier Balkan«, 1932.
- Wegener, Franz. *Das atlantidische Weltbild. Nationalsozialismus und neue Rechte auf der Suche nach der versunkenen Atlantis*. Gladbeck: Kulturförderverein Ruhrgebiet e.V., 2001.
- Wehner, Joseph Magnus. *Stadt und Festung Belgrad*. Hamburg: Deutsche Hausbücherei, 1936.
- Weigand, Gustav. *Ethnographie von Makedonien. Geschichtlich-nationaler, sprachlich-statistischer Teil*. Leipzig: Friedrich Brandstetter, 1924.
- Weigand, Gustav. *Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker*. Leipzig: Seele, 1898.
- Weigel, Sigrid. »Zum ›topographical turn‹. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«. *KulturPoetik* 2.2 (2002): 151-165.
- Welk, Ehm. *Grand oder das große Spiel, Der Wundervogel Buribin und anderes*. Rostock: Hinstorff Verlag, 1971.
- Wendel, Hermann. *Kreuz und quer durch den slawischen Süden. Von Marburg nach Monastir – Von Belgrad bis Buccari – Krainer Tage*. Frankfurt a.M.: Frankfurter Societäts-Druckerei, 1922.
- Wendel, Hermann. *Von Marburg bis Monastir. Eine südslawische Reise*. Frankfurt a.M.: Frankfurter Societäts-Druckerei, o.J. [1920].
- Wendel, Hermann. *Makedonien und der Friede*. Leipzig: Verlag Naturwissenschaften, 1919.
- Wessely, Christina. *Welteis. Eine wahre Geschichte*. Berlin: Matthes & Seitz, 2013.
- West, Rebecca. *Black Lamb and Grey Falcon. A Journey through Yugoslavia*. London: Penguin Books, 2007.
- Willer, Johann. *Durch Serbien und Mazedonien: Stimmungsbilder aus dem Balkan-Feldzuge 1915-16; mit 16 Original-Aufnahmen*. 4. Auflage. Detmold: Meyer, 1916.
- Winkler, Kathrin, Kim Seifert und Heinrich Detering. »Die Literaturwissenschaften im Spatial Turn. Versuch einer Positionsbestimmung«. *Journal of Literary Theory* 6.1 (2012): 253-270.

- Wolff, Larry. *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilisation on the Mind of the Enlightenment*. Stanford: Stanford University Press, 1994.
- Wussow, Philipp von. *Uebersicht des Kriegs-Schauplatzes der europäischen Türkei von der Donau und den Grenzen von Servien und Macedonien bis Constantinopel. Ein Beitrag zur Militair-Geographie von Philipp von Wussow, Major im Königlich-Preußischen Generalstabe*. Koblenz: Karl Bädeker, 1828.
- Yeğenoğlu, Meyda. *Colonial fantasies: Towards a feminist reading of Orientalism*. Cambridge: Cambridge University Press, 1998.
- Zeil, Wilhelm. »Gerhard Gesemann – Slawist und Förderer deutsch-slavischer Wechselseitigkeit«. *Zeitschrift für Slawistik* 31.5 (1986): 730-736. <https://doi.org/10.1524/slaw.1986.31.16.730>
- Zeltner Pavlović, Irena. »Postkoloniale und postsozialistische Studien. Repräsentierte Orthodoxie«. *Postkoloniale Theologien II. Perspektiven aus dem deutschsprachigen Raum*. Hg. Andreas Nehring und Simon Wiesgickl. Stuttgart: W. Kohlhamer, 2018. 226-241.
- Ziegler, Edda. »Vermischte Zustände. Der NS-Nationalpreisträger Bruno Brehm im Piper Verlag nach 1945«. *Buchkulturen. Beiträge zur Geschichte der Literaturvermittlung. Festschrift für Reinhard Wittmann*. Hg. Monika Estermann, Ernst Fischer, Ute Schneider. Wiesbaden: Harrassowitz, 2005. 381-396.
- Ziegler, Siegfried. *Wir reiten durch Südserbien. Ein Führer durch ein Reiseland der Zukunft*. Düsseldorf: Hub. Hoch, o.J. [1939].
- Zimmermann, Tanja. »Wenn noch irgendein »Balkan« im früheren Sinne dieses Wortes existiert, so bestimmt nicht hier auf dem Balkan. Archaisierung und Antikisierung im Kampf gegen den Orientalismus«. *Den Balkan gibt es nicht. Erbschaften im südöstlichen Europa*. Hg. Martina Baleva und Boris Previšić. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2016. 121-141.
- Zürcher, Erik-Jan. »Kosovo Revisited: Sultan Reşad's Macedonian Journey of June 1911«. *Seventy-five Years of the Turkish Republic*. Hg. Sylvia Kedourie. London, Portland/Oregon: Frank Cass Publishers, 2000. 26-39.

Internetquellen

- Bantle, Oliver, Bernd Oswald und Thorsten Denkler. »Mazedonien-Einsatz. Von ›Essential Harvest‹ zu ›Allied Harmony‹«. www.sueddeutsche.de/politik/mazedonien-einsatz-von-essential-harvest-zu-allied-harmony-1.426828. *Süddeutsche Zeitung online*, 17.05.2010 (13.01.2019).
- Böhlau, Helene. *Muttersehnsucht*. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/muttersehnsucht-7902/1>. Leipzig: Max Hesses Verlag, 1904 (13.01.2019).
- Bundeswehr. *Abgeschlossene Einsätze der Bundeswehr*. www.einsatz.bundeswehr.de/portal/a/einsatzbw/!ut/p/c4/o4_SB8K8xLLM9MSSzPy8xBz9CP3I5Eyr

- pHK9pPKU1PjUzLzixJlqIDcxKT21ODkjJ74ODUPKpFaUpWqX5DtqAgAlm
w5tA!!!. Beitrag vom 25.05.2016 (13.01.2019).
- Clarenbach, Anja. *Finis libri. Der Schriftsteller und Journalist Heinrich Eduard Jacob (1889-1967)*. www.sub.uni-hamburg.de/opus/frontdoor.php?source_opus=948. Dissertation, Hamburg 2002 (13.01.2019).
- Duckwitz, Philip. »Mazedonien. Rundreise durch ein unentdecktes Land«. www.merian.de/europa/mazedonien/galerie/rundreise-durch-ein-unentdecktes-land#page1. *Merian* o.J. (13.01.2019).
- Erbslöh, Gisela. »Petre M. Andreevski: Quecke«. <https://www.swr.de/swr2/programm/sendungen/lesenswert/swr2-lesenswert-kritik-petre-m/-/id=659892/did=20442270/nid=659892/agek5x/index.html>. SWR2 vom 21.12.2017 (13.05.2018).
- Gauß, Karl-Markus. »Heiliger Irrsinn. Eine beschämende Wiederentdeckung: Bruno Brehms Balkan-Epos über die letzten Tage Kakaniens«. <https://www.zeit.de/1992/50/heiliger-irrsinn>. *Die Zeit online* vom 04.12.1992 (23.04.2018).
- Kálnoky, Boris. »Mazedonien – das Pulverfass am Rande Europas«. https://www.welt.de/print/die_welt/politik/article164120467/Mazedonien-das-Pulverfass-am-Rande-Europas.html. *Die Welt online* vom 29.04.2017 (13.01.2019).
- Killy, Walther. *Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturaumes*. www.degruyter.com/view/Killy/killy.1330?rskey=VtEg1L&result=4&dbq_o=Ehrke&dbf_o=killy-fulltext&dbt_o=fulltext&o_o=AND. Berlin und Boston 2010 (13.01.2019).
- Klußmann, Uwe. »An der Front mit den ›Preußen des Balkans‹. www.spiegel.de/einestages/erster-weltkrieg-artillerieoffizier-carl-klussmann-an-der-front-in-mazedonien-a-951409.html. *Spiegel online* vom 02.10.2013 (23.04.2018).
- Knüppel, Leila. »Was wird aus der Hauptstadt des Kitschs? Mazedonien nach dem Machtwechsel (1/5)«. www.deutschlandfunk.de/mazedonien-nach-dem-machtwechsel-1-5-was-wird-aus-der.922.de.html?dram:article_id=400322. *Deutschlandfunk* vom 11.11.2017 (14.04.2018).
- Koneffke, Jan. »Der makedonische Dichter Nikola Madžirov«. [https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/der-makedonische-dichter-nikola-madzirov-1.17868783](http://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/der-makedonische-dichter-nikola-madzirov-1.17868783). *Neue Zürcher Zeitung* vom 05.12.2012 (13.05.2018).
- Lendvai, Paul. »Pulverfass Mazedonien«. [https://derstandard.at/2000055328498/Pulverfass-Mazedonien](http://derstandard.at/2000055328498/Pulverfass-Mazedonien). *Der Standard online* vom 4.4.2017 (12.04.2018).
- Mehnert, Volker. »Durchs wilde Land der Skipetaren: Impressionen aus Albanien«. [https://www.schwarzlaufweiss.de/albanien/albanien-sueden.htm](http://www.schwarzlaufweiss.de/albanien/albanien-sueden.htm). *Schwarzlaufweiss* o.J. (23.04.2018).

- N. N. »Die Höhlen der großen Jäger«. <https://www.zeit.de/1953/50/die-hoehlen-des-grossen-jaeger/komplettansicht>. *Die Zeit* vom 10.12.1953 (23.04.2018).
- Plath, Jörg. »Den Mazedoniern wurde schon immer übel mitgespielt – Petre M. Andreevskis Roman >Queueke<. <https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/buch-andreevskiplath-ld.1330709>. *Neue Zürcher Zeitung* vom 31.01.2018 (13.05.2018).
- Stier, Frank. »Mazedoniens Regierung will Umbau der Hauptstadt stoppen«. <https://www.mdr.de/heute-im-osten/skopje-mazedonien-100.html>. *MDR online* vom 17.01.2018 (12.04.2018).
- Troebst, Stefan. »»Geschichtsregion«: Historisch-mesoregionale Konzeptionen in den Kulturwissenschaften«. <http://ieg-ego.eu/de/threads/theorien-und-methoden/geschichtsregion/stefan-troebst-geschichtsregion>. *Europäische Geschichte Online (EGO)*. Hg. Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 03.12.2010 (27.04.2018).
- Troebst, Stefan. »A. Rossos. Macedonia and the Macedonians«. <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-11793>. *H-Soz-Kult* 14.10.2008 (10.05.2018).
- Vogel, Wolf-Dieter. »Einsatz in labilem Umfeld. Der erste Militär-Einsatz der EU in Mazedonien«. www.deutschlandfunk.de/einsatz-in-labilem-umfeld.724.de.html?dram:article_id=97109. *Deutschlandfunk online* vom 19.09.2013 (13.01.2019).

Literaturwissenschaft



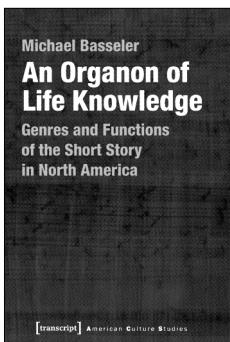
Achim Geisenhanslücke
Wolfsmänner
Zur Geschichte einer schwierigen Figur

2018, 120 S., kart., Klebebindung
16,99 € (DE), 978-3-8376-4271-1
E-Book: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4271-5
EPUB: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4271-1



Sascha Pöhlmann
Stadt und Straße
Anfangsorte in der amerikanischen Literatur

2018, 266 S., kart., Klebebindung
29,99 € (DE), 978-3-8376-4402-9
E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4402-3

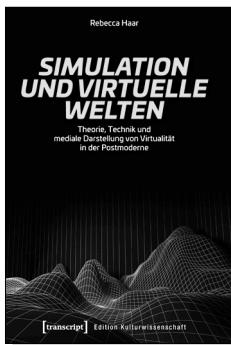


Michael Basseler
An Organon of Life Knowledge
Genres and Functions of the Short Story in North America

February 2019, 276 p., pb.
34,99 € (DE), 978-3-8376-4642-9
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4642-3

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Literaturwissenschaft



Rebecca Haar

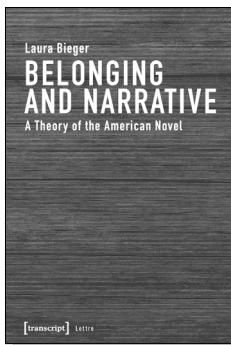
Simulation und virtuelle Welten

Theorie, Technik und mediale Darstellung von Virtualität in der Postmoderne

Februar 2019, 388 S., kart., Klebebindung

44,99 € (DE), 978-3-8376-4555-2

E-Book: 44,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4555-6



Laura Bieger

Belonging and Narrative

A Theory of the American Novel

2018, 182 p., pb., ill.

34,99 € (DE), 978-3-8376-4600-9

E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4600-3



Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel,
Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer, Heinz Sieburg (Hg.)

Zeitschrift für interkulturelle Germanistik
9. Jahrgang, 2018, Heft 2: Interkulturelle Mediävistik

Januar 2019, 240 S., kart., Klebebindung

12,80 € (DE), 978-3-8376-4458-6

E-Book: 12,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-4458-0

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**